<36608661330019
<36608661330019
Bayer. Staatsbibliothek

Herald. 8°
15 m - 2
Büsching

Ritterzeit und Ritterwesen.

Ritterzeit

und

Ritterwesen.

Vorlesungen,

gehalten und herausgegeben

von

Büsching.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Bandes.

Zweiter Abschnitt.

Ritterleben.

(Fortsetzung.)

Fünfte Abtheilung. Bewillkommnung und Empfang der Ritter, Ritterzüge, fahrende Ritter. . . S. 1

Sechste Abtheilung. Die Frauen der Ritterzeit; Liebe, Ehe und häusliches Leben. . . . . . — 63

Siebente Abtheilung. Gelübde der Ritter, verbunden mit ihrer Gottesfurcht und Liebe oder aus einzelnen Beweisen ihrer Tapferkeit entspringend. . — 155

Achte Abtheilung. Zweikämpfe und Ernstkämpfe der Ritter. . . . . S. 183

Neunte Abtheilung. Vorzüge und Auszeichnung der Ritterwürde; Verfall derselben. . . . — 259

Zehnte Abtheilung. Strafen der Ritter, Tod und Leichenbegängniß. . . . . . . — 279

Fünfte Abtheilung.

Bewillkommnung und Empfang der Ritter, Ritterzüge, fahrende Ritter.

Es war die Pflicht der Ritter, immer, so viel es ihnen möglich war, ein thätiges, nie ermüdendes Leben zu führen, Gefahren aufzusuchen und immer dahin zu eilen und sich zu wenden, wo ihre Hülfe nöthig war. Daraus entstand schon in frühen Zeiten eine Abtheilung von Rittern, die sehr berühmt waren und über welche später Cervantes die ganze sprudelnde Fülle seines Witzes ergoß: es waren die irrenden, fahrenden Ritter; und ein ergötzlicheres Leben führte wohl keiner, wenn auch ein trüber Hintergrund nicht zu verkennen ist, indem ein so edles Gemüth sein ganzes Sein und Tichten an eine undankbare, wahnsinnige Grille setzt, als des unübertrefflichen Cervantes Don Quixote de la Mancha. In den Burgen fanden die Ritter eine freundliche Aufnahme, und schon oben habe ich bemerkt, daß in Frankreich Helme, bei Schlössern und Burgen außen auf die Zinnen gesetzt, ein Zeichen waren, hier würde ein jeder fahrende Ritter eine freundliche Aufnahme

finden. Gewisse herkömmliche Sitten, wie solche fremde Ritter empfangen wurden, hatten sich schon seit der frühesten Zeit festgesetzt, schon aus der Heldenzeit herstammend, und nur einiges mag die spätere Zeit nach und nach geändert haben. Was wir davon wissen, soll sogleich folgen.

Außerdem wurden in der blühenden Zeit des Mittelalters noch Züge Sitte, die bloß dazu abzweckten, an bestimmten Orten Proben von Tapferkeit und Muth abzulegen, indem bekannt gemacht wurde, an diesem und jenem Tage würde der Ritter sich an einer genau bekannt gemachten Stelle einfinden und jedem, der ihm Kampf anzubieten geneigt sei, Kampf gewähren. Oder es waren bekannte Puncte, wohin ein mannhafter Ritter ziehen konnte und gewiß war, wenn ein bestimmtes Zeichen gegeben wurde, einen Kämpfer zu finden; und wie der Arten, zu Kämpfen und Streit zu reizen, noch mehre waren.

Viele Ritter gab es, die bloß darauf umherreisten, um durch ihre Tapferkeit Preise zu gewinnen und dadurch ihren Lebensunterhalt zu bekommen; denn Armuth herrschte oftmals bei diesen fahrenden Rittern. Sie waren es denn auch meist, die durch ihre reiche Anzahl die Höfe der Großen bei öffentlich bekannt gemachten Feierlichkeiten zierten, und für sie waren am meisten die Geschenke bestimmt, welche bei solchen Festen, wie wir bereits oben gesehen haben, auf's reichlichste vertheilt wurden. Ja, wir finden auch in den alten Gedichten Nachweise, daß solche Ritter oftmals genöthigt waren, ihre Kleinodien, die sie gewonnen, oder was sie sonst von Werth hatten, an Juden zu versetzen, und die Stellen kommen daher auch vor, daß die

Großen solchen Rittern ihre Pfänder auslösen mußten. Indessen heißen einzelne Stellen, in denen der Pfand-Auslösungen Erwähnung geschieht, oftmals auch so viel, daß, wenn diese Ritter von andern in Turnieren gefangen genommen worden, sie sich durch gegebene Pfänder auslösen mußten, und daß sie oftmals nicht im Stande waren, das verlangte Geld zu zahlen, um ihre Pfänder wieder zu erhalten, und daher dann die Großen, die das Turnier gegeben hatten, hülfreich unterstützend dazutreten mußten.

Durch diese Umherzüge gab es auch, vorzüglich in der Heldenzeit, viele Ritter, die fast überall hingekommen waren und daher alle berühmten Ritter kannten. Das beweist die Stelle in den Nibelungen, als Siegfried mit seinen Mannen auf den Sand zu Worms geritten kommt und ihn die Hofleute nicht kennen. Da räth Ortwein von Metz, man solle nach seinem Oheim Hagen schicken, der würde die Ritter wohl kennen. Hagen tritt darauf an das Fenster und gesteht, er habe die Recken nie gesehen, aber es könne niemand anders so herrlich und kraftvoll dastehen, als Siegfried.

Kamen solche fremde berühmte Ritter oder gar Könige und Fürsten an Burgen und Schlössern an, so war es Sitte des Empfanges, daß die Frau und die Töchter des Hauswirths die vornehmsten Ritter küßten. So heißt es in den Nibelungen V. 6609., als die burgunder Fürsten auf ihrem Zuge nach Etzelsburg bei dem treuen Rüdiger und seiner Gemahlin anlangen sollen:

Viel liebe Trautinne — so sprach da Rüdiger —
Ihr sollt viel wohl empfahen die edelen Könige hehr,

So sie mit ihrem Gesinde vor euch zu Hofe gah'n;
Ihr sollt auch schöne grüßen Hagenen, Günthers Mann.
Mit ihnen kommt auch einer der heißet Dankewart,
Der andere heißet Volker, an Züchten wohl bewahrt;
Die sechse sollt ihr küssen, ihr und die Tochter mein,
Und sollt auch bei den Degenen in Züchten gütlichen sein.

So geschieht es denn auch beim Empfange; aber als die junge Markgräfin den grämlichen und grimmigen Hagen küssen soll (V. 6667):

da blickte sie ihn an,
Er däuchte sie so fürchterlich, daß sie's viel gerner hätte gela'n.

Hohe Geburt und Tapferkeit machten zum Empfange der Frauen durch einen Kuß würdig, und so trat auch Volker der Spielmann hier beim Empfange neben seine Könige; denn es heißt (V. 6672):

Um seines Leibes Tugend ward ihm das Grüßen gethan.

Solcher Züge über Empfang der Ritter finden wir nun in den altdeutschen Gedichten mehre, und es mögen daher hier einige, bei denen sich überdies noch manches wird bemerken lassen, folgen:

Im Parzifal wird in Zazamang (V. 687) Gamuret freundlich von der durch Feinde bedrängten Mohrenkönigin empfangen:

Ein wenig sie gen ihn da trat,
Ihr'n Gast sie sich küssen bat;

und später werden die durch Gamuret gefangenen Ritter, die hohen Stammes sind, alle feierlich von der Königin empfangen; so V. 1377:

Er bat die Königin reich
Ihn küssen und fahen zu ihr (d. h. zu sich zu fangen, zu sich zu ziehen).

V. 1406:

Da ward auch er von Gamurete
Minnigliche empfangen,
Und oftermals umfangen
Von der Königinne reich;
Sie küßte den Degen minnigleich.
Er war ihr's Mannes Muhmen Sohn,
Sie mocht' es wohl mit Ehren thun,
Und war von Arte ein König hehr.

Also auch hier sehen wir, daß die Höhe des Standes einen bedeutenden Einfluß auf diese freundliche Art der Aufnahme hatte.

Eine andere Art des Empfanges, besonders durch die Zuthulichkeit und Einfachheit des Wirthes bemerkenswerth, erzählt Hartmann von der Aue in seinem ergötzlichen Gedicht Iwain, der Ritter mit dem Löwen, oder legt vielmehr die Erzählung einem Ritter am Hofe des Artus, Kalogriant, in den Mund.

Es geschah mir, es ist wahr,
Es sind nun wohl zwei Jahr,
Daß ich durch Abentheuer reit',
Gewaffnet nach Gewohnheit
Zu Brezilian in dem Wald.
Da fand ich Wege mannigfalt;
Da kehrt ich zu der linken Hand
Auf einen Steig den ich da fand,
Der war viel rauh und enge.
Durch Dorn und durch Gedränge
Ritt ich einen vollen Tag;
Für wahr ich wohl gesprechen mag,
Daß ich so große Arbeit
Von schlechter Fahrt nie erleid't.
Da es an den Abend ging
Einen Weg ich da fing,
Der trug mich aus der Wilde

Und kam ich an ein Gefilde.
Dem folgete ich eine Weile,
Nicht voll eine Meile,
Bis ich eine Burg ersach,
Dar kehrt' ich durch mein Gemach (um Gemächlichkeit,
Ruhe zu finden).
Ich ritt gegen das Burgthor,
Da stand ein Ritter vor.
Er hatt', den ich da stehend fand,
Ein'n Maushabicht auf der Hand;
Er war des Hauses Herre.
Und als er mich von ferre (ferne)
Zu ihm reiten sah,
Mochte er nicht warten da,
Und ließ mir nicht die Muße,
Daß ich zu seinem Gruße
Völliglichen war gekommen,
Er hatt' mir eh' benommen
Den Zaum und auch den Stegereif,
Und als er mich begreif,
Da empfing er mich so schone,
Daß ihm Gott immer lohne;
Denn mir wird leichte bis an meinen Tod
Der Herberge nimmer mehr so noth.
Eine Tafel hing an dem Burgthor
An zwei Ketten empor,
Da schlug er an, daß es erschall
Und in die Burg erhall.
Darnach stand er unlang,
Bis daß dort heraussprang
Des Wirthes Semmelunge,
Schöne und junge
Jungherren und Knechte
Gekleid't nach ihr'm Rechte.
Die hießen mich willkommen sein;
Beider, Rosses und mein,
Ward viel gut wahrgenommen.
Viel schiere sah ich zu mir kommen,
Als ich in die Burg ging,

Eine Jungfrau, die mich empfing.
Ich spreche noch als ich da sprach,
Daß ich schöner Kind nie ersach;
Die entwaffnete mich.
Ein'n Schaden klage ich,
Daß der Waffen Riemen also wenig ist,
Daß sie nicht länger' Frist
Mit mir muste umgeh'n,
Es war gar zu bald gescheh'n;
Ich wünschte, sollt' es immer sein.
Ein scharlachnes Mäntelein
Gab sie mir an.
Ich unseliger Mann,
Daß sie mein Auge je ersah,
Da uns zu scheiden geschah!

Nachdem sie in einem anmuthigen Garten einige Zeit mit freundlichem Gespräch zugebracht haben, geht er mit seinem Wirthe zu Tische, der sich höchlich über die Anwesenheit seines Gastes freut und die Steige und Wege segnet, welche ihn zu ihm führten. Am andern Morgen reitet Kalogriant wieder seine Straße und besteht ein gar übeles und ihm schädliches Abenteuer.

Mancher Empfang war auch überaus demüthig, besonders wenn der empfangende Theil sich einer Schuld bewußt war. So heißt es V. 18561 des Parzifal:

Ferne auf den Plan sie gen ihn ging,
Die Magd ihn mit Freuden empfing.
Gawan bot ihr seinen Gruß,
Sie küßt' ihm Stegreif und Fuß,
Und empfing auch die Herzogin.
Sie nahm bei seinem Zaume ihn
Und bat absteigen den Mann.

Den ausführlichsten Beweis der Ritterzüge liefert uns Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst, und

aus diesem Werke sind daher einige beträchtliche Auszüge nöthig, um über die oftmals eigen erscheinende Sitte ins Klare zu kommen. Ulrich v. Licht. erklärt dem Boten, den er gewöhnlich zu seiner Geliebten heimlich schickt: „Ich sage dir, was ich erdacht habe. In der Weise einer Frauen will ich um sie nach Preis ringen, und so will ich mit Ritterschaft fahren von dem Meere bis nach Böheim, ich will mich aus dem Lande fortstehlen und meine Fahrt vor allen Leuten verbergen, und das soll in diesem Winter sein: als ein demüthiger Pilger will ich fahren, der um Gott nach Rom geht, dann zu Venedig so lange verborgen sein, bis des Maien Schein wieder kommt, und dort will ich mich bereiten, recht wie eine Königinne soll, minnigliche Frauenkleid will ich anlegen und nach Sankt Georgen Tage will ich mich am andern Morgen auf die Fahrt machen von dem Meere zu Meisters; welcher Ritter dann mit mir einen Speer versticht um seine Frauen, dem will ich ein Fingerlein von Golde geben, auf den Muth, daß er es der gebe, die ihm die Liebste sei." Seine Geliebte erlaubt ihm die Ausführung dieses Planes und ist sehr wohl damit zufrieden. „Ich war sehr wohl bereitet — fährt er fort — zu der ritterlichen Fahrt, ich hub mich als ein Pilgrim vom Lande und nahm Tasche und Stab von einem Priester, als wenn ich wollte nach Rom fahren."

„Ich kam bald nach Venedig, wo ich Herberge nahm, ferne von den Leuten, daß mich niemand dort erkennen sollte. Hier lag ich den Winter und ließ mir Frauenkleider schneiden (diese kennen wir schon aus der

3. Abtheilung von Waffen und Kleidern). Mein Ros brachte man mir heimlich durch die Land', alle meine Knechte musten von fremden Landen sein, die sich auch sehr beflissen, meine Fahrt zu verhehlen. Als ich und die Meinigen bereitet waren, da sandte ich durch einen Boten einen Brief in die Land, durch welche ich fahren wollte, ich ermahnte den Boten, mich gegen niemand zu nennen. In diesem Briefe war meine Fahrt meisterlich beschrieben, und wo ich des Nachts in der Herberge sein wollte. Als der Bote abgereiset war, blieb ich noch dreißig Tage, der Brief aber lautete:"

„„Die werthe Königin Venus, Göttin über die Minne, entbietet allen den Rittern, die zu Lamparten und zu Friaul und zu Kärnthen und zu Steir, und zu Oesterreich, zu Böheim gesessen sind, ihre Hulde und ihren Grus, und thut ihnen kund, daß sie um ihre Liebe zu ihnen fahren will, und will sie lehren, mit wie gethanen Dingen sie werther Frauen Minne verdienen, oder erwerben sollen. Sie thut ihnen kund, daß sie sich hebet des nächsten Tages nach Sankt Georgen Tage aus dem Meere zu Meisters und will fahren bis hin zu Böheim, mit so gethanen Dingen: welch Ritter gegen sie kommt und ein Speer wider sie entzwei sticht, dem giebt sie zu Lohn ein gulden Fingerlein, das soll er senden dem Weibe, die ihm die liebste ist, das Fingerlein hat die Kraft, welcher Frauen man es sendet, die mus immer desto schöner sein, und mus sonder Falsch minnen den, der es ihr gesendet; stichet meine Frau Venus einen Ritter nieder, der soll an vier Enden in die Welt neigen, einem Weibe zu Ehren;

sticht aber sie ein Ritter nieder, der soll alle die Rosse haben, die sie mit sich führt. Sie fährt des ersten Tages zu Tervis u. s. w. (alle Tage sind bestimmt und liegen noch auf der Straße von der Küste des adriatischen Meeres bis zur Gränze von Böhmen; der letzte Tag ist:) an dem 29 Tage ist sie an der Tyne zu Böheim. Da hat ihre Fahrt ein Ende. Sie will auf der Fahrt ihr Antlitz noch ihre Hände niemand sehen lassen *), sie will auch wider niemand ein Wort sprechen. Sie gebietet von dem Tage, da ihre Fahrt ein Ende hat, am achten Tage **) einen Turnei zu Neuenburg. Welcher Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen sie nicht kommt, den thut sie in der Minnen Achte und in aller guten Weibe Aechtung, sie hat ihre Herbergen darum alle angeschrieben, daß ein jeglicher Ritter wisse, wenn oder wo er gegen sie kommen soll, daß es sich ihm zum Besten füge." "

„Wo dieser Brief in die Lande kam, waren die Ritter fröhlich; denn die deutschen Lande stunden so, daß niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemut wurde, das war damals Sitte, und wäre gut, es wäre noch***). Die Ritter bereiteten sich und so hatte ich mich auch bereitet. Ich erhub mich am nächsten Tage nach Sankt

*) Aus guten Gründen, da der Bart und die rauhen, starken Hände der Königin Venus wohl nicht zierlich gewesen seyn würden.

**) Also auch hier bei einer weltlichen Feier, die geistliche Octave, der achte Tag, beibehalten.

***) So klagt schon Ulrich von Lichtenstein selbst, als er, in wohl nicht zu hohem Alter, seinen Frauendienst dichtete.

Georgen eines Morgens sehr früh; die Leute liefen viel herbei und um mich ward ein großes Gedrang. Mein Marschalk und mein Koch ritten selb fünfe vor, von denen ward mein Gemach bereitet, nachdem sah man ein Banner führen, weiß wie ein Schwan, neben welchem zween Mann ritten, die laut in die Posaunen stießen, ein großer Schall ward zu Meisters. Drei Saum-Pferde zog man mir nach, denen drei Garzune beiliefen, nach diesen drei bedeckte Rosse, deren jegliches ein Knappe pflog, auf jedem lag ein Sattel, der war stark und silberweiß, von einem guten Meister bereitet. Bei dem Rosse führte man meinen weißen Schild, der nicht besser gemacht sein konnte, auch meinen lichten Helm, der meisterlich gekrönet war. Dann schlug ein Holiblaser einen Sumber (Holiblaser ist ein Pfeiffer oder Flötenbläser, und Sumber ist eine Art rauschender Trommel, vielleicht eine Handtrommel); nach diesem ritten vier gut gekleidete Knechte, deren jeder in seiner Hand drei große zusammengebundene Speere führte. Nach diesen ritten zwei Mägde, alles was diese antrugen, war von weißer Farbe; nach ihnen ritten zwei gute Fidelar, die mich hochgemut machten, denn sie fidelten eine fröhliche Reisenote. (Also auch damals noch Fideler, wie uns die Nibelungen im Volker dem Fideler zeigen; Reisenote bedeutet einen Marsch.) Hierauf folgte ich selbst zu Pferde, in einem gut geschnittenen Kappemantel (die Beschreibung seiner Kleidung ist schon oben in der Abtheilung von Waffen und Kleidern ausgezogen). So hub ich mich von dem Meere, und gar viele Leute folgten mir nach. Da hieß ich fragen, ob jemand Ritter da

wäre? Sie sprachen: liebe Fraue, ja, wohl tausend sind hie, die es ungerne lassen, daß sie mit euch stechen, nur erlaubt es ihnen der Podesta nicht, der von Tervis, denn dieser sagt, wer mit euch ein Speer versticht, der müsse ihm 5000 Pfund geben; er ist ein so zorniger Mann, daß er auf keine Freude achtet, man ihn auch nur selten lachen sieht. So zog ich von Meisters fort nach Tervis. Dorthin war ein Graf mit 50 Rittern gekommen, es war von Görz der Graf Meinhard. Als der Biedre vernahm, daß man mich nicht stechen ließ, sprach er: wie ist das gekommen? Man sagte ihm, der Podesta habe es verboten; das ist eine Missethat, sprach der ehrenbegierige Mann, sollen wir denn keine Freude haben? das wollen wir besser versuchen. — Sogleich setzte er sich auf sein Pferd und ritt mit vielen Rittern hin zum Podesta und sprach: Herre, ihr sollt uns mit eurer Huld hie froh sein lassen, darum bitte ich euch. Der sprach: ich verwehre euch keine Freude, wo es ohne Schaden geschieht, das gönne ich euch sehr wohl; nur will ich auf keine Weise, daß jemand hier in Tervis in ein Wappenkleid komme, es sind zu viele Gäste hergekommen, darum will ich es nicht gestatten, daß jemand hier Harnisch anlege, ich wäre wahrlich selbst ein dummer Mann, wollte ich die Dummheit hier gestatten, es könnte leicht Schaden geschehen, darum erlaube ich es nicht."

„So schied er mit Zorne von dem Podesta und ritt in die Stadt, wo viele schöne Frauen waren, denen klagte er: ihr schönen Frauen, laßt euch um euren reinen, süßen Muth geklagt sein, daß mir der Podesta versagt hat, daß er uns hier nicht will stechen lassen, das geschah doch sonst

wahrlich keinem Ritter zu Tervis; er fürchtet, es komme der Stadt zu Schaden, weil zu viele Leute hergekommen sind. Die Frauen sprachen: dies soll abgewandt werden, wir wollen ihn bitten herzukommen, wir glauben nicht, daß er uns abschlägt, was wir ihn freundlich bitten. Mit höfischen Sitten ritt schnell ein Ritter zu ihm hin, indeß kam auch ich mit Schalle durch die Stadt gezogen. Um mich war großes Gedränge und so zog ich in meine Herberge. Der Podesta kam indeß zu den Frauen, da grüßte ihn manch rosenfarbner Mund, er neigte ihnen züchtiglich, die schönen Frauen sprachen: ihr sollt uns gewähren, was wir allgemein von euch bitten, ihr sollt der Köniqinne ihr Spiel hier lassen, damit wir Ritterschaft sehen. Er sprach: ungern versag ich euch was, ich will dem Grafen um eure Bitte hie zwei Speer erlauben. Da trat mit züchtlicher Sitte Herr Leutfrit von Eppenstein herfür und bat um einen Speer, und er sprach: das will ich euch nicht versagen, mehr aber geschieht wahrlich nicht. Mit Freuden wappnete sich der Graf. (Seine Kleidung ward schon oben erwähnt). Es saß der Milde auf einem schnellen und guten Rosse, das in Sprüngen durch die Stadt fuhr, alle riefen: weicha! weich! So kam der Freche ritterlich. Ich war auch bereitet in meine weißen Wappenkleid (die auch schon oben angeführt worden). So kam ich durch die Stadt, in allen Gassen war großes Gedränge, in kleinen Sprüngen sprang mein Ros. Der Podesta von Tervis gebot mit Fleiß, daß man uns einen Ring räumte, das war aber nur verloren, denn es waren so viele Leute gekommen, daß man uns auf keine Weise einen Ring in

der Stadt machen mogte, wir konnten kaum zu einander kommen, auf einer Brücke sah ich den Hochgemuten, von der Brücke trieb der Podesta die Leute, daß ihrer nur wenige darauf stehen blieben, auf dieser musten wir tiostiren und mancher rosenfarbne Mund sprach uns Segen nach."

„Da ich ihn so schön kommen sah, nahm ich mein Ros mit Sporen, so that er dem seinigen und wir kamen zusammen, als wenn wir zu einander flogen, unsre Augen trügten uns nicht, unser beider Tiost gerieth recht da, wo sich Schild und Helm scheiden, die Speere krachten und die Splitter flogen. Die Schilde rührten einander (diese Stelle wirft auch noch einiges erklärende Licht auf die vorige Abtheilung, wo man sich im Lanzenrennen zu treffen suchte; wie auch noch einige folgende Auszüge früher Bemerktes gelegentlich erklären). Der Tugendreiche band den Helm ab, und so auch ich; ich sandte ihm ein goldnes Fingerlein, daß er seiner Frau geben sollte, die ihm die liebste vor allen Weiben sei, dabei sollte sie seinen treuen Muth erkennen. Herr Leutfrit von Eppenstein kam ritterlich gezimirt gegen mich, der starke Mann war des Gutes reich und wohl bekannt an der Mure, er führte ein großes rothes Speer in seiner Hand. Ich dachte: das ist ein starker Mann und wohl geübt in Ritterschaft. Da machte ich den Puneis lang, ihm sank sein Speer allzu niedrig und er stach mein Ros durch den Hals, ich brach den Speer auf seiner Brust, mein Ros sprang vor Schmerzen hoch und ich muste absitzen. Der Tag war auch vergangen und die Ritterschaft muste ein Ende haben,

ich fuhr in meine Herberge; gern wären mir alle die Herren gefolgt, um mich zu sehen, das wurde aber vermieden, denn ich ließ mich auf der ganzen Fahrt von keinem Manne sehen. Am andern Morgen als der Tag erschien und ich noch in meinem Bette lag, waren wohl 200 Frauen vor meine Herberge gekommen, um zu erfahren, wann ich in die Kirche gehn würde. Einer meiner Knechte sah die Frauen und sprach zu mir mit Züchten: viel liebe Fraue, ich meine euch edle Königinn, ich weiß nicht, ob ihr wißt, alle Frauen aus der Stadt sind daher gekommen, ihr lieget allzulange. Da ich das hörte, legte ich schnell Kleider an meinen Leib, wie sie ein werthes Weib wohl mit Ehren tragen mag — und so ging ich in hohem Muthe hin, wo mich mancher rother Mund mit Gruß empfing, sie sprachen: Gott willkommen, Königinn Venus! — ich bat sie, den Buhurt zu lassen, das wurde auch schnell gethan. Da ich zur Kirchen ging, nahm eine Gräfin meinen Mantel und hielt ihn über mein Gewand empor, so führte sie mich zur Kirche, ich nahm den Dienst in hohem Muthe an. Ehe ich zur Kirche kam, hatte mein Kammerer einen schönen Teppich genommen und einen reichen Polster, das lag über einem Stuhl, worüber ich mich zu neigen pflog. Ich bat Gott, daß er durch seine Güte möge meiner Ehre pflegen."

„Ein Pfaffe sang eine schöne Messe, groß Gedränge war um mich von Frauen, als ich zum Opfer gehen wollte, man hieß die Leute aufstehen, ich that dreist mein Opfer. Da ich vom Opfer kam und man das Pace hertrug, wurde genug gelacht, denn ich nahm das Pace von

einem Buch, so mit verbundnem Antlitz, wie es sich doch nicht ziemte, so bot ich es der Gräfinn; die Hochgeborne sprach: ihr sollt die Risen (das Tuch um Mund und Kinn) wegnehmen, denn so geziemt mir das Pace nicht. Im Augenblick nahm ich die Risen vom Munde, worauf die Schöne lachte und sprach: wie nun? ihr seyd ein Mann, das seh' ich wohl; was thut es; der Kus soll wohl geschehen, ich will um alle guten Weib euch küssen, weil ihr Frauenkleider angelegt habt, so soll euch mein Kus nicht versagt sein. Da sie nun das Pace von mir empfing und der süße Kus geschah, so wurde ich davon sehr hochgemut. Die Messe war nun gesungen und ich und manche schöne Fraue gingen von der Kirche, ein großes Gedränge war überall in den Gassen, ein großes Schallen von Posaunen hörte man vor uns, und alles war froh uns zu sehn. Ich kam vor meine Herberge und nahm schön Urlaub von mancher minniglichen Frauen; mit süßen reinen Herzen baten sie, daß Gott mein pflegen möge; und davon habe ich seitdem viel Glück gewonnen, denn Gott kann guten Frauen nicht versagen. Manch hochgemuter Ritter bat den Podesta, daß er mich mehr stechen ließe; das geschieht nicht, antwortete er, wer mit ihm tiostiren will, der ziehe mit ihm bis an den Platz, das will ich erlauben. Ich speis'te und befleißigte mich dann, schön durch die Stadt zu reiten. Mancher werthe Mann begleitete mich zu Pferde."

„Mit Freuden zog ich an den Platz, an einer schönen Stelle sah ich Herrn Reinprecht von Murecke, sein Speer war leuchtend von Gold, das schlug er unter seinen Arm,

das meine setzte ich auf mein Diech (auf meinen Schenkel), er stach sein Speer durch meinen Schild, das von der Tiost nur wenig brach, mein Speer neigte sich nicht, und so erging der Tiost beiderthalb ritterlich; da gab ich dem reichen Mann ein goldenes Fingerlein, er dankte dafür. Nun bestand mich Herr Herrmann von Plintenberg und drei Wahlen, die ritterlich ritten und nicht fehlten. Jeglichem gab ich ein Fingerlein: ich verstach die vier Speere. Darauf zog ich schöne nach Schetzin, wo ich die Nacht bleiben wollte. Da ward ich wohl empfangen, die Fenster waren voll Frauen, die mich alle grüßten. Ich blieb die Nacht da, und als der Tag erschien, hub ich mich wieder gewappnet auf meine Fahrt. Vor einem wunniglichen Foreis wartete mein der Graf von Görz mit manchem Manne, 12 sah ich unter Helmen, da sprach ich zu den Meinen: ich sehe hier Ritter, die Tiostirens begehren. Gleich saß ich auf mein Ros und vergaß des Schildes nicht, den Helm band ich zu Haupt und nahm ein Speer in die Hand. Sie rannten gegen; der Graf verstach ein Speer auf meinem Helm, das meine zerbrach an seinem Halse. 7 Speere wurden da auf mich verstochen, 11 Speere wurden von meiner Hand da ritterlich verschwendet, 5 Ritter verfehlten mich, denen gab ich auch keine Fingerlein. Ich band meinen Helm ab. Indeß erhub sich auf dem Felde hier und da mancher Tiost, der Graf von Görz stach einem Ritter seinen Helm ab, ein schönerer Tiost konnte nicht gesehen werden, denn der Ritter blieb kaum sitzen. Wohl 100 Ritter thaten da ritterliche Arbeit, um die Weib und um ihre Ehre."

„Die Ritterschaft zerließ sich nun, und sie zogen mit mir an dem Tage bis zu St. Ulrich, da wollte ich mein Gemach haben. Am andern Morgen wappnete ich mich schnell, und zog mit weißen Speeren auf das Feld: einer war unter den Rittern, von dem hatte ich vernommen, daß er Kleinod von Frauen mit sich gebracht habe, der hieß Herr Otte von Spengenberg, der zog mir nach wohl gezimirt, sein Zimir gab lichten Schein, um seinen Helm führte er ein Risen. Wir führten beide starke Speer, da wurde der Puneis lang gemacht, denn er wollte mich fällen, ich dachte auch: ich will diesen Mann so treffen, ob er kann sitzen bleiben. Er trieb mit Sprüngen eilig gegen mich, sein Speer war gesenkt, ich warf mein Ros etwas von ihm zurücke, weil ich im Sinne hatte, den Mann zu fällen, dann trieb ich wieder auf ihn und mein Tiost blieb an seinem Halse, wovon der hochgemuthe Mann beinahe einen Fall hätte nehmen müssen: er verstach auf mir ein großes Speer, und von unser beider Speere Krachen sah man die Splitter hoch auffliegen, Zaum und Stegereif entwischten ihm, er faßte den Satelbogen, dabei richtete er sich wieder auf, sonst wäre er nieder gefallen. Mit ihm stach ich selb sechse, daß nie ein Fehler geschah, ich gab ihnen allen Fingerlein, band meinen Helm ab und zog gegen Clenum. Da hatte sich ein Ritter gegen mich auf den Plan in einem wonniglichen Gezelt gelegt, der war Herr Mathie genannt, auf Ehre stund sein Sinn: er hatte eine minnigliche Magd gegen mich geschickt, die führte in ihrer Hand ein Speer, ritt ein schönes Pferd und trug sehr gut Gewand. Die

Schöne sprach aus rothem Munde: Gott willkommen Königinne Venus, Herr Mathie hat euch durch mich entboten, daß ihr, Frau, ihm auch ohne Streit willkommen seid, denn er sieht euch von Herzen gerne, er hat euch durch mich dies Speer gesandt, daß ihr es auf ihn verstechen sollt, das hieß er euch durch mich viel züchtiglichen bitten, nun nehmt es, so lieb euch alle Frauen sind. Ich nahm das Speer williglich und dankte der Botschaft, und hieß die minnigliche Magd sagen, ich wäre bereit, alles zu thun, was sie mir gesagt. Die Magd dankte und ritt in hohem Muthe von dann."

„Da wappnete ich mich und band den Helm zu Haupt, ich nahm Speer und Schild; da kam auch der Ehrengehrende über den Anger gestapft, er führte an seinem Speer ein gutes Risen, und ein Schapel auf seinem Helm, das von Gold und Perlen lichten Schein gab, er mochte der wohl zu Diensten leben, die ihm das Kleinod geschenkt hatte. Wir waren jetzt so nahe gekommen, daß es Zeit war zum Puneis, jeder beflies sich, daß er schöne geritten käme und nicht fehlte, wir trieben nun mit den Sporen zusammen, und die Speere blieben nicht ganz; es geschah ein schöner Tiost, ich stach ihm den Helm vom Haupte, und die Risen an seinem Speer vorn blieb in meinem Schilde, sein Tiost bohrte mir weite Lücken, oben wo des Schildes Rand mir deckte das linke Achselbein. Sein Helm war ihm schnell aufgehoben, und ich sah noch 6 Ritter gezimirt gegen mich traben, jeglicher führte ein Speer, die wurden von mir angerannt, ich vermißte keinen, ihrer trafen mich aber nur viere. Die zween, die

mein da vermißten, waren traurig, der Wirth selb fünfte holte da die Fingerlein. Ich band den Helm vom Haupte und ritt in meine Herberge, wo ich gut Gemach fand. Am Abend sah man die Ritter mit einem wonniglichen Buhurt kommen, da ward ritterlich geritten vor meiner Herberge, es konnte kein Buhurt schöner sein; da saß ich in einem Fenster, und sah die Arbeit der Ritter, ich war wonniglich gekleidet, recht wie eine Königinn. Des Buhurts war nun genug, und aus meiner Herberge gab man den Rittern des guten Weines viel, denn nach Arbeit trinkt mancher Mann gern, ich hieß ihnen schenken in Köpfen, in Näpfen und silbernen Schalen, da neigten sie mir alle und fuhren in ihr Gemach. Da hatte mein Kammerer 4 meiner Röcklein zur Wäsche gegeben, das ward eine edle Frau gewahr, und alsbald sandte mir das schöne Weib ein Röckel, sie gebot der Wäscherinn auf ihren Leib, daß sie es verbürge unter meine Röcklein, darinn war ein Brief, ein Gürtel und ein Schapel gebunden; so empfing es mein Kammerer und wurde dessen nicht inne, worüber er nachher Verdrus hatte."

„Als der Tag gekommen war, hörte ich Messe, darnach ließ ich mir mein Wappenkleid anlegen, meine Posauner bliesen mit Schalle eine süße Weise, damit thät man den Rittern kund, daß ich bereitet wäre; mancher hochgemuthe Mann wappnete sich, in den Gassen trug man Schilde, Helme und Speere. Da zog ich für die Stadt. Herr Mathie hatte sein Gezelt mir wieder in Weg aufgeschlagen, er hielt da vor dem Gezelt schöne gezimirt auf dem Plan, da stapfte ich zu ihm und er nahm

sein Ros mit beiden Sporen, da ward ein Tiost so ritterlich und so wonniglich geritten, daß ich nie es schöner habe gesehen, die Schilde kluben sich von der Tiost und hoch flogen die Splitter von den Schäften. Da waren auch aus der Stadt wohl dreißig Ritter gekommen, da nahm man die Rosse mit Sporen, und mancher schöne Puneis ward geritten. Da lag das Feld voll Splitter; mit 11 Rittern stach ich, auf welche ich 9 Speere verstach, zween verfehlte ich, darauf band ich meinen Helm ab. 7 Fingerlein gab ich dahin, die sie wohl verdient hatten, die vier, deren Speer ganz blieben an dem Tage, waren zornig, daß sie mein verfehlt hatten. — Zur Klause hatte ich zu Nacht mein Gemach. Am andern Morgen stach ich mit dem von Liunz ritterlich, er und seine Gesellen verdienten drei Fingerlein, das geschah ohne Fehlen. An dem Tage zog ich bis zum Thor. — Am andern Morgen hub ich mich früh von dem Thor, da hatte sich auch der Fürst von Kärnthen schon auf einen grünen Anger gelegt, er lag des Imbiß wegen da, was er immer gerne auf dem Grase pflog. Bei ihm lagen wohl hundert Ritter. Da ich ihn so vor mir liegen sah, sagte ich aus hohem Muthe: ich sehe dort Ritterschaft gegen mich liegen, des bin ich von Herzen froh. Da hieß ich meine Posauner blasen, ihr Blasen erscholl laut und süße. Da der Herzog und die Ritter den Schall von den Posaunen erhörten, sprachen sie: wer zieht da zu uns? Man sagte: die Königin fährt daher, wie ihr ihre Briefe gehört habt. Sie sprachen: die sei willkommen, wir sollen sie hier schöne empfangen. Der Fürst und seine Gesellen hießen

mich willkommen sein, sie riefen: Buge waz primi gralva Venus! (Gott willkommen, Königin Venus!) Sie hießen mich fragen, ob ich tiostiren wolle; ich sprach: ja. Da wappnete sich mancher biedre Mann, und 50 waren bald in ihren Harnischen, die alle tiostiren wollten. Der zuerst gegen mich kam, war ein biedrer Mann, der hieß der schöne Herrmann von Osterwitz, seine Tapferkeit war weit erkannt. Wir beide ritten einen schönen Tiost: weicha! weich! rief man dort und hie; man sah die Speere auf beiden Helmen brechen, und das Feuer sprang aus den Helmen. Man gab mir ein ander Speer, und mein Herr Chol von Finkenstein kam gegen mich, der konnte wohl tiostiren, denn er verstach einen Speer an meinem Helme, das meine zerbrach an seinem Schild. Fünfzehen Speer wurden da auf mich verstochen, ich verstach 18 Speer, worauf ich meinen Helm abband. Ich gab denen 15 Fingerlein, die sie verdient hatten, worauf ich mit Freuden nach Villach zog, durch das Rastthal. Der Fürst aus Kärnthenland zog mit mir und zu Villach ward mancher Speer verstochen."

„In der Nacht hatte ich zu Villach gut Gemach, am andern Tage hörte ich eine schöne Messe; ich hatte wonnigliche Frauenkleid an mich gelegt, und so ging ich nach der Kirche, worüber mancher Mann lachte. — Da kam ein Bote, der sprach: edle Königin, ihr sollt jetzt gewappnet sein, die Ritter sind schon bereit und ziehen auf das Feld. Ich wappnete mich alsbald in meine weißen Wappenkleid und zog auf das Feld, wo ich wohl 40 Ritter fand. Herr Swikker von Frauenstein führte gegen mich

ein starkes Speer, das er mir auf der Brust verstach, mein Speer blieb eben so wenig ganz. Da kam gegen mich ein biedrer Mann, Rudolf von Rase, ein edler Ritter, der nie Fuß breit aus der Bahn der Ehren trat, der reine Hochgemute stach mir meinen Helm ab und ich verwundete ihn am Arm, das that mir sehr leid. Nun ward auf dem Felde hie und dort viel tiostiret, das Feld lag der Splittern voll. Ich verstach da 15 Speere, dann zog ich in meine Herberge und gab 12 Fingerlein denen, die sie verdient hatten. Dann entwappnete ich mich und kleidete mich als ein Weib, in einem Fenster saß ich da und vor mir erhub sich ein Ritterspiel, es wurden da wohl 50 Speer vor mir verstochen, welches auf dem Markt geschah. Nun ward es Abend, und da sie vom Morgen bis zum Abend Ungemach gehabt hatten, sah mancher die Nacht sehr gern, welcher müde war, mancher wollte den Frauen gern noch mehr dienen, was der Abend da hinderte. Als der dritte Tag kam, zog ich nach Feldkirchen und wohl 20 Ritter folgten mir. — Auch kam Herr Zacheus von Himmelberg, weit von seinem Gesang bekannt, der hatte ein Mönchskleid über seinen Harnisch gelegt, eine schwarze Kappe und auf seinem Helm ein Haar, dem war eine breite Platte geschoren. Er hatte einen theuren Eid gethan, daß er die Königin niederstechen wollte. 11 Ritter kamen da gegen mich, auf die ich 10 Speer verstach, ihrer jeglicher brach auch seinen Speer auf mich. Da das der Mönch gewahr wurde, kam er gegen mich auf den Ring, das war aber umsonst, mir ward der Helm abgenommen, und ich ließ ihm sagen, da er Mönchskleid

an habe, und auch Mönch statt Ritter sein wollte, so wollte mit ihm die Königin nicht Ritterschaft pflegen; da ritt ich in meine Herberge, wo mir ein gutes Gemach bereitet war. Als der andere Tag erschien, schied ich von dannen und zog bis St. Veit. Als man dort meine Ankunft erfuhr, warteten die Ritter nicht lange, sie ritten mir entgegen und ich ward als ein Freund von ihnen empfangen. Ich ritt in die Stadt und ließ den Rittern sagen, wer mit mir tiostiren wolle, der solle sich wappnen. Alle wappneten sich freudig, wohl 25 werthe Ritter. — Auch der Mönch mit einem neuen Speer war wiedergekommen. Da ich ihn gegen mich halten sah, sprach ich in Ungemuthe: wahrlich, ich steche gegen euch nicht! Sogleich band ich den Helm ab und fuhr in meine Herberge, wo ich die Nacht gut Gemach hatte. Am andern Tage bereitete ich mich wieder auf die Fahrt und ließ die Ritter fragen, ob einer tiostiren wolle. Da waren am Morgen 6 bereit, sogleich nahm ich ein Speer und gegen mich ritt Herr Ortolf von Osterwitz, die Splitter sah man fliegen und die Speere brachen an beiden Hälsen. Herr Wichard von Carlsberg kam nur mäßlich gegen mich, davon sein Speer auch ganz blieb" u. s. w.

„Der Mönch kam in Mönches Weise wieder, und wollte an mir Preis erjagen, da sagte ihm mein Bote von mir, so lange er Mönches Kleid führte, würde ich mit ihm nicht stechen. Der Mönch sprach aus hohem Muthe: so fahr ich ihr doch immer nach, wohin sie immer fährt, sie mus mit mir tiostiren, das kann nichts anders als der Tod hindern. Da ritten die Ritter alle zu mir

und sprachen mit Züchten: Fraue, ihr sollt uns das gewähren, was wir euch bitten, daß ihr mit diesem Mönche hier ein Speer verstecht, welche Kleider er auch trägt, da sein Muth auf Ehre steht. Ich sprach: da ihr es so züchtig begehrt, will ich es euch gewähren. Ich ließ mir ein Speer geben, und machte den Puneis lang, denn ich war ihm von Herzen gehas, ich hatte recht den Willen ihm seinen Helm zu treffen. Er verstach sein Speer ritterlich, auch traf ihn meine Hand so, daß er hinter das Ros fiel und sinnlos da lag; der Fall that mir wenig leid und der Biedre mußte noch Spott dulden. Ich hatte ihm durch den Helm gestochen und gab ihm und den andern 14 Fingerlein. Damit ritt ich mit Freuden von dannen und kam an dem Tage nach Friesach. Dort war mancher gute Ritter, der meiner wartete; ich ward von ihnen minniglich empfangen und schon vor der Stadt ritten sie mir entgegen. Sie fragten züchtiglich, ob ich des Tages da stechen wollte, ich sprach: ja; da baten sie mich allgemeine, daß ich bis zum Morgen früh warten sollte. Was ihr geliebet, soll geschehen, sprach ich und fuhr in meine Herberge, vor der großes Gedränge von einem Buhurt wurde; es wurde künstlich und ritterlich geritten, man sah viel Schilde brechen, das Spiel wurde bis auf den Abend getrieben, daß die Rosse schäumten. Als der Abend kam, musten sie ihren Buhurt lassen."

„Die Nacht nahm ein Ende, da wappnete ich mich, so thaten die Hochgemuten, ich zog auf das Feld, sehr fröhlich, daß ich meiner lieben Frauen wieder dienen sollte. Auf dem Felde hielt Herr Konrad von Medekke, der

rannte mich ritterlich an, sein Puneis war schöne und lang, er trieb sein Ros mit den Sporen und dachte auf Frauenlohn, er verstach ritterlich sein Speer, daß ich es an meinem Halse empfand, ich machte ihm in seiner rechten Hand eine Wunde, was mir inniglich leid that, denn er war ein mannlicher Ritter. — Mit 7 Rittern stach ich und zog von dannen, 5 Fingerlein gab ich ihnen. Man sah mich gen Scheuflich reiten in das werthe Steierland, 19 Ritter ritten mit mir und nur fünf warteten meiner, die ritten mir mit freundlichem Gruß entgegen. Gott willkommen, Venus, edle Königin, zu Freuden in dies Land! Da neigte ich züchtiglich. Ich blieb die Nacht in Scheuflich, und am Morgen wappnete ich mich, so thaten auch die Ritter, die tiostiren wollten. Da kam auf dem Felde wohl gezimirt gegen mich ein biedrer Mann, Herr Ilsung von Scheuflich, der immer nach Ehren und Rittersnamen rang; — er führte in seiner Hand ein Speer, daran viel kleiner Schellen hingen; er nahm sein Ros mit den Sporen und stach mir meinen Schild vom Arm, daß alle Riemen wie von einem Donnerschlag brachen, der Tiost erklang, mein Schild fiel hin, auf seiner Achsel zerbrach mein Speer, wie man einen großen dürren Ast von einem Baum abreißt. Nie habe ich jemals von einem Tiost einen so großen Krach gehört, weit weg stoben seine Schellen, die Schilde zerkluben sich. Nach diesem schönen Tiost stach ich noch mit 4 Rittern, und gab ihnen 5 Fingerlein, sie sprachen: wahrlich, diese Königin fährt eine schöne Fahrt, Gott hat sie bisher beschützt, der müsse ihrer ferner pflegen. So zog ich im hohen Muthe nach Juden=

burg. Ich wünschte, daß meine werthe Fraue meinen Muth zu ihr erkennen möchte, und daß sie mir dann gnädig wäre. Zu Judenburg empfing man mich freundlich, ich hatte die Nacht gut Gemach, und als der Tag kam, wappnete ich mich und fuhr gezimirt auf das Feld, da hatten sich auch 9 Ritter schön gegen mich gezimirt, auf die ich 9 Speer ohne Fehler verstach, 3 verfehlten da meiner und ich gab 6 Fingerlein. Freudig hob ich mich dann gen Chnütelfelde zu Thal an der Mur hin. Am andern Tage verstach ich 2 Speer und gab 2 Fingerlein. Nach Lioben ritt ich und fand da wohl 20 Ritter; ich ward von ihnen minniglich empfangen und dankte ihnen freundlich. Ich ritt in meine Herberge und als am Morgen die Sonne aufging, hörte ich in der Gassen den Ton von Floiten; die Ritter zogen schön gezimirt auf das Feld, in leuchtenden Wappenkleidern. Ich wappnete mich in ein Wappenkleid weiß wie ein Schwan, und fuhr mit 10 Speeren auf das Feld. Da kam gegen mich Herr Dietmar von Steir, wir trieben eilig die Rosse auf einander und die Speere fielen als kleine Stücke in das Gras. Ritterlich kam dann gegen mich Herr Sifrit von Torsiol, unsre beiden Speere krachten und die Splitter flogen. 13 Speere wurden da auf mich verstochen, und ich verfehlte dreier Tioste, 13 Fingerlein gab ich hin."

„Von Lioben zog ich zu Thal hinab, wo die Murz ihren Fall hat in die Muhre, das ist ein fischreiches Wasser, bei dem ritt ich zu Berge unter eine Burg, die sehr hoch liegt, welche Chapfenberg heißt, und im Steierlande wohl bekannt ist. Auf der saß ein Wirth, der immer den

Muth hatte, alles Lob zu erwerben, das einem Ritter geziemt, er war milde, kühn und wohlgezogen, der hieß Wulfing von Stubenberg, er war reich an Leuten und an Gut, und lebte löblich. Als der ehrbegierige Mann meine Ankunft hörte, sprach er: die edle Königin soll mir willkommen sein. Der Hochgemute ließ meinen Boten verkünden, daß sie ihr Kaufen sein ließen, er sprach: die edle Königin soll es von mir hie nehmen. Da man sie nicht wollte kaufen lassen, wollten die Boten fortgehen, er sprach: nein, ihr sollt hier bleiben, da eure Fraue auf ihrer Fahrt so gemuthet ist, daß sie nichts umsonst nehmen will, so kauft nur so viel ihr immer wollt, sie sollte aber lieber bei mir hie sein, denn ich gebe ihr gerne. Mein Schaffner sprach: Das lohne euch Gott, denn ihr Muth steht so hoch, daß sie uns auf das Leben verboten hat, etwas anzunehmen, das man ihr umsonst geben wolle. Da hieß der Hochgemute alsbald meinem Wirthe kund thun, so lieb ihm das Leben sei, sollte er mir den Kauf so geben, daß er für das, was drei Mark werth war, nur einen Pfennig foderte. Da meinem Schaffner dieser Kauf bekannt ward, ritt er eilig von dannen; der Biedre sandte ihm wieder nach und sagte: wo willst du hin? — „Von hier, denn der Kauf ist hier allzugut." — Da lächelte der edle Mann und sprach: ich sehe wohl, ich mus durch Zucht euch ganz euren Willen lassen, oder ihr bleibt nicht hier, schafft es nun, wie ihr wollt. Damit ritt er fort und empfing mich ritterlich. Mit ihm kamen wohl 30 Ritter zu Rosse, gekleidet nach Ritters Sitten, niemals ward ich besser empfangen, als wie mich der Tugendreiche

empfing. Nach dem schönen Gruße ritt ich in meine Herberge, wo ich die Nacht Gemaches pflog. Am andern Tage ward ich wohl gezimirt, und mein minnebegehrendes Herz war hohes Muthes; auf dem Felde hielt köstlich gezimirt der von Stubenberg gegen mich, sein reiches Wappenkleid glänzte wie die Sonne, er ritt mir seinen Tiost so nahe, daß der Stoß kaum vermieden wurde, beide Speere bohrten ein Loch durch die Schilde, laut erklang der Tiost und die Splittern fielen nieder und zum Theil die Schilde, beide Arm hatten Mahle und einige Ringe vom Harnisch waren verschnitten. Alle, die die Tiost mit angesehen hatten, sagten, sie wäre ritterlich geritten. Da band der von Stubenberg seinen Helm ab und foderte ein Fingerlein von mir, das gab ich ihm mit Freuden. Darnach verstach ich noch 12 Speere und es geschah nach meinem Willen, daß ich keines Tiostes verfehlte, auch fehlte von den zwölfen meiner keiner, und ich gab ihnen 12 Fingerlein. Da ritt ich mit Urlaub gegen Chinnenberg, da saß ein biederer Mann, Otto von Buchanen, weit durch Zucht und Mannheit bekannt. Sein Bote ritt mir eine Meile entgegen und sprach: viel edle Königinn, euch heißt in diesem Lande ein Wendisch Weib willkommen, die will sich mit Ritterschaft auf den Plan gegen euch versuchen, wenn ihr es ihr vergönnet, denn ich sage euch fürwahr, in diesem Thal ist kein Ritter gesessen, der den Tiost pflege, darum will sie mit Speeren gegen euch kommen und durch eure hohe Würdigkeit sollt ihr ihr Tiost gewähren." Nach mehrem hin und wieder Reden, da Ulrich die Tiost verweigert, sagt der Bote: „meine Frau

ist ein hochgemuter Ritter und hat sich als ein Weib gekleidet, er ist ein minnebegehrender Mann und hat oft sein Leben um die minniglichen Weib gewagt. Ich sprach: wenn eure Frauen ein Mann ist und er mich durch seine Würdigkeit bestehen will und Weibskleid angelegt hat, so bin ich das inniglich froh, und ein Tiost wird ihm gewährt, da er ihn auf so schöne Weise bittet. Damit ritt der Bote von mir und sagte seinem Herrn, daß ich ihn mit Tiost bestehen wollte. Da wappnete sich der biedre Mann in einen leuchtenden Harnisch, sein Helm glänzte — er führte ein großes Speer, ganz mit Blumen umwunden. So kam der Biedre gegen mich; ich hatte indessen auch ein großes Speer genommen, auf zweien schnellen Rossen kamen wir an einander, so daß die Splitter hoch flogen, die Tiost brach durch die Schilde, daß man es auf beiden Armen sah. Nach diesem kam ein wohlbekannter Ritter gegen mich, Ottokar Träge war er genannt, der rannte mich mit einem Speer an, das unmäßig groß war, was ihm aber wenig frommte, denn ich stach ihm nach meinem Willen das Speer durch seinen Helm ab den Fenstern, daß der Helm an meinem Speer schwebte, und beide Speere blieben ganz; der Helm hatte ihm Nase und Mund bestraufet, daß er nicht mehr stechen mochte. Da kam gegen mich der wohlbekannte Herr Sibot von Reichenfels, sein Tiost und auch der meine konnten nicht schöner sein. Weiter fand ich da keinen Tiost. Von Puchenowe der Degen foderte da von mir sein Gold, und so auch Herr Sibot, ich gab ihnen 2 Fingerlein. Des Träge ungefüges Speer wurde mir da, das legte ich

auf meinen Wagen und gab ihm kein Fingerlein, weil er mein gefehlt hatte. Desselben Tages zog ich nach Murzeslage."

„Hier hatte ich die Nacht Gemach, und am andern Tage zog ich über den Semernik gegen Glockenig, wo ich 6 Ritter fand. Der von Ringenberg verstach da ein Speer gegen mich, darnach stieß ich Herrn Ulrich von Torsewel nieder, als ich von ihm ritterlich angerannt wurde. Darnach verstach ich noch 4 Speer, und mehr Ritter fand ich hier nicht. Da ward mir mein Helm abgenommen, ich gab 6 Fingerlein und fuhr in meine Herberge." — Heimlich ritt er darauf zu seiner ehelichen Frau und blieb dort 3 Tage; darauf ritt er nach Neuenkirchen. — „Da empfingen mich die Ritter gar schön, 9 warteten meiner; zuerst kam gegen mich der biedre Ortolf von Gráz, mit einem schönen Tiost verwundete er mich durch mein Schild und Harnisch in die Brust; als ich die Wunde bluten sah, deckte ich das Blut und die Wunde mit meinem Röcklein. Die beiden Brüder, Herr Otto und Herr Heinrich von Püten ritten ritterlich gegen mich, sie vermißten mich nicht und ich verstach auf sie zwei Speer. Da kamen 6 Ritter gegen mich und ihrer aller Tiost gerieth so, daß die Splittern hoch flogen. Als ich 9 Speere verstochen hatte, fuhr ich in meine Herberge, um zu ruhen, dazu machte mir die Wunde Noth; 9 goldene Fingerlein sandte ich den Rittern, die es verdient hatten, und ein guter Meister verband mir meine Wunde. Da wurde die Mähre kund, daß die Königin von einem Tiost verwundet sei, so, daß sie nicht mehr stechen möchte; das that den Biedern allen leid.

Da ich das hörte, sagte ich: ich will in die Kirche gehn, und morgen hie bleiben, um den Leuten zu zeigen, daß mein Leib gesund ist, denn ich bin nur ein wenig verwundet, das will ich den Leuten verbergen, und mich so ritterlich stellen, daß es Niemand gewahr wird. Am andern Morgen kleidete ich mich wonniglich als ein Weib und ging so zur Kirche. Wer mich so hochgemut zur Kirchen gehen sah, sprach: die Königinne ist ja wahrlich gesund. Um mich wurde so großes Gedränge, daß sie die Kirchthür niederdrangen, als ich wieder aus der Kirche ging. Ich hätte gerne noch da gestochen, aber ich fand Niemand mehr, und so zog ich mit Freuden hin zu der Neuenstadt. Ich ritt an den Eharbach und sah gegen mich herführen ein Banner und wohl 10 Speer, das Banner war silberweiß und darin ein blauer Ember (Eimer) geschnitten, hinter diesem kam ein Ritter, der hieß Herr Berthold; ich wappnete mich alsbald, band den Helm zu Haupt und nahm ein Speer, da kam er gegen mich als ein ritterlicher Mann, schön und lang war der Puneis, das Feuer sprang aus beiden Helmen und beide Speere zerbrachen, er stach mir mit seinem Tioste den Helm am Kinne, daß mir das Kinn vom Blute nas wurde. Ich band meinen Helm fester und das war noth, denn seine Riemen waren abgerissen. Da kam gegen mich Herr Wulfing von Herschendorf, auf den ich drei Speer verstach, er verfehlte aber die Tioste. Darnach bestunden mich 5 gute Ritter, denen der Tiost gerieth. Damit schied ich vom Felde und gab 6 Fingerlein hin, Herr Wulfing erhielt kein's, weil er mein gefehlt hatte."

Drauf fährt Ulrich gegen Oesterreich. „Da ich an die Vistnic kam, sah ich lichte Schilde, gezimirte Helme und weiße Speere scheinen, Ritter kamen mir entgegen, die mich freundlich empfingen, es waren 30 oder mehr, ihr einer hieß Herr Wolfker von Gors, ein vollkommener Ritter, der sprach zu mir: Frau Königinn, ich will eine Bitte an euch begehren, last mich euer Gesinde sein, ihr sollt mir euer Kammer=Amt anbefehlen. Als er noch sprach, ritt der tapfre Gotfried von Dotzenbach zu mir, der sagte: hört meine Bitte, mich hat mein Herr hieher gesandt, der euch willkommen heißt, es ist der Thumvogt von Regensburg, der ist euch zu allen Diensten bereit und bittet euch, daß ihr ihn, edle Königinn, last euern Marschalk sein, um eure hohe Würdigkeit will er euch dienen. Ich hieß ihnen beiden sagen, daß ich ihrer zu Amtleuten froh wäre, wer aber mein Amt haben wollte, der müste es mit Speeren empfangen; auch mus er die Tiost recht thun, denn meine Amt sind ritterlich und geben viel Mühe, mein Amtmann kann leicht die Ehre verlieren, auch kann er wohl hohen Preis erringen, darum darf kein Zager an meinen Hof kommen, denn da giebt es viel Speereskrachen. Da sprach Herr Wolfker von Gors: Frau, an eurem Hof wird man ehrenreich, wenn mir euer Kammeramt wird, will ich ihm, wills Gott, keine Schande machen und es auch mit Speeren von euch empfangen. — Ja, das soll zu Dreskirchen geschehen, denn ihr seid ein so gefüger Mann, daß ich euch gerne zu Gesinde haben will, auch könnt ihr Frauen wohl dienen, darum soll man euch ehren. Da dankte mir der

biedre Mann und ritt hinweg nach Dreskirchen, wo er sein Harnisch und Wappenkleid fand, das legte er schnell an, und ward als ein Engel gezimirt. Als er wegritt, sprach der höfsche von Dotzenbach: Hochgelobte Königinn, was soll ich meinem Herrn sagen, daß ihr ihm kund thut, denn mein Herr kommt gern früh zu euch? Sagt dem Thumvogt, wenn er um Weib will Preis erjagen, so soll er mein Gesinde sein, will er mein Marschalk sein, so mus er Speer mit mir brechen. Der Höfsche ritt von mir nach Wien, wo er meine Botschaft mit Züchten seinem Herrn sagte. Der war der Botschaft erfreut, und bereitete in der Nacht sich und seine Gesellen mit glänzenden Zimiren. Indeß kam ich nach Dreskirchen geritten, wo der biedre Mann, Wolfker von Gors, meiner wartete, er kam gegen mich geritten, und wie die Sonne schien mir sein Zimir in die Augen. Als ich ihn kommen sah, sprach ich: hier kommt mein Kammerer, der auf Ritterweise mein Amt empfangen will. Da band ich meinen Helm zu Haupte, wir stapften gegen einander, und als wir nahe genug gekommen, nahm ich mein Ros mit den Sporen, und so thät er dem seinen, da ward mit Kunst der Tiost so nahe geritten, daß sich die Schilde beide kluben, und daß die Splittern hoch flogen, auf beiden Helmen brachen die Speer. So hatte mein Kammerer von mir sein Amt empfangen. Darnach bestunden mich 10 Ritter, die 7 Speer zerbrachen, denn 3 verfehlten mein, diese schämten sich sehr, ich verstach 11 Speer und gab den 7 und auch meinem Kammerer Fingerlein, dem waren alle Biedern hold, ihn liebten die Frauen und alle Welt.

Mein Kammerer hatte sich und seine Gesellen sehr wohl gekleidet, selb acht kam er zu Fuß in ritterlichen Kleidern zu mir, er empfing meinen Harnisch, den er säubern ließ; zu Fuße führt' er mich am Zaum in meine Herberge, gütlich sprach der Höfsche zu mir: Fraue, euch thut gutes Gemach noth. Da gebot er, daß man meine Herberge zusperrte bis zum Morgen früh."

„Als der Tag erschien, ward ich wonniglich gekleidet in weiße Frauenkleid; niemals trug ich schöner Gewand, denn ich wuste wohl, daß ich an dem Tage manches süße Weib sehen würde. Als mein Gesinde bereitet war, hub ich mich von dann, der biedre Mann von Gors, mein Kammerer, führte mich am Zaum und ging zu Fuß, er hatte sich schön gekleidet. Ich ritt auf die Straße für Malansdorf." — Nachdem dort Ulrich einen Boten seiner Geliebten gesprochen, der ihm ein Ringlein von ihr bringt, wovon später in der nächsten Abtheilung die Rede seyn wird, schickt er einen Boten zu den Rittern, die in der Nähe hielten. „Als der Bote zu den Rittern kam, riefen sie alle: Harnisch her! Sie zimirten sich, so wie auch ich mich schöne zimirte; ich nahm ein starkes Speer, da sah ich den biedern Mann von Horschendorf gegen mich kommen, der gern mit seiner Tiost ein Fingerlein von mir verdient hätte, 10 Speer verstach ich auf ihn, er aber verfehlte jeden Tiost, worüber er sehr zornig war, mit seinem 10ten Tiost stach er meinem Rosse durch das Haupt, daß es kaum davon genas, das that dem Biedern leid. Ich saß auf ein ander Ros, um mehr zu stechen, als Herr Wolfker von Gors, mein Kammerer,

zu mir kam und sprach: es soll nicht sein, ich lasse euch hie nicht mehr stechen. Um seine Bitte ließ ich es. Ich entwappnete mich und legte weibliche Gewant an mich, und so ritt ich gegen Wien mit 80 Rittern. Da ritt mir auf der Straße der ritterliche Thumvogt entgegen, man führte vor ihm ein Banner, weiß und roth gehalbirt, darnach zogen 50 Armbrust=Schützen hinter ihm, die trugen alle ihre Armbrüste empor, vor ihnen gingen 50 Laufpferde, alle schön und schnell, mit türkischen Sätteln; denen folgten 50 wohlgekleidete Knappen, je zween und zween, jeglicher von ihnen führte ein Speer; nach diesen folgte wieder ein Banner, so gefärbt wie das erste, diesem nach zog man 50 Rosse und eben so viel Schilde, neu und leuchtend, der obere Theil der Schilde war weiß und blau, der niedre Gold, unter diesem Wappen holte ihr Herr oft den Dank der Frauen. Darnach führte man 300 starker Speer', alle Knechte neigten mir und zogen schöne vor mir über: darnach sah man 50 Ritter in schönen, grünen Mänteln reiten, von denen ich wohl empfangen wurde und denen ich höflichen Dank sagte, ihr Geschmeide klang laut, indem sie zogen. Nach ihnen ritt der biedre Thumvogt, — ein starkes Pferd trug ihn, das sanft ging, ich habe weder ehe noch nachher so schönes Pferd gesehen. Als er zu mir kam, sprach der Hochgemute höflich: Venus, viel edle Königinn, ihr seid mir willkommen, was ich euch dienen kann, thue ich mit rechten Treuen gerne. Ich neigte ihm und hieß ihm sagen, daß ich ihm mit Treuen ein holdes Herze trüge, da er durch seine Würdigkeit mir dienen wolle, so stiege dadurch sein Preis so

höher. Er sprach: ich will euch immer dienen, leihet mir euer Marschalk-Amt, dessen ich mich gern heut unterwinden möchte; ich wollte in der Stadt herbergen und ich rathe euch, laßt jeden Ritter von euch die Herberge nehmen. Ich sprach: was ihr gebietet, lieber Marschalk, das soll sein, denn jeder Dienst, den ihr mir thut, behagt mir wohl, und was ihr mir Ehren entbietet, damit bereichert ihr euch selbst. Damit rannte der Thumvogt gegen Wien, und seine Schützen und Knappen folgten ihm eilig, seine Ritter blieben bei mir und mit Freuden und Schimpf (Scherz) ward die Zeit vertrieben. Der Thumvogt beherbergte sich in der Stadt gewaltiglich, da war kein Bürger so reich, er muste ihm die Herberge lassen; da das gethan war, bat er seine Leute, daß sie in der Stadt mit Züchten leben möchten. — Die Frauen waren zu Wiene gut gekleidet, als ich zu ihnen ritt, alle Gassen waren voll von Frauen, davon ward ich hochgemut, von mancher ward ich freundlich empfangen. Vor meiner Herberge hatte ein biederer Mann meiner mit einer ritterlichen Schaar gewartet, Herr Hadmar von Chunringe; vor meiner Herberge war groß Gedränge von einem Buhurt, mit dem mich Herr Hadmar von Chunringe empfing. So ritt ich in meine Herberge. Da saß ich in einem Fenster, als ein Weib gekleidet, darum litten die Biedern Ungemach, denn die Rotten ritten hin und her und stießen einander in dem Buhurt. Da hieß ich meinen Marschalk sagen, daß er sie bäte, es zu lassen. Drauf ließ man den Buhurt alsbald und alle ritten in die Herberge."

„Als der Tag erschien, da vernahm ich eine Messe,

und empfahl mich Gott, wie es sich geziemet; denn ohne ihn mag Niemand einen halben Tag seine Ehre behalten. Dann ging ich in meine Kammer zurück und ward wohl gewappnet; — — da hatte sich mein Kammerer von Gors selb achte gekleidet, daß es nicht schöner sein konnte, er ging zu Fuß und nahm mein Ros am Zaum, und mancher biedre Mann folgte mir nach. Das Gedränge war sehr groß, die Fenster waren voll Frauen, deren Glanz meinem Herzen wohl that. Sanft ritt ich durch die Straßen, und 100 schön gekleidete Ritter ritten mit mir auf schönen Pferden, sie sangen und waren froh, dabei ritten 60 gewappnete Ritter, deren Wappenkleider wunniglich waren. So kam ich auf das Feld, wo meiner der hochgemute Thumvogt gewartet hatte. Als er mich sah, band er seinen Helm zu Haupt und nahm ein Speer in seine Hand. — Von Gors mein Kammerer sprach: Frau, viel edle Königinn, hie kommt der Thumvogt gegen euch, nehmt in eure Hand ein Speer und sitzet fest, denn er ist ein starker Mann. Man gab mir ein Speer in die Hand, ein andrer Ritter, Grundacker von Steir, war indeß herfür gekommen, der mit dem Thumvogt zugleich gegen mich rannte, ich kam ihnen entgegen, den vordern fehlte ich, aber den zweiten traf mein Tiost an den Hals, wo Helm und Schild zusammen geht, so daß das Koller aufgetrennt wurde und daß der starke Mann sich etwas neigte, beide aber verstachen auf mich ihre Speer, und der von Steir war froh, daß er ein Fingerlein von mir verdient hatte. Auf dem Felde drungen sie nun so sehr hin und her, daß ich mir keinen Ring gewinnen mochte, das

war mir verdrießlich. Oft rannten ihrer drei zugleich gegen mich, so groß war zu tiostiren ihre Gier, dann saß ich mit Kunst desto fester, und bat Gott, meiner zu bewahren. So ritt ich an dem Tage so künstlich, daß ich Zusammenstoßen vermied, da ward mancher Speer verstochen und mancher Harnischring aufgetrennt. Da ich wohl 20 Speer verstochen hatte, kam ein Ritter gegen mich, Herr Conrad von Streitwisen, der schon viele hohe Dinge um Frauen gethan hatte, er führte ein starkes Speer, das er mir auf der Brust verstach, so daß es mir durch die Platte drang, ich traf ihn oberhalb des Schildes am Halse so stark, daß er auf das Land fallen muste. Davon ward auf dem Felde ein großer Schall, mancher sprach im Spotte so: ei! wie die Königinn Venus die Ritter hie niedersticht! ich habe bei meinen Zeiten nie gesehen, daß Frauen also die Männer fällen können. Da gab man mir ein ander Speer, und mein Herr Sifrit von Dotzenbach kam gegen mich, der kam mir, als er sein Speer ritterlich verstach, so nahe, daß er mir mit seinem Schilde den hangenden Ermel vom Röcklein zerrte, ich traf ihn da, wo der Helm den Augen ihren Schein giebt, so daß die Bande des Helmes zerbrachen und der Helm auf das Land fiel, der Biedre aber blieb sitzen. Darnach verschwand (verschwendete, verbrauchte) ich noch neun Speere, mein Schild war ganz zerstochen, daß er nur noch an den Riemen hing, da kam der Thumvogt und nahm mir den Schild von der Hand und band mir den Helm ab, er sprach: viel edle Königinn, ich lasse euch hie nicht mehr stechen, ihr habt hie 30 Speer verstochen, das ist euch allzuviel,

und ich gestatte es euch nicht mehr. Da nahm mich der Hochgemute bei dem Zaum und ritt mit mir von den Leuten hinweg, wo ein Teppich niedergelegt war, darauf entwappnete ich mich und kleidete mich als eine Frau in köstliche Kleider, dann saß ich auf ein schönes Pferd und ritt hin, wo ich tiostiren sah; da war ein großer Krach von Speeren auf dem Felde und es war ein schönes Ritterspiel. Endlich bat ich es die Ritter lassen, und wir zogen gegen die Stadt. Da ritt ein Ritter zu mir und sprach: viel edle Königinn, mein Herr, Herr Hadmar von Chunringe, hat euch entboten, daß er euer Diener sein wolle, wenn ihr hie seiner wartet, bis er gewappnet ist, damit er ein Speer noch heut gegen euch versteche! Ich sprach: sagt dem Herrn Hadmar, daß ich heut zu müde bin, und daß er sich durch seine Fuge bis Morgen enthalten möge, dann bin ich ihm bereit, und wenn er 10 Speer gegen mich verstechen will. Der Bote sprach: edle Königinn, er soll es heute gerne lassen, da ihr ihm morgen bereit seid. Der Bote ritt von mir und sagte dem Herrn Hadmar, was ich ihm mit Züchten entboten hatte, der sprach: ich bin es zufrieden, wenn sie es morgen gerne thut. So ritt ich in mein Gemach, worauf die Rede ging, die mir sehr leid that: die Königinn hat dem Herrn Hadmar ihren Tiost versagt, was sie noch keinem Ritter gethan hat, vielleicht thut sie es darum, weil man spricht, er minne die Mann. Als Herr Hadmar diese Rede vernahm, ward er mir von Herzen gehaß und sprach: um diese Rede mus die Königinn nieder liegen. Ich hatte gutes Gemach in meiner Herberge, da kam ein

Ritter zu mir, der biedre Herr Engelschalk von Königes-Brunn und that mir durch seine Zucht heimlich kund, daß mir Herr Hadmar gehaß wäre, und warnte mich, weil er sich vermesse, mir ein Leid zuzufügen. Ich sprach:] dem mag wohl Rath werden, wer mich mit Stoß darnieder reiten will, gegen den treibe ich mein Ros so, daß es ihm wohl mag leid werden, und er zusammt mir mus zu Haufen liegen. Ich dankte dem biedern Mann für seine Warnung und ging zur Ruhe in mein Bette. Am andern Morgen kleidete ich mich und ritt mit manchem biedern Mann von dannen gegen Neuenburg, ich fuhr da über die Donau und ritt jenseit nach Neuenburg, wo wohl hundert Ritter meiner warteten, die mich schön empfingen."

„Wir griffen sogleich zum Ritterspiel und es ward ein schönes Ritterspiel schon früh am Morgen getrieben, zuerst stach mit mir Herr Gotfried von Dotzenbach, der um Umfang der Frauen warb und viele gute Lied von ihnen sang. Darnach tiostirte mit mir Herr Ulrich von Stenutz, nach ihm verstach Herr Otte von Ottenstein ein großes Speer auf mich, dann rannte mich der starke Mann von Chiow an und stach einen Speer durch meinen Schild, daß man es weithin krachen hörte. Der arge Heinrich von Hakenberg stach löblich mit mir, der sehr karg und eben so tapfer war. Noch mancher Tiost geschah mit mir und dreimal wurde mir der Helm vom Haupt gestochen, den ich doch mit seidnen Schnüren festgebunden hatte; doch neigte ich mich nie, was die Ritterschaft wunderte. Den ganzen Tag währte die Ritter-

schaft, so daß mein Leib endlich müde ward, denn ich hatte im Dienst meiner Frauen bis auf den Abend tiostirt. Da nun Herr Hadmar sah, daß ich wohl 40 Speer verstochen hatte, und daß ich müde und schwach war wie ein Weib, da thät er ein unhöfisch Ding, denn er brachte gegen mich einen Ritter, der mich nieder reiten sollte. Da sprach der biedre Herr Engelschalk von Königsbrunne: Frau Königinn, sehet, dies ist der Ritter, der euch niederreiten soll, ich sah bei meinen Zeiten wahrlich nie so groß Unfuge, als Herr Hadmar sie begeht. Ich sprach: das mag wohl Rath werden, wenn er mich des Stoßes nicht erläßt, so mag ihm Schaden geschehen, denn ich kenn' den Puneis besser. Ich war ihm gehaß und machte den Puneis lang, da kam er gegen mich, ich suchte ihm in die Queere anzukommen und es gelang mir, daß ich ihn mit meinem Rosse traf, daß das seine strauchen muste und ich ihm den Sattel-Bausch und Stegereif abritt, und hätte ihn nicht ein Freund gegriffen, so wäre er in das Gras gefallen. Da brachte Herr Hadmar einen andern Sattel, den man auf das Ros legte, man gab uns zwei andere Speer, da dachte ich: es kann nicht anders sein, wir müssen beide hie liegen, oder einer mus die Ehre des Sieges haben. Ich trieb mein Ros an und da er es gewahr ward, daß ich ihn mit Stoß bestehn wollte, furchte sich der Mann so, daß er mir auswich, worüber sein genug gespottet wurde, doch stach ich ihm mit Tiost den Helm vom Haupte. Dieser Ritter war Herr Bope von Busenberg genannt und diente den Frauen sonder Wank. Der Tag war schon zergangen, da kam ein höfscher Mann

zu mir, Herr Rüdiger von Antschowe, sein Wappenrock, seine Decke, sein Speer war alles von heller Farbe roth, er hatte oft in fremden Landen um Ehre große Noth erlitten. Da es finster geworden, sandte ich nach großen Lichtern, deren kamen viele auf das Feld. So stachen wir beim Schein des Lichtes, und im Dienst meiner Frauen verstach ich noch auf den Herrn Rüdiger 6 Speer. Dann zog ich in meine Herberge und gab den Löblichen 35 Fingerlein; 43 Speere hatte ich an diesem Tage verstochen."

„Am andern Tage zog ich gegen Mistelbach, da wurde auch viel tiostirt; ich verstach 10 Speer und 11 wurden auf mir zerbrochen. Da gab ich den 11 guten Rittern 11 Fingerlein und fuhr in mein Gemach. Des andern Tages ritt ich von dannen und mir folgte mancher biedre Mann, wohl 200 Ritter. Ich zog die Straße gegen Felsberg, wo mich der Wirth sehr wohl empfing, das war der Herr Kadolt von Felsberg, er ritt mir mit 40 Rittern entgegen, ich wurde von ihnen schön und freundlich empfangen, der Wirth hieß mich züchtig bitten, daß ich mit ihm sein möchte, er sprach: es soll die Königinn durch Zucht hie mein Brod essen, denn so gern ist es ihr noch nie geboten. Ich hieß ihm sagen, daß er die Bitte lassen möchte, möchte ich von jemand die Herberge nehmen, so würde ich sie am liebsten von ihm nehmen, er solle es aber nicht übel haben, daß ich auf der Fahrt von niemand etwas umsonst annähme. Er sprach: Fraue, das soll geschehen, aber ich will euch hohe und klare Frauen sehen lassen, die euch gerne schauen, und um sie,

edle Königinn, geruhet bei mir sein. Ich sprach: die Frauen will ich gerne sehen, wenn ihr mich der Herberge erlaßt. Da ward der biedre Mann unfroh, daß ich es ihm so gar versagte, und ich ritt in meine Herberge. Da fand ich gutes Gemach, und alsbald kam für meine Herberge Herr Dietmar von Lichtenstein in schönem Wappenkleide von leuchtender Farbe gezimirt, er hielt da mit aufgehobenem Speer; da kam mein Kammerer, Herr Wolfker von Gors zu ihm, schön gezimirt und Herr Dietmar von Lichtenstein ritt gegen ihn, die Splittern flogen hoch von ihrer beider Tioste und manche schöne Fraue sah ihr Ritterspiel an. Da sie noch viel tiostirten, sprach ich: bringt mir meinen Harnisch, ich kann es nicht mehr mit ansehen, ich mus hier auch tiostiren. Da hieß ich den Rittern kund thun, wer um Frauen tiostiren wolle, daß ich dem bereit sei. Sogleich wappnete sich mancher biedre Mann gegen mich, auch ich ward gezimirt, überall war großer Schall in der Stadt und wir zogen auf das Feld. Da kam gegen mich ein Ritter, der schon manche ritterliche That gethan hatte, und immer den Frauen wohl gedient und den Umfang von manchen gewonnen hatte. Sifrid Waise hieß der biedre Mann, der immer mit ritterlicher Arbeit nach hohem Preise gerungen hatte, der führte ein großes Speer in seiner Hand, und schnell rannten wir gegen einander, der Puneis war lang, Herr Sifrid hatte den Gedanken, daß er mich niederstechen wollte, eben so dachte auch ich, wir trafen beide so, daß Schild und Speere brachen, Schild und beide Knie rührten da einander, die Schilde zerkluben sich, durch beide

Koller ward gebohrt. Alle, die die Tiost sahen, priesen sie, als ganz ritterlich. Nun rannte mich an Herr Berthold der Rebestock, sein Wappenrock, Schild und Decke war geschachet Blau und Gold, sein Speer zerbrach auf meinem Helm, daß er laut erklang, er führte meinen Speer in seinem Schilde von dannen, der hing, wo Schild und Helm zusammen gehen. Darnach verstach ich noch 21 Speer; das letzte that in seiner schönen Tiost noch Schaden; ich hatte ein starkes Speer in meine Hand genommen, da kam Herr Ruprecht von Purstendorf gegen mich, ich stach ihm meine Lanze durch seinen Harnisch und Hals, daß er davon hinter das Ros fallen muste, das Blut drang aus seiner Wunde, daß das Gras nas wurde, man wähnte, er wäre todt, und mit herzenlichem Leide ritt ich deshalb vom Felde in meine Herberge. Doch genas der biedre Mann. Am andern Morgen wollte ich gern fortgeritten sein, da ließ mich züchtiglich der Wirth, mein Herr Kadolt von Felsberg bitten, daß ich sein Weib und manche gute Fraue sehn möchte. Ich sprach: um ihn will ich die Frauen gerne sehen, ich will heute Messe bei ihm vernehmen. Da wurde der Bote von Herzen froh, er verkündigte es sogleich dem Wirthe und die Frauen freuten sich."

„Ich legte schöne Kleider an und ritt in hohem Muthe auf die Burg, wo man mich willig empfing; der Wirth und seine Hausfrau gingen mir entgegen und viele Frauen folgten ihnen eine Stiege herab, deren Kleider fielen manchen Fall ab der Stiege nach dem Tritt, ihre gute Geberde, ihre sanften Sitten, ihr minniglicher Schein

thaten meinem Herzen wohl. Da sie gegen mich kamen, wollte ich durch Zucht auch nicht länger stehn, ich ging ihnen entgegen, dessen lächelten alle Frauen, daß ich es so frei anfing und Weibeskleider trug und so schöne Zöpfe, darüber ward da viel gelacht. Der Hauswirth sprach: Frau Königinn, seid mir willkommen. Ich neigte ihm mit Züchten; die Frauen grüßten mich auch und ihrer einer bot ich meinen Kuß, darüber wurde sie rosenroth, dann ging ich zu einer andern, die auch vor Schaam roth wurde. — Ich ging ganz in Frauensitte und bewegte mich so, mein Tritt war kaum händebreit. — Der Wirth und seine Hausfrau baten mich, da zu imbissen, ich sprach: ich thäte es gern, nur habe ich es verlobt, und darum kann es nicht sein, ich habe diese Fahrt so gethan, ohne daß mir jemand etwas gegeben hat, außer die eine, der ich zu Diensten bin, die hat mir hohen Muth gegeben. Mich segnete da mancher süße Mund, sie sprachen: Frau Königinn, wohin ihr fahrt, lasse euch Gott selig sein! So schied ich als ein hochgemuter Mann von den Frauen und ritt in meine Herberge, und sandte den Rittern Fingerlein, deren waren 23; 22 Speere hatte ich da verstochen. Darnach ritte ich schöne von dann, mit einem neuen Mantel und einem neuen Röcklein; ich zog über die Thye in das Böheimland, da stand eine wunnigliche Aue, da wappnete ich mich und mich bestund ein stolzer Ritter, Herr Otte von Schönenkirchen; die Splitter steckten in den Schilden und der Tiost war ritterlich ergangen. Wohl 100 Ritter waren zu Felde gekommen, die ehrbegierig hin und her sprengten, da wurde viel Tiost getrieben, daß oft ihrer

drei gegen mich ritten. Als ich 15 Speer verstochen hatte, kam der Vogt von Langenbach, der Thumvogt genannt, und verstach ein Speer gegen mich, auch verfehlte ich sein nicht, dann band er den Helm ab und ritt zu mir und sprach: nun gestatte ich es euch nicht mehr, wenn ihr auch noch so stark seid, so habt ihr doch genug gestochen. Er nahm mein Ros beim Zaum, so sehr ich es ihn auch zu lassen bat. Nein, sprach er, ich lasse es nicht (und nahm mir das Speer aus der Hand), viel edle Königinn, ihr sollt jetzt mit Tiostiren aufhören, das bitte ich euch um eurer Frauen willen. Da ließ ich es mit sanfter Sitte. Ich gab ihm den Schild und band den Helm vom Haupte, den fliegenden Ermel von dem Röcklein warf ich über mein Antlitz, wodurch ich doch sehr gut sah. Auf dem Felde ward noch mancher schöne Tiost geritten, Speer, Schilde und Helme lagen da verstreut, auch etliche Tiostirer waren auf das grüne Gras gefallen. Da sprach der Thumvogt zu mir: Fraue, viel edle Königinn, ihr sollt nicht länger bei uns sein, denn eure Fahrt ist wohl vollbracht, nun last euer Gesinde mit mir fahren. Ich that nach seinem Rath und ehe ich schied, gab ich noch 19 Fingerlein hin. Im Holze entwappnete ich mich und nahm minniglich von meinem Gesinde Urlaub, heimlich ritt ich mit einem einzigen Mann hinweg, der mir hold war, das war des Thumvogts Knecht, der hieß Chol von Braunhoven, der kannte alle Straßen gegen Wien durch das Land gar wohl. Ich kam bald nach Wien und nahm heimlich eine Herberge, worinnen ich 3 Tage war. In dieser Zeit wurden mir Wappenkleid für 50 Ritter bereitet und

künstlich geschnitten. Als ich von meinem Gesinde fortgeritten war, nahm mein Kammerer meine 3 Pferde, die Mäntel und Röckelein, er legte alles, und was noch zu den Frauenkleidern gehörte, auf die Pferde, so führte er es aus der Aue, wo er die Ritter fand; da diese mich nicht mehr sahen, und wie mein Gewand auf den Pferden lag, sprachen sie: wo ist die Königinn? Mein Kammerer sprach: meine Frau die Königinn hat wahrlich übel an mir gethan, sie hat mich hie verlassen, daß ich nicht weiß, wohin sie gekommen ist, diese Pferde und diese Kleider sind zurückgeblieben, rathet mir, was ich damit thu? Da sprach der Thumvogt: kluger Knappe, es dünkt mich gut, daß ihr es hie den Fahrenden (nämlich Rittern) gebt, eure Fraue ist wohl anders Gutes reich, daß ihr diese Gabe nicht schadet. Da sprach mein Kammerer, Herre, ich will euch folgen. Da gab er alles den Fahrenden und der Thumvogt unterwand sich meines Gesindes und führte es mit sich. Da ritten die Ritter wieder über die Tye nach Oesterreich, gen Felsberg, zu dem hochgelobten Wirth Herrn Chadold von Felsberg. Er empfing die Ritter alle wohl, sie musten die Nacht bei ihm bleiben, und gute Speise, Meth und Wein gab er ihnen völliglich. Am andern Tage ritten sie davon. Da sprach der Thumvogt auf der Straße zu meinem Kammerer: Freund, du sollt mir sagen, wie viel Speere hat deine Fraue auf dieser Fahrt verstochen? der sprach: ich will es euch sagen, 307 hat sie auf dieser Fahrt verstochen, und Gott hat sie sonderbar bewahrt, daß es ihr nie mißlang, ich wähnte nicht, daß das geschehen könnte, als sie die Fahrt begann; sie

hat 271 Fingerlein hingegeben und so viel Speere sind auf ihr verstochen und kein einzigesmal hat sie sich nur geneigt, sie aber hat vier Ritter mit rechter Tiost auf das Land gestochen, Gott lasse sie immer selig sein. Da sprach der Thumvogt: Gott weiß, mir ward nie keine so ritterliche Fahrt bekannt, sie hat mit Recht hohe Ehre davon gewonnen. Die Ritter, die dabei ritten, sprachen: wer sie nicht preiset, der müsse immer unselig sein, was sie gethan hat, mus man immerdar, auch in künftigen Zeiten, rühmen. Da wurde viel von mir gesprochen, diese redeten so, die andern so, manche freuten sich meines Glückes, manchen war es ein Herzeleid. Wohl dem, der so beneidet wird!"

Dies ist die ausführliche Schilderung aus dem Frauendienste, wie Ulrich v. Lichtenstein seinen Zug als Königin Venus einrichtete. Einige Jahre hernach machte er einen neuen Zug, als König Artus, jeder Ritter muß drei Speere auf ihm, ohne zu fehlen, verstechen, dann erhält er von ihm den Namen eines Tafelrunders und tritt in seine Gesellschaft. Von dieser Fahrt ist uns leider nur ein Bruchstück übrig geblieben, und es würde überdies eine ganz unnöthige Weitläuftigkeit seyn, von Einem Ritter mehre seiner Züge anzuführen, die sich doch immer unter einander gleichen.

Auf ähnliche Weise mag es auch gewesen seyn, was uns Rothe's thüringisches Zeitbuch schon beim Jahre 1226 von einem thüringischen Ritter erzählt, und zwar so: „Waldmann von Sattelstädt hieß ein weidlicher Ritter, der war gesessen auf Sattelstädt, da hatte er ein steinernes

Haus, da noch der Wald liegt. Der war ein großer Stecher und Hofirer (zierlicher Hoferitter). Nun hatten die Herren einen Hof zu Eisenach gehat, der ward geleget gegen Merseburg. Da begab sich dieser genannte Ritter zu Eisenach vor den Herren und bat sich es aus, daß er zu dem Hofe gegen Merseburg mit seinem Herren Landgrafen Ludewig reiten wollte, und mit ihm führen eine wohlgeschmückte Jungfrau auf einem zeltenden Pferde, die sollte führen einen wohlbereiteten Sperber mit einem guten Stäuber, nach St. Walpurgen Tag, und wollte Ritterschaft gegen einen jeglichen ehrbaren Mann dann wartend sein und alle Tage zu dem Hofe, auf dem Hofe und wieder heim bis gegen Eisenach, drei Tioste (Lanzenrennen) mit dreien ehrbaren Mannen halten und wer ihn nieder stäche, der sollte die Jungfrauen verdienen, den Zelter, den Sperber, den Stäuber und seinen Harnisch, also er ritte. Aber die Jungfrau die sollte sich lösen mit einem güldenen Fingerlein (Ring) von einem Gulden (werth). Wen er auch niederstäche, der sollte der Jungfrauen ein Fingerlein und ihm ein Fingerlein geben, der jegliches eines Gulden werth wäre. Derselbe stolze, männliche und starke Ritter zog also mit seinem Herrn Landgrafen Ludwig zu Hofe, da mancher stolzer Ritter und waideliche Mann unterwegens auf ihn hielt, daß ihn niemand niederstach und brachte seine Jungfrau wieder mit seinem Herren, und mit den ehrbaren Frauen, die da mit fuhren gegen Eisenach, und die Jungfrau brachte also viel guldne Fingerlein, daß sie alle Hofjungfrauen begabte."

In ritterlichen Aufzügen, die wohl mit zu dieser

Abtheilung zu rechnen sind, herrschte oftmals große Pracht, großer Aufwand, zuweilen waren sie aber auch wieder geringe. Von prächtigen Aufzügen habe ich schon oben in dem Ritterzuge Ulrichs v. Lichtenstein als Frau Königin Venus etwas angeführt, manches Andere läßt sich noch aus dem Werke auch in dieser Hinsicht sammeln. Als Ulrich seinen eben genannten Ritterzug geendet hat und in Wien sich aufhält (S. 139), gewinnt er sich 50 Ritter zu seinem Zuge und sagt nun: „Als der Sonntag kam, zogen wir mit großem Schalle aus der Stadt (Wien) nach Neuenburg, ich hatte ein Banner angebunden, das war von einem weißen Zendal, dadurch zwo Barren, spannenbreit, von schwarzem Zendal geschnitten waren, schief nach dem Schwerdt zu Thal; großen Schall machte man davor, meine Posauner bliesen eine hohe Reisenote. — Mein Ros ging mit Scharlach verdeckt, die Decke war lang und weit und mit reichen goldenen Borten gegattert. Dann zog man das Ros des Thumvogts nach, seine Decke war von rothem Zendal, meiner Schilde war viel darauf gestreut, und mein Herze freute sich, daß er meine Schild tragen sollte; sein Helm war schön gezimirt. Aller deren Rosse, die meinen Schild trugen, zog man nach meinem Banner; alle so verdeckt, wie das Ros des Thumvogts, jeder Ritter trug aber seinen sonderlichen Helm, doch Wappenkleid, Schild und Decke waren gleich."

Dann (S. 255): „Dem Banner führte man unsre Säumer nach, bei ihnen hörte man Paukenschlag und Floitenton," (also immer die Begleitung von Tonwerkzeugen bei diesen Zügen: Flöten, Pauken, Posaunen);

„darnach zog man hinter einem andern Banner unsre Roff', viel Knechte ritten hinter den Rossen, die führten starke Schäfte, nach den Knechten folgte das dritte Banner, hinter welchem mehr als 100 schön gekleidete Ritter ritten, je zween und zween, darnach ritt ich und bei mir Herr Nikola von Lebenberg, den hatte ich Tristan genannt (diese Beschreibung fällt in Ulrichs Ritterzug als König Artus). Viele Fiedelere (also noch wie in den Nibelungen) ritten mit uns, deren Saiten hochgezogen waren. So zogen wir nach Neuenstadt über das Steinfeld."

Vornehme Ritter hatten meist ein großes Gefolge, welches bei ihren Einzügen in die Städte oder auf Burgen vor ihnen herschritt. Ein Beispiel davon liefert der Parzifal (V. 525 nach dem müllerschen Drucke). „So zog der Muthesreiche (Gamuret) behaglich in die Stadt (Palelamunt). Zehen Saumrosse wurden voran geführt durch die Gassen und denen folgten zwanzig Knappen nach. Vorauf gingen seine geringern Diener, seine Köche und Küchenknaben. Hinter den Knappen ritten zwölf wohlgeborne Edelknaben, welchen acht mit Zindel bedeckte Rosse folgten. Das neunte trug seinen Sattel, seinen Schild trug ein wohlgemuther Knappe dabei. Nach demselben ritten Posauner, „„deren man auch bedarf,"" wie es im Gedichte heißt, und ein Tambur schlug und warf dann seine Handtrommel in die Höhe. Drauf ritten Flötenspieler und vier gute Fideler; allen war nicht zu eilig, sondern sie ritten langsam. Zuletzt ritt er selbst (Gamuret) hinten nach." —

Kamen hohe Herrn, Kaiser, Könige und Fürsten,

zusammen, und sollte diese Versammlung recht feierlich werden, so wurden auch die Ritter dazu eingeladen, z. B. wie Hornek erzählt, als Kaiser Albrecht mit König Philipp dem Schönen eine Versammlung zu Tull haben wollte: „Wer von seinen Rittern den Kaiser begleiten sollte, ward bestimmt, und ihnen empfohlen, sich köstlich mit Kleinod und Kleidern zu versehen, und mit allem, was zur Zehrung, wie zum Turnieren und Tiostiren erforderlich sei; die Unkosten sollten ersetzt werden."

Allenthalben finden wir hier in den Erzählungen, in welchen etwas von Ritterzügen und Fahrten vorkommt, daß sie die Begleitung der Spielleute liebten und suchten, daß sie diese nothwendig fanden, um ihre Züge munter und aufgeweckt zu machen, so wie ja noch jetzt zur Erheiterung der Krieger, auf Heeres- und friedlichen Zügen, immer die Tonkunst die wanderlustigsten Lieder und Reisenoten angeben muß. So wird denn auch in einer altdeutschen Erzählung, überschrieben: der port (das ist die Borte, ein schönes mit Steinen besetztes Band, ein Gürtel), erzählt, daß eine Frau, die ihrem Manne untreu geworden war und von ihm verlassen ward, ihm nachzog. Und als sie in ein von ihrer Heimath entferntes Land kam, entließ sie ihre Knappen, bildete dem Wirth ein, sie sey ein Ritter und verlangte von ihm, er solle ihr zwölf degenhafte Knechte schaffen und jedem ein gutes Roß, Harnisch, Kleider und ihr auch Rittersgewand. Der Wirth, heißt es nun,

Daz allez gewan
vnd ouch einen spilmann.

Diese Spielleute waren bestimmt, ein schallendes Getöse zu machen, sobald die Ritter an einem Orte ankamen. Daher schlugen sie gewöhnlich eine Pauke oder eine Handtrommel (wie die eben angeführte Stelle aus dem Parzifal lehrt), oder bedienten sich auch vielleicht bisweilen einer großen Pauke. So heißt es denn auch in der eben angezogenen Stelle des Ports, als die Ritterin nach Brabant vor eine Burg kommt:

do hiez si vil vrolich
Slahen vf einen schal,
daz es donte vber al.

Daß außerdem Posauner, Flötenspieler und Fiedeler zu diesen Spielleuten gehörten, haben bereits andere oben angeführte Stellen besagt.

Solche Begleitung von Spielmännern geht noch sehr tief in die uns näheren Jahrhunderte nieder, und ein Rest davon findet sich im Leben des Hans v. Schweinichen, wo derselbe beim Jahre 1574 erzählt: „Zogen J. F. G. den 12 Februar von Liegnitz aus, nach Dresden zu, mit 2 Kutschen. Nahmen fast niemand mit, als Herrn Fabian von Kittlitz, mich und Kaspar Heillung, imgleichen auch zwei Jungen; sonst war Sekretär Pfeiffer und ein Bogner*) zur Begleitung." Aus Schweinichens Leben geht aber auch hervor, daß solche Drommeter ihre Stückchen bliesen, wenn ihre Herren durch eine Stadt oder überhaupt wohl einen bewohnten Ort reisten. Ungefähr um den 17. Septbr. 1574 zog Herzog Heinrich nach

*) Bogenspanner, er wollte zum Vogelschießen nach Dresden.

Neisse, um den neu gewählten Bischof Gerstmann dort einzuführen: „Wie nun J. F. G. zu Brieg vor Tage mit einem Reisigenzeug von 50 Rossen auszogen, ging ein groß Feuer auf, welches zu Grotke war. Wie nun J. F. G. nahe an Grotke kamen, und allda mit dem Bischof hätten frühstücken sollen, schickte der Herr Bischof zu J. F. G. und ließ bitten, J. F. G. wollten in der Stille durchziehen und gar nicht brommeten lassen; denn der gemeine Mann wäre ganz aufrührisch, wegen des Brandes und zugefügten Schadens." So auch, wie Herzog Heinrich nach Kölln von Frankfurt a. M. aus reiset (I. 192): „Nach diesem waren J. F. G. wieder auf und satzten sich J. F. G. mit Ross' und Wagen in die Schiffe und fuhren auf dem Rhein nach Kölln zu. Hatte in J. F. Gnaden Schiff acht Drommeter und eine Kesseldrommel, die sind den Tag nicht viel stille, weil es auf dem Wasser lustig zu fahren und die schönsten Städt' und Schlösser und wohlgebaute Dörfer auf beiden Seiten am Rhein liegen." Und I. S. 195: Sie „fuhren bis gen Kölln am Rhein und sind J. F. G. den 30. Febr. 1576 mit großer Pracht und acht Drommetern, welche in dem Schiffe allezeit bliesen, ankommen. Wenn denn das Wasser schön heimlich war, als wenn es in Schlesien um Pfingsten gewesen, lief dermaßen Volk zu, daß viel hundert Menschen am Rande stunden, wie wir aus dem Schiffe stiegen, vermeinten nicht anders, denn daß wir reiche Leute wären und hätten Gold und Gut genugsam, und könnte bei uns kein Mangel sein, kann aber mit Bestand sagen, daß J. F. G. in ihrem Beutel nicht mehr

als anderthalb Thaler hatten und waren doch auf 2 Nachtlagern schuldig geblieben." Trotz der großen Armuth und des ewigen Borgens ließ Herzog Heinrich dennoch (I. 200.) „täglich zu Tische mit acht Drommeten blasen und Kesseldrommel schlagen und hielt sich ganz fürstlich." Nachdem in Kölln dem Herzoge alle Sachen abgepfändet worden, alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, wird er doch, durch den Verein mehrer glücklichen Umstände, wieder ausgelöset, und es heißt nun (I. 242): „Sind also Ihro F. G. zu Kölln gelegen von dem 20. Febr. 1576 bis auf den 18. Septbr. und haben diese Zeit über, über 9000 Rthlr. darin gelassen und sein J. F. G. also mit guten Ehren und löblichem Namen, daß sie jedermann gezahlet hätten, neben einem tapfern Ansehen, aus der Stadt Kölln, mit 6 Drommetern und einer Kesseldrommel, neben 54 reisigen Rossen, durch die ganze Stadt gezogen und sich jedermann sehen lassen, daß also die Ehre gleich groß war, als die Schande wegen des Arrestes gewesen." Diese Beispiele aus Herzog Heinrichs v. Liegnitz Leben und dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Begleitung von Spielleuten erwähnt wird, mögen genügen.

Gastfreiheit ward geübt und war nothwendig, das noch unangebaute Land bot bloß den Rittern die Burgen zur Herberge dar und die Schlösser der Großen. Darum haben wir auch schon oben gesehen, daß die Ritter und Adelichen in Frankreich Helme auf ihre Wohnungen setzen ließen, zum Zeichen, daß jeder reisende Ritter bei ihnen eine freundliche Aufnahme finden würde. Einzelne Stellen,

bereits angeführt, haben diese Aufnahme auch schon aus deutschen Gedichten bewiesen, und dazu gehört noch folgende, die in einer Erzählung der heidelberger Handschrift der Erzählungen steht. „Ein Ritter war auf einer Fahrt zu einem andern als Gast gekommen. Der war seiner Ankunft froh, empfing ihn freundlich und ließ ihn seine Frau und Tochter küssen (eine bereits oben berührte Sitte). Dem Koch ward ein gutes Essen zur Nacht befohlen und dann ließ der Wirth, da der Gast kalt und nas war, ein schönes Feuer anmachen; dazu setzten sie sich mit Freuden. Der Wirth hatte drei schöne Töchter, welche sich um den Gast hersetzten, ihn mit freundlichen Gesprächen unterhielten, und so verging der Abend bis zur Mahlzeit."

Was noch die fahrenden Ritter anbetrifft, so möchte man diese, nach den alten Geschichten und Erzählungen, ihrem Zwecke nach dreifach theilen, indem alle zwar auf Waffenkämpfe auszogen, aber in verschiedenem Streben: die einen, um durch ihre tapfern Thaten die Bewunderung ihrer Geliebten, oder der Frauen überhaupt zu erregen, dahin mag man auch Ulrichs v. Lichtenstein Züge, die ihn den fahrenden Rittern beigesellten, rechnen; die andern zogen aus, um in Turnieren und Lanzenrennen die ausgesetzten Preise zu verdienen, Gefangene dabei zu machen, die sich dann mit reichen Gaben auslösen mußten, da sie selbst, wenn sie gefangen genommen wurden, eine schlechte Beute waren, indem sie nichts zu ihrer Auslösung hatten, als oft nur Schulden, weil sie an Juden Pfänder versetzt, die reiche und freigebige Große ihnen oftmals auslösten. Zuletzt trieben die fahrende Ritterschaft diejenigen, welche

bloß darauf auszogen, ihre Mannhaftigkeit zu zeigen, Ehre und Ruhm zu erwerben. Solche mit reichen Geschenken zu versehen und also an ihren Hof zu ziehen, war das Bestreben aller Könige, Fürsten und der hohen Geistlichen, die einen Hof hielten. So heißt es denn auch in dem Gedicht: der Pfaffe Amis, einer Sammlung sehr erheiternder Schwänke, worin ein Geistlicher indessen doch als ein zu arger Trügner auftritt, als dieser Pfaffe Amis in Konstantinopel einen Bürger um reiches Pelzwerk betrügt, indem er ihm einen kahlköpfigen Maurer als einen Bischof vorführt, dessen Kapelan er sey und ihm denselben zu Pfande läßt, während er selbst mit dem Pelzwerk glücklich entwischt, folgendermaßen:

Der ist ein bisschof riche,
Vnd wil vil herliche
Dise pfingesten leben,
Vnd sol vil Rittern geben
Kleider, ors vnd swert.

Nicht aber bloß fahrende Ritter erhielten solche Geschenke, sondern bei hohen und reichen Fürsten, auch andere Fürsten. Als Ottokar, König v. Böhmen, die Vermählung seiner Nichte mit dem König Bela, die sich so schnell, aus thörichter Furcht der Ungern, schied, 1261 zu Wien gefeiert hatte, erzählt Ottokar Hornek von ihm: „Auch die armen fahrenden Leute fertigte er so gütlich ab, daß sie alle reich wurden. An Zucht gebrach es ihm nicht, es wurde der König und der Gast und jeder, der um seinetwillen dahin gekommen war, mit Gut und mit Verheißung so geehrt, daß ich fürwahr weiß, daß er deshalb ungescholten blieb; denn reichlich ward das, was man

schuldig war, wiedervergolten." Das Leben eines solchen fahrenden und abenteurenden Ritters, der besonders um Frauengunst wirbt, erzählt uns die Handschrift der Erzählungen, von der eine Abschrift zu Heidelberg, die andere zu Kolocza sich findet. Hieraus gehört einiges hieher, um die Art und Weise zu zeigen, wie ein solcher Ritter bald im Lande umherzog, bald an einem Orte, durch irgend einen Grund bewogen, blieb.

„Ein Ritter und ein werther Degen, gar verwegenes Leibes und Muthes, hatte alle seinen Sinn, wie noch mancher frommer Ritter thut, darauf gewendet, daß er um Frauen Gunst durch Ritterschaft, die ihm manch blutiges Mahl zuzog, rang. Schild und Speer waren seine Waffen, Tugend und Milde zierten seinen Sinn, und so ward er weit bekannt. Dieser Ritter kam auf seinen Fahrten nach Abenteuren, wie er pflegte, in eine Stadt geritten. Die Leute dort waren ihm unbekannt, nur ein Bürger allein, den er dort antraf, gehörte zu seiner Bekanntschaft; denn er hatte ihn vor gesehen. Dem nahte er sich, redete ihn an als einen Bekannten und fragte ihn: wo er die schönste Frau der Stadt fände? Der Bürger antwortete: wenn ihr die sehen wollt, so zeige ich sie euch bald. Morgen ist hier Kirchtag, da sehet ihr sie alle und diejenige, welche euch am besten gefällt, die weis't mir durch ein Zeichen und Winke der Augen. Sie thaten's und bald fiel dem Ritter eine Frau so auf, daß sie ihm nie wieder aus dem Herzen schied, bis sie ihm den Tod brachte. Diese Frau nun zeigte er dem ihn begleitenden Bürger und dieser — erkannte darin sein eigenes Weib.

Lächelnd bat ihn der Bürger, sein Gast zu sein, aber der lehnte es, nun ganz befangenen Herzens, ab und ging alle Tage umher, wo er die von ihm geliebte Frau sehen könnte. Zunächst ihrer Wohnung gewann er eine Herberge, damit er sie desto öfter erschauen möchte. Aber die Frau nahm seine Liebe nicht an und war ihrem Manne getreu;" der Ritter aber verblieb in der Stadt bis zu seinem Tode, wovon in einer der nächsten Abtheilungen die Rede seyn wird.

Was ein fahrender Ritter sey, einer der auf Abenteuer reitet, das erklärt uns auch ein altdeutsches Gedicht, der Iwain, worin der Ritter Kalogriant zu einem Manne kommt, der wild und schrecklich aussehend, eine Heerde von ungethümen Thieren weidet. Dem sagt er: ich suche Abenteuer. Auf die Frage, was das sey, antwortet er: „Nun siehe, wie ich gewappnet bin. Ich heiße ein Ritter und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet sey. Schlägt er mich, so wird er gepriesen, besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war." Das ist in wenig Worten das ganze Streben und Bemühen der Ritter, die man die irrenden nannte und die der Don Quixote des Cervantes in ihrer großen Verirrung mit so sehr erheiternden Zügen darstellt.

Diese fahrenden Ritter gehen noch tief bis in die Zeit des Verfalls der Ritterwürde hinein. So durchzog in den Jahren 1452 bis 1458 ein schwäbischer Ritter, George von Ehingen, wohlgeübt und erfahren in Käm-

pfen und Ritterspielen, außer seinem Vaterlande auch noch Burgund, Frankreich, England, Spanien, Portugal, focht bei Ceuta mit einem Mauren, der beinahe ein Riese war, erlegte ihn, turnierte allenthalben, wo er offene Schranken fand, schiffte nach Rhodus, besuchte das heil. Grab zu Jerusalem und kam mit Kleinodien und kostbaren Geschenken von Königen und Fürsten glücklich wieder auf seiner väterlichen Burg an, die Zeugnisse seiner Mannlichkeit und Tapferkeit zeigend und beweisend, wie er seine Ritterschaft erprobt hatte.

Als Kaiser Maximilian der Erste seinen ersten Reichstag im J. 1495 zu Worms hielt, kam ein Franzose dahin, Claude de Batre genannt (wie man meinte, abgeschickt von seinem Könige), ein gefürchteter Ritter, und trotzte gewaltig auf seine Stärke. Kaum hatte er Platz in der Herberge gefunden, als er seinen Schild an derselben unter seinem Fenster aushing, indem er durch einen mit ihm gekommenen Herold ausrufen ließ: Sofern ein Deutscher Lust habe mit ihm zu kämpfen, auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, so sey er zu jedem dieser Kämpfe bereit. Es wollte sich nicht sogleich einer finden, der Lust hatte, etwas gegen diesen Prahler zu wagen, dem der Ruf voranging, er sey im Kampfe der Teufel selbst. Das verdroß den ritterlichen und wackern Kaiser Maximilian nicht wenig. Er sendete seinen Herold ab und ließ seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben jenem des französischen Ritters aufhängen. Der Kampf ward verabredet um ein ritterliches Gefängniß, und ging neun Tage nach der Ausfor-

derung vor sich. Gewappnet erschienen beide auf der Bahn. Keiner sprach ein Wort zu dem andern. Die Erwartung wiegte mit Furcht und Ungewißheit sich auf allen Gesichtern der Zuschauer, alle Blicke waren auf die Gerüsteten gerichtet, die, als zum dritten Male die Drommeten ertönten, die Lanzen einlegten und auf einander losrannten; sie trafen so, daß die Stöße abglitten. Sie warfen die Lanzen ab, griffen nach den Schwertern und hieben einander eine gute Weile auf die Köpfe. Der Franzose führte unter andern einen harten Stoß auf den Kaiser, der diesem den Panzer trennte und ihn ein wenig verwundete. Dergleichen aber gar nicht achtend, ging dieser erst recht kräftig seinem Gegner zu Leibe, als habe er bisher nur Spiel getrieben, machte ihn matt und zaghaft, traf ihn auch dermaßen, daß er, als eben der Kaiser mit einem derben Stoß ihm zum Herzen rannte, seine Waffen streckte, sich ergab und zum Gefängniß sich zu stellen gelobte. Alsobald wurden die Schranken wieder aufgeblasen, und mit großem Jubelgeschrei begleitete die fröhliche Menge den mannlichen Kaiser, der die Ehre der deutschen Ritter so wohl vertheidigt hatte, in sein Einlager (seine Herberge).

Sechste Abtheilung.

Die Frauen der Ritterzeit; Liebe, Ehe und häusliches Leben.

Hier ist für den, der es wünscht, wohl der meiste Stoff geliefert, in ein unbestimmtes Sprechen und ein sehnsüchtiges Vergöttern des Mittelalters sich zu verlieren und uns eine solche Masse von Herrlichkeiten vorzuführen, die in Erstaunen setzen könnte, wenn man sich einem solchen geschminkten Wesen hingeben wollte. Uns ist es darum zu thun, so viel es nur möglich ist, Wahrheit aus den Quellen zu schöpfen, und manches muß uns daher in einem weit weniger freundlichen Lichte erscheinen, als eine bloß verschönernde Darstellung gewährt. Schwerer wird es aber auch hier, ein richtiges Urtheil zu fällen; dem öffentlichen Leben folgt man leicht, im Kampf, Turnier, Jagd und Waffen kann man eher die Menschen belauschen, von dem öffentlichen Leben gibt uns die Geschichte immer das meiste, aber in die stillen häuslichen Räume, worin denn doch gerade das, was der Vorwurf dieser Abtheilung seyn soll, sich am meisten entfaltet, dahin hält es so schwer zu folgen, wenn Jahrhunderte und ganz veränderte Ansichten dazwischen liegen. Es erscheint daher am besten, weniger in dieser Abtheilung auf ein gesammtes Bild der Gegenstände, die in ihr behandelt werden

sollen, sich einzulassen, da daraus nur zu leicht ein geschminktes und entstelltes Bild entstehen kann, als vielmehr einzelne, für sich selbst redende Beispiele jener Zeit anzuführen, und es nun der Einbildungskraft eines jeden zu überlassen, welche Zeichnung er sich vom ganzen Zeitraume entwerfen will.

Wie St. Palaye in seinem Werke über das französische Ritterwesen die Bildung und das Bemühen der französischen Frauen beschreibt, bezeichnet diese etwas im Allgemeinen, und mag daher diese Schilderung hier voran ihre Stelle finden. Er sagt: „Die Höfe und Schlösser der Großen waren nicht nur für die Edelknaben, sondern auch für das junge adeliche Frauenzimmer vortreffliche Schulen der feinen Lebensart und mancher anderen Tugenden. Hier lernten junge Personen vom schönen Geschlechte frühzeitig ihre wesentlichsten Pflichten kennen. Hier bearbeitete und vervollkommnete man an ihnen jenes ungezwungene Gefällige und jene zärtlichen Gesinnungen, wofür sie die Natur scheint gebildet zu haben. Den Rittern, die sich in den Schlössern ihres Aufenthalts einfanden, kamen sie mit zuvorkommender Höflichkeit entgegen. Sie nahmen ihnen bei ihrer Rückkehr von den Turnieren und von den Feldzügen die Waffen, überreichten ihnen frische Kleidung und Wäsche und warteten ihnen bei Tische auf. Da sie zu künftigen Gattinnen eben derselben Ritter bestimmt waren, die sich in den Häusern einfanden, wo sie erzogen und gebildet wurden, so ließen sie es bei ihren Gästen weder an Sorgfalt, noch an zuvorkommenden Dienstleistungen fehlen, wodurch sie die Herzen derselben

fesseln konnten. Sie lernten hier ihrem Gatten einst alle die Dienste und Gefälligkeiten erweisen, die ein muthvoller Krieger von einer zärtlichen und edeldenkenden Gattin erwarten konnte. Sie machten schon hier Zubereitungen zu seinem innigsten Lohn und zu der süßesten Erquickung, für seine höchst beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmungen. Mit einer Begierde und mit einem Wetteifer, den nur warme Zuneigung hervorbrachte, eilten sie, ihm zuerst den Staub und das Blut abzuwischen, womit er sich, ihres eigenen Ruhmes willen, besudelt hatte. Man darf daher glauben, daß das schöne Geschlecht in den Ritterzeiten den Verwundeten alle erforderliche und anhaltende Hülfe leisten konnte, die eine geschickte und mitleidige Hand dem Leidenden zu verschaffen im Stande ist. Nicht Schönheit allein also war es, wodurch die Frauen in den Ritterzeiten sich Ehrerbietung und Liebe erwarben, sondern Tugend, Klugheit, Wohlredenheit, feiner Anstand und die Kunst, sich gefällig zu bezeigen und zu gefallen. Der Ritter de la Tour gab in dem Unterrichte an seine Töchter ihnen folgende Lehren: „ein gefälliges, sanftes, sich stets gleich bleibendes Betragen anzunehmen; nicht schwatzhaft, sondern höflich im Antworten, nicht flatterhaft, nicht zornig, nicht keck zu sein; eine Sache nicht obenhin zu betrachten, und weniger aus sich selbst zu machen, als sie wirklich wären; indem manche ihre Aussichten auf Vermälungen deshalb verloren haben, weil sie allzuviel scheinen wollten."

Sehr bezeichnend für die Bildung der Frauen sind auch die Lehren, welche die Winsbekin ihrer Tochter gibt,

eben so wie, rücksichtlich der Männer, die, welche der Winsbek seinem Sohn gibt. Diese beiden Lehren geben den Inbegriff dessen, was die damalige Zeit in der Erziehung zu erlangen suchte. Ein Auszug der Anweisung, welche die Winsbekin ihrer Tochter gibt, ist daher hier an seiner Stelle. „Trautes Kind, du sollst hohes Gemüthes sein, und darunter in Züchten leben, so wird dein Lob den Werthen gut und dein Rosenkranz steht dir recht. Den Ehrebegehrenden sollst du mit Züchten deinen sanften Grus geben und las in deinem Herzen Schaam und Mäßigkeit stätig sein, und hüte deine Blicke; wo lose Merker sind, las sie nicht umherschweifen. Schaam und Mäßigkeit sind zwei Tugenden, die den Frauen hohen Preis gewähren; schenkt dir diese Gott in deiner Jugend, so grünet das Reis deines Heiles, du magst in Ehren alt werden. Was ich die eben umherschweifende, wilde Blicke nannte, sind die, wenn ein Weib still vor sich hin sehen soll und doch die Blicke umhergehen läßt, als wenn sie unstäten Sinn habe. Davon hat ihr Lob einen schwachen Gewinn, bald merkt es einer und meldet diese unsre Sitte. Drum zwinge deine Augen besser, das rathe ich dir, Tochter, und darum bitte ich. Wenn weise Worte die Werke begleiten, so sind deine Sinne nicht betrogen, wenn aber die guten Werke fehlen, dann sind die weisen Worte nichts als Lügen. Wenn ein Vogel zu früh sein Nest verlassen hat, der giebt sich den andern zum Spiel und sein Gefieder wird ihm ausgerupft; so, Kind, wird es dir auch geschehen, wenn du in deiner Jugend weise Rede hast, dich aber dumm in Werken zeigst. Viel wandelbar sind die Männer, sie

tragen Nebelkappen bei sich (d. h. sie kommen und verschwinden leicht, wenn sie mit ihrer Rede bethört haben). Die meisten können zu guten Weiben süße Rede sprechen, doch ist sie innerhalb nicht ohne Verderbnis; denn verwundet sie dich, so müssen die Thränen deiner Augen deine Wangen baden. Man sagt: die Weib haben kurzen Muth, dabei doch alle langes Haar; leider handelt dem Sprichwort manche gleich, so daß es bewährt wird. Wie es auch um die Untreue der Männer steht, wir Frauen sollen fester sein, und im allgemeinen denen Has tragen, die ihre Zucht nicht an uns zeigen; thäten wir es, sie schonten unser gewis mehr. Man soll die Frauen gütlich bitten und lieblich in dem Herzen tragen, sie aber sollen züchtiglich vorweigern. Wäre nun eine sinnlich und schwach, dann mag sie sich nachher auch nicht zu sehr beklagen; denn späte Reue ist gar nichtig und die Wandelbare wird verspottet, wenn der Schade geschehen ist. Handelst du so, daß dir hier kein Vorwurf gemacht werden kann, so bist du mit deinen Sinnen auf rechtem Wege, aber behalte sie auch, daß dich die Liebe nicht etwa blind mache. Gar weise Herzen sind doch durch ihre Macht zu Kindern geworden; wenn du dich ihrer Gewalt erwehren willst, so mus dich Gott mit seiner hohen Kraft bewahren. Wenn auch die Kraft von hunderttausend Herzen in deinem allein liegen mögte, so würde doch die Meisterschaft der süßen Minne endlich siegen; gar starke Herzen hat sie doch gepackt. König Salomo, wie weise er war, sein Herze konnte sich doch nicht ihr entziehen. Will sich daher die Minne in dein Herz prägen, du kannst sie nicht vermei-

den, es sei denn, daß dir Gott Hülfe und Friede geben wollte. Wer nun das Zwingen hoher und edler Minne verlangt, der soll alles, was Unfuge und Schlechtigkeit heißt, verlassen und sich den Werthen werth zu machen suchen. Wenn du ein keusches Herze trägst, so mußt du Lob und Ehre haben. Will die Minne dir nun dies etwa nicht gönnen, und will dich mit Gewalt zwingen, daß du einen Mann liebst, der Heiles und Ehren werth ist, so sollst du ihm doch nichts gewähren, was nicht recht und schicklich ist. Hier kann dir Mutter Rath nicht helfen, dein eigener stäter Muth mus dich bewahren; denn wer zu sehr hütet und wacht über einen andern, der erfährt oft Schaden und wer daher anders hütet, als er soll und als es sich ziemet, der geht darauf aus, daß er Unehre in sein Haus einladet. Ein reines Weib, das werthe Tugenden trägt und das wohl seiner Ehre hüten kann, das soll man sich selbst behüten lassen, und erst bei einem Weibe dummer Sitte, das sich selbst keine Ehre gönnt, da mag man die Hut anheben. Hut ist immer der Ehre des Weibes gram, wenn sie auf nichtigen Wahn geschieht, ein gutes Ende vernahm man davon noch nie; denn gezwungene Liebe ist nichtig, da sie keinen hohen Muth giebt. Die Liebe soll von Herzen kommen und mit stäter Treue ihre Pflicht erkennen, auf allen Gewinn und auf allen Verlust; die andere Liebe ist flüchtig, sie schweift da und dorthin. Nun könntest du wohl mich fragen um die Minne: ob die hier bei uns auf Erden sei, oder ob sie in den Lüften schwebe? Darüber macht uns ein weiser Mann, Ovidius, klar, der sagt: sie sei genannt Venus,

sie verwunde süße Herzen und mache sie nach ihrem Willen wieder gesund, aber auch wieder siech, so sei immer ihr Wechsel; unsichtbar fährt sie wie ein Geist und hat nicht Ruhe Tag und Nacht. Die hohe, edele Minne begehrt nur das Herz, für sie ist nicht Höhe oder Niedere des Standes da. Die sie in Züchtigkeit froh findet, die zieht sie mit sich so hoch, daß sie schwachen Muth verschmähen und selbst eines Fürsten Drohung kann nichts hindern. Die Herzen derjenigen, welche ihr behagen, werden eng in einander geflochten und auf die Niedern sieht sie nicht. So mus ein jedes Weib hoher und edler Minne nachstreben." Der Schlußsatz der ganzen Lehre und Ermahnung ist: „ein Weib, die Lobes und Ehren theilhaftig sei, die neide eine andere, welche auch vorwurfsfrei ist, nicht darum."

Auf eine sehr umsichtige und belesene Weise hat Herr Dr. Kunisch aus alten Gedichten des Mittelalters alles zusammengestellt, was auf die Frauen Deutschlands Bezug hat, und ich erlaube mir, einen Theil seiner Auszüge alter Werke hier einzureihen.

Von der frühsten Jugendbildung und Erziehung der Mädchen wissen wir wenig. Tocken (Puppen) waren auch damals schon der Mädchen liebstes Spielwerk, das geht aus mehrem hervor. So aus dem Ottokar von Hornek (Cap. 174.), als König Rudolf seinen Sohn Rudolf mit der Tochter Ottokars von Böhmen, noch als Kinder, verlobt: „Sie redeten kindlich mit einander; die Maid sagte von ihren Tocken, wie die gestaltet wären; er erzählte ihr dagegen, was sein Spring (Falke) gefangen hätte." So

auch im Titurel, wo Tschionatulander mit der jugendlichen Sigune zuerst über Liebe und seine Liebe zu ihr spricht, und sie, in kindlicher Unschuld, sagt:

Ist Minne ein Sie oder ein Er?
Magst du mir Minne erklären?
Sag mir, was die Minne begehr'?
Wenn sie mir kommt, womit soll ich sie nähren?
Mus ich sie behalten bei den Docken?
Oder ist sie ein wilder Falke?
Ich kann sie lieblich wohl zu Handen locken*)?

Nachdem die Mädchen dem kindlichen Spiel mit den Puppen entwachsen waren, wurden sie wohl unter Anleitung der Mütter im Spinnen, Weben, Wirken, Gewänderschneiden und in jeder weiblichen Arbeit und Kunst unterwiesen, doch ward es wohl nur wenigen so gut, in der Schule eines weisen Pfaffen im Lesen und Schreiben, oder wohl gar in der süßen Kunst des Gesanges und Saitenspiels unterrichtet zu werden.

Indessen konnte das Lesen und Schreiben bei edlen Jungfrauen und Frauen auf keinen Fall etwas ganz Ungewöhnliches seyn, da ihnen so oft zärtliche Briefe und Lieder zugeschickt wurden, und nicht selten auch zierliche Antwortschreiben von ihrer Hand erwähnt werden. Z. B. Frauendienst S. 14: „Meine Niftel nahm Lied und Brief und sandte sie meiner Frauen; als sie beides gelesen,

*) Es ist merkwürdig, daß hier Puppen und Falke wieder neben einander stehen; noch wichtiger wird es aber, wenn wir im Ottokar Hornek sehen, daß er bei der obigen Stelle Sigune und Tschionatulander namentlich mit anführt und es klar wird, daß ihm diese Stelle gerade genau vorschwebte.

schrieb sie gleich einen Brief." Und eben daselbst, S. 48: „Da die Gute den Brief gelesen hatte, schrieb sie selbst einen andern Brief."

Bei reiferem Alter nahmen sie sehr bald an jedem häuslichen Geschäft der Mütter Theil. Das Weben, Bereiten und Anfertigen der Gewänder für ihren eigenen und der Männer Bedarf war ihnen ausschließlich zubeschieden und mag von ihnen, wenn man den alten Erzählungen glauben darf, bis zu einem hohen Grade kunstreicher Vollendung ausgebildet worden seyn. In edeln und hohen Häusern schnitt die Tochter des Hauses wenigstens die Gewänder zu, die sodann von den dienenden Jungfrauen und Mägden zubereitet und fertig gemacht wurden, wohin eine Stelle der Nibelungen (V. 1441 ff.) zu deuten scheint. Selbst wenn bei Bewirthung fremder und lieber Gäste die Hausfrau im Speisezimmer an der Tafel erscheinen mußte, vertrat die Tochter unterdessen ihre Stelle im Hauswesen und blieb im Nebenzimmer bei den übrigen Kindern sitzen, wie die Nibelungen V. 6702 beweisen:

> Durch der Gäste Liebe hin zu Tische gie
> diu edel Marchgravinne; ir Tochter sie do lie
> belieben bi den chinden, da sie von rehte saz.

Bei so großer Zurückgezogenheit mußte der Anblick schöner Jungfrauen damals etwas weit seltneres seyn, als in unsern Tagen, und die Dichter der alten Zeit unterlassen daher auch nie bei Beschreibungen festlicher Turniere und Feierlichkeiten die Zahl und Schönheit der edlen Fräulein und Frauen zu preisen, deren Erscheinung das Fest verherrlichte. Außerdem sah man sie nur zuweilen am

Fenster, oder im Münster während der Messe, wo die Frauen ein abgesondertes Gestühl hatten, aber doch so, daß die Männer sie sehen konnten, und es mag wohl oftmals geschehen seyn, daß durch das Anblicken der Frauen während der Messe „Gott da nicht viel gedient ward", wie Ulrich von Lichtenstein S. 134 seines Frauendienstes sagt.

Bisweilen sahen sich die jungen Männer und Jungfrauen auch im Grünen, beim ländlichen Reihentanz unter der Linde, oder beim Lustwandeln. Der Mai lockte die Alten unwiderstehlich ins Freie, die ganze Natur ward berührig und lebendig. „Es ist die Maienzeit, — heißt es in einer schon früher angeführten Stelle des Ulrich von Lichtenstein, — in welcher die Ritter nicht gerne müßig daheim liegen." Man eilte in die junge Natur hinaus, wenn der Mai mit aller seiner Wonne kam (Heinrich von der Vogelweide I. 116.). Dann war „niemand alt" (das. 117) und man gab sich der Fröhlichkeit hin, schauend „Wonne mannichfalt" (Kilchberg I. 13.). Es war damals ein froheres, frischeres Leben in und mit der Natur.

Sehr oft singen die Minnesinger von den Frühlingsreihen fröhlicher Mädchen im Mai. Hinaus eilten sie in den Schatten (Nithart II. 84.) jungbelaubter Linden (Chonzler II. 241.), und in lustigen Reigen (Landegge I. 200.) mit Gesang schwebten sie lieblich dahin. Jünglinge mischten sich in ihre Tänze, aber die Alten meinten dabei auch, vergangene bessere und sittigere Zeiten preisend: „das würde man ehedem nicht gebilliget haben, daß Mädchen mit Jünglingen in den Hain zum Tanze gelaufen wären."

Allezeit war es aber für Männer und Jünglinge ein fröhlicher Anblick, und gern eilten sie daher hinaus, diesen Reihen zuzuschauen. Aber auch die Mädchen freuten sich darauf immer sehr und manche bedauerte, wie die Minnesinger dichteten (Hohenvels I. 87.): daß ihnen der Anstand nicht erlaube, so „Freiheit und Freude" mit zu genießen. Ein Strohhut, aber Freiheit dabei, wäre ihnen lieber, als ein Rosenkranz mit strenger Bewachung, meinten sie (Hohenvels I. 85.). Oft ging es bei dem Tanze der Landmädchen aber auch sehr wild zu, wie Goeli II. 57., Tanhuser II. 61. und vor allen Nithart II. 81. 85. manches gar Verfängliche darüber gesungen haben.

Die Tonwerkzeuge, welche man dabei hatte, waren meistentheils Flöten und Geigen, so wie auch ein laut tönendes Werkzeug, Sumber genannt, eine Art von rauschender Handpauke. Am gewöhnlichsten wurden aber, wie noch in Tyrol, diese Reigen gesungen, und daher die Menge Lieder der Minnesinger, welche Worte zu diesen Tanzweisen enthalten und unter den Namen Frauentänze, Tanzweisen, in den alten Minnesingergesangbüchern vorkommen. Je mehr man nun die Frühlings-Ergötzlichkeiten liebte, desto schmerzlicher ward es, wenn der Krieg solche Lust raubte. „Da seufzeten die schönen reinen Frauen, daß der Tanz nichts mehr gelte, daß die Jünglinge den Kranz weggeworfen und Kriegeskleid, Sturmhaube und Schwert genommen; denn der Kampf hatte die Liebe vertrieben" (Konrad v. Würzb. II. 198.).

Wurden nun diese freudigen Tänze auch durch den Sommer und Herbst wiederholt, der Winter mußte ihnen

jedesmal ein Ende machen; doch eilte man zu dieser Lust schon sehr früh hinaus, denn wir finden Reihentänze erwähnt zu Zeiten, wenn noch Schnee lag. Kam aber der Winter, dann verbargen sich die Frauen in's warme Zimmer und ließen sich nicht mehr im Freien sehen; sie bedeckten Brust und Nacken mit weichem Pelzwerk, vertauschten ihr leichtes Leinengewand gegen schwerere und dichtere Kleidung, und Hände und Arme waren verhüllt (Hadlub II. 196.). Daher denn auch die allgemeinen Klagen der Minnesinger über die Ankunft des Winters, der nicht bloß die Sommeraue entfärbe und den Wald seines lustigen Grüns beraube, sondern auch ihnen den Anblick der holden Frauen entziehe. Mädchen und Frauen wußten indessen auch wohl zur Winterzeit an Feiertagen oder an frohen Abenden in geräumigen Gemächern die Zeit unter sich angenehm hinzubringen, bald mit Bickelspiel (Würfelspielen), bald mit Tänzen, besonders mit einem, den die Alten Kovenanz nannten; aber es ist schlimm, daß dieser Name, so wie viele andere solche Tänze, welche uns Nithart (II. 76. 77.) und Burkhart von Hohenvels (I. 83.) anführen, unsern Tagen ganz unverständlich geworden sind. Doch kaum war der erste Frühlingshauch da, so sah man auch die Frauen alsbald wieder in dem Wurzgärtlein lustwandeln, wo sie Rosen, Blumen und duftende Kräuter brachen (Burkhart von Hohenvels I. 88.), oder auch im Baumgarten, wo sie manche schalkhafte Blicke mit jungen Männern wechseln mochten, wenigstens singt Hadlub (II. 193.):

Es ist ougen wunne, hort,
So man schone Frowen sament
In den Baumgarten siht gan;
Da hoert man ir senften Wort,
Wan sie sich so wiblich schament,
So ir achtet junge Man;
Man siht da an in so los Geberde,
Das der Manne sin wirt frölich gar.

Sorgsame Mütter sahen dies, wie schon früher gesagt, nicht gerne und sie verschlossen daher wohl zu solchen Zeiten ihren Töchtern die festlichen Tanzkleider im Schrein, um sie von jedem Ausgange abzuhalten. (Nithart II. 75. 80. 84 — 85.)

So sehr nun auch die jungen Mädchen damaliger Zeit vor Männeraugen oft gehütet und bewacht wurden, so wußte doch die Liebe auch dafür guten Rath, und Jünglinge suchten entweder durch weibliche Verwandte Liebesbekanntschaften anzuknüpfen, wie Ulrich von Lichtenstein (Frauendienst 6. 7.) durch seine Base, oder die Geliebte in der Messe zu sehen und während des Gottesdienstes bedeutende Blicke mit ihr zu wechseln, oder auch durch übersandte Briefe, Lieder und Botschaften (Frauendienst 7. 70. 172.) ihre Liebe kund zu thun, die denn meistentheils erwidert ward; ja der Minnesinger Hadlub wagte es sogar, in ein Pilgergewand gehüllt, seiner Geliebten in der Morgendämmerung, da sie eben aus der Frühmette kam, nachzuschleichen und ihr, vermittelst eines Hakens, einen Brief hinten an ihr Kleid anzuhängen.

Besonders aber wurde die Vorliebe, womit Frauen und Jungfrauen zum Zeitvertreib kurzweilige Bücher oder anmuthige Lieder zu lesen pflegten, von jungen Männern

und Rittern fleißig benutzt, um ihnen Geschenke dieser Art und dabei manche Erklärungen in die Hände zu spielen. Die Büchlein wurden dann äußerlich schön geschmückt; man ließ sie wohl gar in grünen Sammt mit Gold binden, und mit Schlöschen in Gestalt zwei kleiner Händchen, wie Ulrich von Lichtenstein, da er seiner Geliebten ein Bändchen seiner Lieder übersandte (Frauendienst S. 70); welches dann die Empfängerin gelegentlich dadurch erwiderte, daß sie ihm, da er zu Botzen krank lag, vier Büchlein überschickte, mit dem Andeuten: „da sollt ihr eure Weile mit kürzen, denn es ist gute Rittersitte zu lesen, was schon zuvor biedere Männer um werthe Frauen gethan haben" (Frauendienst 54).

Unstreitig war ihnen aber doch nichts lieber, als die zur Feier ihrer Reize auf sie gedichteten Lieder, oder die Liebesgesänge ihrer Verehrer und Geliebten. „Die nahmen sie, lasen sie mit funkelnden Augen, minniglich lächelnd und froh" (Frauendienst S. 149.). Doch lasen sie auch gerne solche Lieder, wenn sie auch nicht an sie selbst gerichtet waren (Frauendienst S. 207.).

Die Geliebte Rudolfs von Rotenburg bat ihn einst beim Scheiden, ihr die Lieder seiner Sehnsucht zu übersenden. Nun wußte er nicht, durch wen er schicklich ihren weißen Händen dieselben übergeben sollte. Doch er wollte lieber Tausende schicken, seinen süßen Sang zu überbringen, um vielleicht einen Habedank zu erringen. Ulrich von Lichtenstein spielte der Geliebten seine Lieder, wie bereits erwähnt, durch seine Base in die Hände. Einmal gab man ihr ein Büchlein mit Liebesgesängen als ein

Abendgebetbuch. Sie nahm das Büchlein und wähnte, daß ein Gebet darin stünde; sie schauete es an, hier und dort, und fand eine süße Rede darin geschrieben (Frauendienst S. 20). Doch sie schickte es zurück mit der hineingeschriebenen Bemerkung:

> Wer wünscht, was er nicht soll,
> Der hat sich selbst versaget wol.

Eine solche Liedersendung war freilich die beste Liebesverkünderin, und mußte desto tiefern Eindruck machen, wenn der sie überbringende Diener gar im Stande war, die Lieder lieblich vorzusingen, wie im Frauendienst S. 60 eine Stelle vorkommt, die weiter unten angeführt werden wird.

Für ein ganz besonderes Zeichen der Frauengunst galten im Mittelalter die goldenen Fingerlein (Ringe). Einen Ring von der Geliebten zu erhalten, war eine sehnlich erwünschte Freude, und die Gabe selbst war ein köstliches Kleinod.

> Lieber hete ich von ir lone
> Niht, wan ein kleines vingerlin,
> Danne das rich und ouch die krone,
> Mit der fürsten willen were min,

singt Rudolf von Rotenburg (I. 33). Solche Geschenke wurden nämlich als ein Wahrzeichen der Liebe angesehen, besonders wenn die Frauen diese Ringe selbst getragen hatten. „Sie ist euch hold," — heißt es in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (S. 124) — „das hat sie Euch wohl erzeiget, daß sie von ihrer linken weißen Hand Euch

das Fingerlein gesendet hat, das soll das Wahrzeichen ihrer Liebe sein."

Indessen mochte doch wohl sehr viel dazu gehören, ehe ein verständiges und ehrbares Mädchen einem Bewerber sein Ringlein schenkte, wenigstens singt Reimar der Alte (I. 72):

Menniger swûre wol, der nu hie bestat,
Er hete allen sinen willen mit den wiben.
Gelaube er mir, das es so lihte niht zergat,
Wil er die, dû sinne und ere hat! —
Weis Got, gutes wibes vingerlin
Das sol niht senfte nu z'erwerbene sin.

Mütter gaben bisweilen ihren Söhnen und scheidende Männer ihren Frauen beim Abschied einen Ring zum Andenken, wie uns der Lohengrien S. 181 in dem dritten Verssatze ein Beispiel davon erzählt; doch gehören die Beispiele, daß Männer an Frauen Ringe geschenkt, zu den seltenern.

Was die Tracht der Frauen betrifft, so habe ich davon schon in der Abtheilung von den Waffen und der Kleidung der Ritterzeit gesprochen; nur dies wenige hier, daß sie, im häuslichen Leben und wenn sie nicht geschmückt waren, nur aus einem Rocke bestand, der von oben bis zu den Füßen niederfloß, das leinene (bisweilen auch wohl seidene) Hemde barg und mit einer Fürspange auf der Brust, mit einem Gürtel um die Hüften befestigt wurde. Darüber trugen sie einen weiten Mantel. Der Kopf war frei, mit wallenden Locken, oder auch mit einem Risen (einem Schleier) bedeckt, so wie auch oft eigenthümliche, aus starkem Zeuche gearbeitete Hauben vorkommen, oder die

Locken deckte auch der schon früher bemerkte Kranz (Schapel) und ein seidenes Gebände, damit

ihnen ihr schönes Haar
Zerführten nicht die Winde

(heißt es in den Nibelungen V. 6631. 32). Die einfache Tracht wich aber auch oftmals der größten Kleiderpracht, an Feier= und Fest=Tagen und bei der Ankunft hoher und lieber Gäste, wie die Nibelungen mehr als einmal uns erzählen. Da wurden die köstlichsten Gewande aus Laden und Schreinen hervorgesucht und alles angewendet, um sich in größtem Schmuck, in höchster Zier zu zeigen. Davon wurden die nöthigen Beispiele schon in jener frühern Abtheilung angeführt, hier ist nur noch zu bemerken, daß auch die Schminke schon in jener Zeit wohl oft nicht verschmäht ward, um zum Glanze der edlen Steine und der köstlichen Gewänder auch ein blühendes Gesicht zu fügen; denn es heißt in den Nibelungen, als die Burgunden zum Markgrafen Rüdiger nach Bechelaren kommen sollen, und sich alles zu ihrem Empfange auf das kostbarste bereitet, lobend und die Schönheit und gesunde Frische der dortigen Frauen noch mehr hervorhebend:

Gefälschter Frauenfarbe viel wenig man da fand.

Nicht zu allen Zeiten war die Tracht der Frauen so, daß strenge Sittenrichter sie billigten. Klagen darüber werden in allen Jahrhunderten geführt, und wie um das Jahr 1000 ein alter Zeitbücher=Schreiber, Bischof Dithmar davon spricht, beweiset folgende Stelle seines Werkes (S. 225 der Ursinus'schen Uebersetzung). Er rühmt eine Gräfin Christina, die zur Zeit des Kaisers Otto III starb, und

sagt von ihr: „Von den übrigen Frauen nach der heutigen Art und Weise war sie ganz unterschieden. Eine wie die andere von diesen kleidet sich größtentheils üppig und trägt das, was sie schaamhaft verbergen sollte, gleichsam feil, und zeigt es allen ihren Liebhabern aufgedeckt. So sehr es vor Gott ein Gräul, und vor der Welt eine Schande ist, treten doch diese Frauenzimmer öffentlich ohne Schaam einher und legen das, worüber sie erröthen sollten, ganz unverschämt vor allem Volke zur Schau dar. Es ist schändlich und erbärmlich, daß kein Sünder verborgen bleiben will, sondern keck aller Welt unter die Augen geht, den Frommen zum Spott, den Bösen zur Nachahmung."

Aus einer Stelle der Minnelieder des Kristan von Horneck (I. 46) scheint abzuleiten zu seyn, daß es zum Prunk der Frauen gehörte, in ihren Gemächern, in gläsernem Käficht, einen Sittig (Papagei) zu haben, der durch sein Geschwätz belustigte. Wer nicht seiner Frau oder Geliebten eine so theure Belustigung gewinnen konnte, der begnügte sich wohl mit einem Staare, der ja auch menschliche Stimmen nachzuahmen gelehrig ist (Heinrich v. Morunge I. 51. 52).

In ihren Gemächern saßen die Frauen auf Stühlen, die mit köstlichen Madratzen überhängt waren, oder lagen auf Ruhebettlein, die mit seidenen Decken, köstlichen Polstern und Kissen belegt waren, worin mit Gold Bilder gewoben (Nibel. V. 1421):

Da ging sie mit ihn'n beiden, da sie eh' da saß,
Auf Madratzen, die viel reichen, ich will wohl wissen das,
Gewürkt von guten Bilden, mit Golde wohl erhaben.

Die Betten und Lagerstätten in vornehmen und reichen Häusern waren nicht minder kostbar, indem seidene Decken, Hermelin und Zobelfelle dazu genommen wurden, und an Himmelbetten, die Vorhänge von arabischer Seide hatten, fehlte es auch nicht. Vgl. Nibel. V. 7331 und die folgenden: „reiche Betten, lang und breit;“ — „viel mancher Kolter spähe (zierliche gesteppete Decke) und manches Bette-Dach von Arabischer Seide;“ — „die Decklaken von Hermelin und von schwarzem Zobel.“ Das prächtige Schlafgemach der Geliebten Ulrichs von Lichtenstein werden wir weiter unten kennen lernen.

Daß bei dem Empfange werther und vornehmer Gäste die Mutter des Hauses und die erwachsenen Töchter diese Fremden mit einem Kusse begrüßten, habe ich schon in der vorigen Abtheilung bemerkt. Ihre Reisen machten die Frauen meist immer zu Pferde, da die Wagen noch nicht bequem und in sonderlichem Gebrauche waren. Sie ritten dann gewöhnlich in Mänteln und auf schemmelartigen Frauensätteln. So heißt es in den Nibelungen V. 2293 ff.:

Hei! wa da lichtes Goldes von den Mähren (Pferden) schein (schien)!
Ihn'n leucht'te von den Zäumen viel mancher Edelstein;
Die guldenen Schemmel (Sättel), ob lichtem Pfelle gut,
Die bracht' man den Frauen.

Die Ritter hoben die Frauen auf die Pferde und von denselben, wobei sie sich bisweilen einer Art von kleinem eisernen Schemmel bedienten, der leicht mitzunehmen war, und worauf die Frauen vom Sattel traten, damit sie keinen zu großen Sprung zu machen, oder sich zu sehr den Armen der Ritter anzuvertrauen hatten. Wenigstens

scheint dahin die Stelle in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst zu deuten zu seyn, wo es (S. 17) lautet: „Man hieß die Frauen von den Pferden heben, ich nahm das Hebeeisen und hob manche klare Fraue ab.

Was, um es hier beiläufig zu bemerken, die Vornamen der Frauen betrifft, so stimmen sie hauptsächlich noch mit den unsern überein, da der Kalender mit seinen Heiligen immer die meisten Namen lieferte. Indessen finden sich auch viele wunderbare und lächerliche Namen vor, die wohl meist aus Zusammenziehung und Verdrehung anderer bekannter Namen entstanden. Es wird daher hier wohl nicht am unrechten Orte seyn, eine Stelle aus dem Minnesinger Graf Konrad von Kilchberg (I. 14) anzuführen, in der er eine Menge von Mädchen zu fröhlichen Reihentänzen aufruft:

Wol uf Rose, Gepe, Hiltegart,
Geri, Gute, trut an die Vart,
Fröide, Anne, Ellin, Igelgart,
Nese, Engel, Uedelhilt, Beate, Gisel, Ute,
Diemut, Wille, Götze, Irmellin,
Clare, Wunne, Ite, Minne, Tilge fin,
Hetze, Metze, Salme, Katrin,
Kristin, Berte, Liebe, Adelgunt, Vite, Ute,
Mije, Suffie, Else, Uedelsint,
Sydrat, Kunigunt, Pride,
Heilwig, Hilte, Lügge, Edellint, Herburg, Kint,
Grete, Salvet, Elide, Hille, Jutze, Hemme, Fide.

Gleiche und andere Namen ruft auch der Nithart (II. 85) auf: Gerdrut, Chunze, Gepe, Gisel, Jüte, Hetze, Metze (auffallend stehen beide auch bei dem Konrad von Kilchberg zusammen), Bertha, Prisel, Heilwig, Fridrun, Ilsmut, Wilwirk, Trute.

Was die Verheirathung der Jungfrauen betrifft, so wurde bei hohen und vornehmen Personen die Vermählung wohl durch Boten, Gesandte geworben, wie König Etzel die Spielleute Werbel und Swemmel (Abentheuer 20 der Nibelungen) an den Hof der Burgunden-Könige schickt, um sich die schöne Chriemhilt als Gemahlin zu erwerben. Zu Zeiten geschah aber auch wohl die Werbung mündlich und augenblicklich, wie die schöne und liebliche Stelle in den Nibelungen uns belehrt, als der junge Giselher um des Markgrafen Rüdiger Tochter wirbt (V. 6709). Nachdem Volker, der Spielmann, die Werbung begonnen, König Gernot sie freudig anerkannt, und Hagen auch sein Wort dazu gegeben, willigen Rüdiger und seine Gemahlin Gotelinde gerne ein, und die Morgengabe der Jungfrau wird gleich bestimmt:

Man beschied der Jungfrau Burgen und auch Land.

Drauf erklärt Rüdiger:

Ich gebe zu meiner Tochter Silber und auch Gold,
So hundert Saumrosse immer nur mögen tragen. —

Da hieß man nun beide treten, nach der Gewohnheit, in einen Kreis,

Und zu fragen man begann die minnigliche Maid,
Ob sie den Recken wollte? ein Theil war es ihr leid,
Und dachte doch zu nehmen den waidlichen Mann;
Sie schämte sich der Frage, so manche Magd hat gethan.
Ihr rieth ihr Vater Rüd'ger, daß sie spräche: ja,
Und daß sie ihn gerne nähme: viel baldig da war da
Mit seinen weißen Händen, der sie umschlos,
Giselher der Edele.

Hier und so immer in glücklichen Fällen, erfolgte die Verlobung gleich auf die Werbung. Die Hochzeit wurde

dann später, in Gegenwart aller Verwandten und anderer lieben Gäste gefeiert. Am Hochzeitmorgen gingen Braut und Bräutigam mit den Eltern, Verwandten und allen Anwesenden zur Kirche und wohnten der Messe bei. Dann zog man heim, die Verlobten wurden in den Saal geführt, und die Anwesenden schlossen um sie einen großen Ring; man fragte die Braut, ob sie den Bräutigam zum Ehemanne haben wolle, und, war das Jawort erfolgt, so sprach der Priester oder Bischof die feierliche, kirchliche Weihe darüber. Die Zwischenstunden füllte man mit Tiostiren und Ritterspielen aus, wobei die Frauen aus den Fenstern zusahen. Gegen Abend erfolgte dann das gewöhnliche Hochzeitsmahl, nach dessen Endigung den Neuvermählten ins Brautgemach geleuchtet wurde. Am Morgen nach der Hochzeitsnacht kamen früh die Eltern, brachten die Morgengabe und begaben sich, sobald die Glocken riefen, abermals mit dem neuvermählten Paare und den Verwandten in die Kirche, um Messe zu hören. Oft ging auch dort bloß die junge Frau mit ihren Freundinnen hin. War dies vorüber, so ward auch dieser Tag noch mit Ritterspiel und fröhlicher Mahlzeit hingebracht *).

Die Zartheit der Empfindung, die uns aus so vielen Dichtungen des Mittelalters entgegentritt und besonders als ein Eigenthum der Frauen und der Sänger jener Zeit anzunehmen ist, hat oft eine sehr bedeutende und strenge Rohheit sich gegenüber stehen, die wir mit den Gesinnungen und Ansichten unsers Zeitalters nicht reimen können

*) So weit die Auszüge aus des Herrn Dr. Kunisch Aufsatz, untermischt mit meinen Zusätzen.

und bloß in dem Geiste jener Zeit betrachten müssen. Wie in der Gemüths- und Sinnes-Welt sich diese Trennung zwischen Zartheit und Strenge oder Derbheit zeigte, so auch in dem Körperlichen, und jene Zeit mag daher darin nicht weit von der unsern abgestanden haben, daß neben den zart gebauten Frauen auch wieder viele körperlich sehr stark gebaute sich fanden; auch ist wohl anzunehmen, daß die größere Stärke und Kräftigkeit damals bei den Frauen ebenfalls überwiegend war, wie denn eine größere Leibes-Kraft des menschlichen Geschlechts sich in allem zu jenen Tagen zeigte. Beweise, daß die Frauen damals größer, stärker, ritterhafter waren, liefern uns manche altdeutsche Gedichte und Erzählungen. So erscheint die schöne Frau in der Frauentreue, von der der Eingang schon in der vorigen Abtheilung, bei Gelegenheit der fahrenden Ritter angeführt ward, und deren Schluß nur hier eine Stelle verlangt, indem der mittlere Theil der Geschichte in eine andere Abtheilung gehört, von gar bedeutender Leibesstärke. Denn als der Ritter sich von der ihrem Gatten Treuen verschmäht sieht, da beschließt er das Aeußerste zu wagen und steigt deshalb in der Nacht durch das Fenster in das Schlafzimmer der Frau und ihres Gatten. Als sie auch hier unmuthig seiner Liebesklage widersteht und er wie ein Bethörter sie umfassen will, da reißt eine alte Wunde wieder auf und er stürzt im Augenblicke todt nieder. Die höchst bestürzte Frau wagt nicht ihren Mann zu wecken, dessen Verdacht sie fürchtet, und daher entschließt sie sich schnell und trägt den Leichnam des Ritters auf dem Wege, auf welchem der

Lebende zu ihr gekommen war, durch das Fenster die Leiter nieder und bringt ihn in sein benachbartes offenes Haus und in sein Gemach, wo am andern Morgen ihn die Knappen entseelt finden. Neben dieser gewiß nicht geringen Leibesstärke zeigt sich nun aber auch eine große Heftigkeit des Gemüthes, wie man bei starken Naturen zur Verwunderung oft findet. Denn als der todte Ritter von seinen Knappen in die Kirche getragen worden, und dort die Leiche ausgestellt war, so ging auch des Bürgers Frau hin, um für die Seele des Verstorbenen zu beten und zu opfern. Als sie nun seinen Leichnam sieht, da übermannt sie das Gefühl, daß sie ja allein durch ihres Herzens Härtigkeit an seinem Tode schuld sey, und indem sie zu dem Verstorbenen die Liebe gewinnt, welche sie für den Lebenden nicht kannte, sinkt sie todt am Sarge nieder.

Einen andern Beweis von der Stärke und Kraft der Frauen giebt die Erzählung vom Frauenturnier, die bereits oben angeführt worden, nach welcher alle Frauen einer Stadt am Rheine die Rüstungen ihrer abwesenden Männer nahmen und gegen einander heftig kämpften, wobei besonders eine Jungfrau als Siegerin erschien. Und wenn auch die meisten dabei übel zugerichtet wurden, so zeigt es doch schon von Muth und körperlicher Kraft, daß sie so etwas zu beginnen wagten.

Als ein drittes Beispiel gilt eine dritte noch ungedruckte altdeutsche Erzählung, der Port (das ist die Borte) genannt; worin eine Frau von ihrem Manne, wegen Verdachts der Untreue, verlassen wird und ihm durch die Lande, als ein Ritter gekleidet und ritterliche Kämpfe

nicht vermeidend, sondern sich in ihnen auszeichnend, nachzieht, bis es ihr gelingt, ihren Mann aufzufinden und ihn mit sich auf eine etwas sonderbare Weise zu versöhnen.

Wenn sich aber die Frauen auch nicht selbst in den Kampf mischten, wenn sie mehr, wie ihr Geschlecht verlangte, sich in die häuslichen Räume zurückzogen, so gestaltete sich doch damals das Leben ganz anders, durch die allgemein herrschende Vorliebe zu den Ritterkämpfen und durch das überwiegende Gefühl der Ehre, welches sowohl bei Männern, die für die Frauen und um ihre Liebe kämpften, als bei den Frauen, für welche und zu deren Preis die Ritter kämpften, herrschte. Wir finden daher eine ganz eigenthümliche Sitte, ein uns jetzt selbst verwerflich scheinendes Streben in der damaligen Zeit, daß die Ritter sich eifrig bemühten, immer eine Frau der Gedanken, des Herzens zu haben, für welche gekämpft ward. Keinesweges war diese nun immer ein Luftgebilde, wie die schöne Dulcinea in des Cervantes unübertrefflichem Don Quixote, sondern meist eine wirkliche Person. Nicht allein der unverheirathete Ritter hatte eine solche Geliebte, für die er kämpfte, der der Preis seiner Siege als Ruhm gebührte, sondern auch die verheiratheten Ritter hatten solche Frau ihres Herzens, wie sie dieselbe meist nannten, und diese war sogar oftmals auch verheirathet. Daß diese Liebe nun nicht immer eine bloße Beschäftigung der Einbildungskraft war, daß sie sich nicht immer auf einer dichterischen Höhe erhielt, sondern daß oftmals sehr menschliche Wünsche dabei vorwalteten, das ist nicht zu bergen, und auch bei der menschlichen Schwäche nicht anders zu

erwarten und zu verlangen. Die alten Ritterbücher haben uns davon sehr unterhaltende und sehr seltsame Erzählungen aufbewahrt, die wir nicht durch alle Rittergeschichten verfolgen können; aber auch hier tritt wieder das Leben des Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienste, als der Wahrheit entschöpft, als beweisend ein. Daraus sind daher auch hier einige Stellen anzuführen, um so mehr, da sie einen lebendigen und unterhaltenden Blick auf die ganze Zeit werfen.

Wann Ulrich von Lichtenstein sich verheirathete, ist noch unbekannt; daß er aber verehelicht war, geht aus einzelnen Stellen seines Frauendienstes hervor, so wie auch, daß er seine Frau liebte, achtete und ihren Werth erkannte; denn er sagt einmal (S. 148): „ich ritt nach einem Orte, wo mir viel Gemaches geschah, zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber sein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen (das heißt Frau des Herzens) erwählt hatte.“ Bei seinen ersten blöden Liebes-Abenteuern scheint er noch nicht verheirathet gewesen zu seyn; aber als er den Zug als Königin Venus durch die Lande machte, da war er es schon. Wie Ulrich von Lichtenstein bereits in seiner frühen Jugend einer Frauen Diener ward, das haben wir oben im Jugendleben ausführlicher gesehen. Diese war denn auch noch die Frau aller seiner Gedanken, als er schon Ritter war und im Lande umherzog, um Kampf und Lanzenrennen zur Ehre seiner Geliebten zu suchen. Wie damals seine Angelegenheiten des Herzens standen, das erzählt er uns selbst (S. 5): „meine Frau war so behütet, daß ich

ihr nie kund thun konnte, daß sie mir lieber sei, als mein eigener Leib, ich konnte sie nie sehen, auch konnte ich keinen Boten haben, der ihr recht sagte, wie so herzlieb sie mir sei. Darum wuste sie auch nicht, daß ich ihr dienen wollte. Da ritt ich auf eine Burg, wo der Wirth mich freundlich empfing; sein Weib, meine Niftel, kam zu mir und sprach: lieber Neffe, du sollst willkommen sein. Sie ließ mich niedersitzen, wo uns Niemand sah, worauf die Gute zu mir sprach: daß ich dich sehe, daran geschieht mir Liebe; nun sage an, wie gehabst du dich, und bist du froh? Sie lächelte und sprach: ich mus dein lachen, und sollte es wohl verschweigen, aber ich war vor einigen Tagen bei einer Frauen, und wir beide gedachten deiner; sie sprach: mir ist von ihm gesagt, daß er von Frauen wohl spräche, und daß er einer Frau sonderlich zu Dienste bereit sei, das ist ritterlich gethan; da sprach ich: das hab' ich auch vernommen, eine Frau sei ihm lieber, als alle Weib, wer sie aber sei, weiß ich nicht. Da bat sie mich, daß ich dich bäte, du solltest mir die Fraue nennen, und daß ich es ihr dann anzeigen möchte; darum, lieber Neffe, nenne mir nun den Namen deiner Frauen." Dies verweigert Anfangs Ulrich; als ihm aber seine Base Hülfe und gegen andere Verschwiegenheit verspricht, entdeckt er ihr, daß es gerade die sei, mit der sie über ihn gesprochen habe, und sie verheißt ihm, dieser Frau zu entdecken daß er ihr Ritter seyn wolle, und dabei ihm in allem immer hülfreich zu seyn, obgleich die Frau, der er sich zu stätem Dienst verpflichtet habe, ihm viel zu hoch geboren

sey. Zugleich nimmt sie ein von ihm gedichtetes neues Lied an seine Geliebte mit.

Nach 5 Wochen eilt er wieder zu seiner Base, aber die giebt ihm wenig Trost; sie habe zwar jener Frau seine Liebe entdeckt und ihr sein neues Lied vorgelesen, aber „da sprach die Reine: die Lied sind wahrlich gut, aber ich will mich ihrer nicht annehmen, drum schweige still mit deiner Rede; wenn dein Neffe ein biederer Mann wird, das gönne ich ihm mit Recht, denn er ist sonst mein Knecht gewesen, aber solche Rede soll er lassen, denn ich will sie ihm nimmer gewähren, er soll die Dummheit lassen, denn ich werde seinen Dienst nie annehmen, es wäre ihm, weiß Gott, zu viel." — „Wäre er aber auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen (wie ich von ihm doch noch nicht gehört habe), so müste einem Weibe doch immer sein ungefüge stehender Mund leid sein, denn er steht ihm übel, erlaub' es mir zu sagen, wie du selbst wohl weist."

So also mahnten die Frauen auch wieder immer zu größerer Ausbildung an; denn der Wunsch, ihre Ritter immer in höherer Würdigkeit und Vollkommenheit zu sehen, trieb sie zu freundlicher Ermahnung und die Ritter zu tapfern und hohen Thaten. Was hier noch besonders die Rüge von Ulrichs übel gestaltetem Munde betrifft, so hatte er wahrscheinlich, was man eine Hasenscharte nennt; denn er selbst sagt weiter hin: „sieh! von den Lippen, deren ich drei habe, will ich eine abschneiden." Dies Versprechen leistet er denn auch seiner Base, die ihn durch nichts davon abwendig machen kann und die ihm dann, wenn

er diese wichtige Veränderung seines Gesichts glücklich und zur Vermehrung seines bessern Ansehens vollendet hat, noch Unterstützung weiter bei seiner geliebten Frau verspricht.

Wir werden hier gleich ein großes Opfer in körperlichen Leiden sehen, welches ein Ritter für seine Geliebte zu bringen sich nicht weigerte; denn Ulrich ritt bald nach Gräz in Steierland und machte dem besten Meister dort seinen Willen kund. „Der sprach: jetzt kann es nicht geschehen (es war im Winter), vor dem Maien schneide ich euch nicht, im Maien aber schwöre ich euch, euren Mund also zu machen, daß ihr dessen froh seid; denn ich bin des Dinges ein ganzer Meister.“ Als er nun noch im Winter umhergeritten und gegen den Mai auf dem Wege nach Gräz war, begegnete ihm zufällig ein Knecht seiner Frau, dem er seinen Entschluß anzeigte und der es für ein großes Wunder, „ja wahrlich ohne Sinn“ erklärte, daß er sich so wagen und wohl gar todt liegen wolle. Aber Ulrich läßt sich durch nichts abwendig machen und nimmt ihn als einen ihm erfreulichen Zeugen mit. Eines Montags Morgens fing der Meister an, ihn zu schneiden, er wollte ihn binden, Ulrich wollte es aber nicht, und der Meister sprach: „es kann euch Schaden geschehen; denn rührt ihr euch nur um ein Haar, so nehmt ihr Schaden.“ Ulrich sprach dagegen: „ich bin willig daher zu euch geritten, und wenn ich auch todt liegen sollte, wie weh mir auch von euch geschieht, so soll man mich doch nicht wanken sehen.“ Glücklich übersteht er diesen Schnitt und dessen Heilung und entläßt den anwesend gewesenen Knecht mit diesen

Worten: „du sollst von mir deiner Frauen nichts als meine Dienste sagen, ich darf ihr nicht mehr entbieten; doch wenn du sonst willst, dann sage von mir: was hier mein Leib erlitten hat, das sei um ein Weib geschehen, die gesprochen hat, mein Mund stünde mir nicht wohl; was der an mir nicht behaget, das wird auch von mir gehaßt, und wenn sie sagte, meine rechte Hand gefiele ihr nicht, so schlüge ich sie ab, bei Gott! denn ich will nichts anders, als was sie will."

So that er ihr kund und doch auf eine verschwiegene, ihr allein bekannte Weise, daß sie es sey, deren Wünsche und Befehle er befolgt hätte und immer zu erfüllen gedächte, und sechs Wochen lang duldete er, während seiner Heilung, die größten Schmerzen, die größte Pein. Da erbarmt sich denn auch die hohe Frau seiner, daß sie ihm durch seine Base sagen läßt, sie würde von ihrem jetzigen Aufenthalte an einen andern bestimmten Ort reiten, und unterweges könne er sie sehen, ja er könne auf dem Wege zu ihr reiten und mit ihr reden, was er wolle, jedoch nicht zu viel. Aber hier zeigt sich die Blödigkeit des noch jugendlichen Gemüthes, daß er diese Gelegenheit nicht ergreift und benutzt, und er selbst erzählt es recht anmuthig so: „da war ich froh. Ich ritt gleich nach der Werthen, wo ich sie vor mir reiten sah, mein Herze sprach in Freuden: nun hin, nun sollst du mit ihr reden, alles was dir gefällt, unbehütet reitet sie vor dir, nun sprich mit ihr, was dich gut dünkt. So ritt ich kühnlich zu ihr hin; als sie mich bei sich gewahr ward, kehrte sie sich von mir um, da ward mein Sinn so zaghaft, daß mir die Zunge

alsbald verstummte und mir das Haupt niedersank, also war ich jegliches Wortes beraubt. Ein anderer Ritter jagte zu ihr, da sah ich auf und blieb furchtsam und verzagt hinter ihnen. Da sprach mein Herz wieder: nun, du verzagter Leib, du fürchtest eine so gute Frau? Weiß Gott, sie hätte dir nichts gethan, wenn du nur hättest sprechen können. Höre, Leib, willst du mit Worten verzagt sein, so kann dir nie Liebe geschehen, und scheidest du so von ihr, so wird sie dir nimmermehr hold, sondern mus dich für einen Zagen halten. Wie mein Herz mich so bestrafte, ermannte ich mich wieder und ritt zu ihr; die reine Süße sah mich an und von ihrem Ansehn erschrack mein Leib so, daß ich wieder schweigen muste, die Kraft der Minne band mir meinen Mund zusammen, ich wuste wahrlich nicht, wo ich saß. Leib, sprach nun wieder mein Herz, unselig müssest du sein, denn du bist ein böser Mann, da sie dich so freundlich ansieht, hast du doch nicht mit ihr, recht als wärest du ein Wicht, gesprochen. Sieh, mein Herz, wenn ich gegen sie was sprechen soll, so weiß ich nicht, wovon es geschieht, daß ich kein Wort kann sagen, der Mund wird mir so versperrt, daß ich Unseliger kein Wort herfür bringen kann. Leib, du sollst mir glauben, daß du dir selbst groß Unheil schaffest, ich und du erleiden Plagen und keine Stunde ist uns wohl; aber wenn dein böser Mund nicht mit Worten meinen Willen kund thut, so mus es dein Ende sein; sieh doch, das werthe Weib reitet vor dir, ganz allein und unbehütet; wie bist du so furchtsam, daß du nicht zu ihr reitest

und ihr all deinen Sinn sagst? Nur hin, das ist mein Rath, weil du sonst die Gelegenheit verlierst.“

„Nun ritt ich wieder zu ihr und fühlte, daß ich vor Furcht bleich war, meine Angst zu sprechen war groß, das Herz sprang mir in meiner Brust, es gelüstete ihm sehr zu reden, es sagte: nun sprich! nun sprich! nun sprich! da dich niemand hindert. Wohl zehnmal thät ich den Mund auf, zu ihr zu sprechen, da lag aber die Zunge nieder und wollte kein Wort sagen. So schied ich wieder von ihr wie erst, daß ich ihr kein Wort sagte, das geschah mir dieses Tages wohl fünfmal. Die Tagereise nahm ein Ende und die Reine, Süße, Gute kam, wo sie in der Nacht sein sollte, da war mein Herz sehr traurig. Man hieß die Frauen von den Pferden heben, ich nahm das Hebeeisen und hob manche klare Fraue ab. Die Falsches Freie hielt noch immer auf ihrem Pferde, und viel Ritter und Knappen standen um sie, mit denen sie ihr Scherz und Spiel hatte; da ich mit dem Hebeeisen zu ihr kam, sprach sie: ihr seid nicht stark genug, daß ihr mich abheben möget, ihr seid zu krank und schwach. Des Scherzes ward gelacht und sie trat auf das Hebeeisen; als sie aus dem Sattel stieg, ergriff sie mich bei meinem Haar, und ohne daß es jemand sah, brach die Gute mir heimlich eine Locke aus: „„das habt dafür, daß ihr verzagt seid! Man hat mir von euch nicht wahr gesprochen.““ Sie ging darauf zu ihren Frauen und er in großer Verzweiflung in sein Kämmerlein, wo er die ganze Nacht in Klagen und Bekümmerniß zubringt, bis an den Morgen; dann, während die Magd des Hauses ihn für krank hält,

wirft er sich auf ein Pferd und jagt nach der Stelle hin, wo er sie am vorigen Tage verlassen.

„Als ich mich dem Orte näherte — erzählt er weiter — sah ich, wie sie mir von dort in Frauen-Weise in einem Mantel entgegenritt. Als sie mich sah, neigte sie mir und nun schwieg ich auch nicht länger: Gnade, sprach ich, meine Fraue, ihr müßt mir gnädig sein, denn an euch liegt alle meine Freude, ihr sollt mir glauben, daß ich euch seit meinen frühsten Jahren gedient habe, als ich euch zuerst kennen lernte; laßt mich drum euren Ritter sein, und erlaubt mir, um eure Tugend, diesen Dienst; denn nie kann ich jemals etwas so Edles gewinnen, als euren süßen Leib: um euch will ich mein Leben wagen in ritterlicher Arbeit und will euch als euer Ritter bis zu meinem Tode dienen. — Schweiget, denn ihr seid ein Kind und so hoher Dinge unverständig, reitet gleich fort von mir, so lieb euch meine Huld ist. — Wohl habt ihr Recht, meine liebe Fraue, daß ich noch zu dumm bin, um ganz auszusprechen, was mein Sinn meint, sonst bin ich weise genug, um in eurem Dienst den Preis eines Ritters zu gewinnen. — Fahrt jetzt von mir, das ist mein Rath, wenn ihr noch Sinn habt; laßt euer Flüstern, denn ihr wißt wohl, daß man mein hütet; hat jemand eure Rede gehört, so mag es euch zu Schaden kommen: laßt mich! wahrlich ihr seid ein verdrießlicher Mann. — Indem sah die Gute sich um und sprach zu einem Ritter: reitet doch her zu mir, denn es ziemt sich nicht, daß nur ein einiger Ritter neben mir reite, sehet, daß das nicht wieder geschehe! Ich sprach: sie hat Recht, denn es ist

eine Unhübschheit, daß ihr sie selbander reiten last, heißt mehr herkommen. Indem kamen ihrer sechs herzu, die nach Rittersitte mit ihr ritten. Ich nahm Urlaub und war von Herzen froh, daß ich meiner Frauen nun doch einen Theil meiner Gedanken gesagt hatte."

So lehrt uns nun diese Erzählung Zucht, Anstand und Sitte der damaligen Zeit kennen, und das Einzelne ist, wenn auch nicht für die ganze Zeit und alle Erscheinungen, doch für das Meiste und für einen weiten Kreis als bezeichnend anzunehmen, um so mehr, da das hier Mitgetheilte uns mitten in die Handlung selbst versetzt. — Um nun die Neigung seiner Geliebten zu erwerben, zog Ulrich im Lande umher und suchte Turniere, wo sie nur immer zu finden waren; dort kämpfte er immer zur Ehre seiner Geliebten, aber diese ward noch nicht gerührt, und als seine Base ihn ihr wieder rühmte, da sagte sie: „du lobest mir sehr deinen Neffen, das mag wohl von wegen der Sippe (Verwandtschaft) sein, die Fremden loben ihn aber nicht, darum kann dein Lob nicht gelten, und lobest du ihn gar zu hoch, so mus ich es für Thorheit achten." Als Ulrich dies vernahm, da schämte er sich der Botschaft und dachte: „sie mus mir wegen Ritterthat noch hohes Lob sprechen, oder Leib, Gut, Sinne und Leben wird verloren;" und er fuhr weit in die Land, wo jemand nur Ritterschaft übte zu Schimpf (Scherz) oder zu Ernst, und verzehrte sein Gut und wagte willig seinen Leib. Und gar schlimm ging es ihm bei einem Turnier zu Brixen, wo, nachdem am ganzen Tage gekämpft worden war, ihn noch Herr Ulschalch von Botzen aufforderte, um seine Frau

ein Speer mit ihm zu verstechen. Dies geschieht, aber dabei sticht ihm sein Gegner einen Finger aus der Hand. Wie übel es ihm dabei durch seinen ersten Wundarzt ging, habe ich schon in dem Abschnitt von den Turnieren und Lanzenrennen angeführt; endlich wurde ihm der Finger von eivem andern Meister, obgleich steif, doch völlig geheilt. Da schickt ihm seine geliebte Frau, als ein erstes Zeichen ihrer Huld, einen Hund, und er versichert, nie ein schöneres Hündlein gesehen zu haben.

Da aber seine Base nicht mehr die Botschaften an seine Frau werben will, so fehlt ihm ein Abgesandter, bis er endlich einen Boten in einem getreuen Knecht entdeckt. Den schickt er ihr und befiehlt ihm: „sage ihr, daß sie mir lieb ist vor allen Dingen, daß meine Treue unwandelbar und daß ich vor kurzem um sie einen Finger verloren habe, der ihr zu Dienst geboren war, der ist von einer Tiost hinweg; aber Verlust und Gewinn will ich für sie immer mit Freude und mit Klage tragen; bitte sie, daß sie mich lasse ihren Ritter sein, und bitte sie um ihre große Würdigkeit, daß sie mir durch dich etwas entbiete, wovon mein Herz getröstet werde. Bringe ihr auch diese Lied und gieb sie ihr züchtiglich, und sage ihr, daß ich ihrer an keinem Tage vergaß; sie liegt allezeit in meinem treuen Herzen gefangen, nimmermehr kommt sie daraus, und Gott gebe, daß es mir wohl ergeh'!" — Da ward aber die Herrin der Botschaft erzürnt und sprach zu dem Knecht: „Nun sage ihm von mir, höfscher Knabe, daß er die Rede gegen mich lasse, denn sie gefällt mir nicht; er soll seinen Muth dahin wenden, wo es ihm geziemt; ich will also

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

alt werden, daß mir das nimmer bekannt wird, was sie heimliche Minne heißen; auch habe ich ihm das schon selbst gesagt, daß mir nicht gefällt, was er so dümmlich an mich begehrt; er müht sich umsonst, denn die Dummheit wird nie geschehen, daß ich seinen Dienst annehme und meine Ehre kränke." So und mit andern Vorwürfen und Abmahnungen entläßt sie den Knecht, und als dieser nach längerer Zeit mit neuen Liedern und neuer Liebesbewerbung seines Herrn kommt, straft sie ihn wieder mit Worten und wirft ihm und besonders seinem Herrn Lügen vor, da dieser ja noch den Finger habe, dessen Verlustes, zu ihrer Ehre, im Turniere er sich rühme. Der Knecht giebt zu, daß Ulrich den Finger noch an seiner Hand habe, aber er könne ihn nicht brauchen, „er sei ganz erkrummt," und Ulrich könne mit ihm nur in höchster Beschwer ein Speer erheben. Sie darauf: sie gönne ihm wohl seinen Finger, nur solle er ihr nichts vorlügen.

Der Bote bestellt, was sie ihm gesagt. Da dachte Ulrich: „will mir meine Frau um meinen Finger gehaß sein, dem kann wohl Rath werden, da er mir doch etwas gekrümmt ist, ich schlage ihn ab und sende ihn ihr, so müßt' sie es doch wohl glauben, daß er verloren sei, wenn sie ihn selbst sieht." Darauf verlangt er von einem Freunde, er solle ihm den Finger abschlagen, der aber erst nicht daran will und sich weigert; endlich aber doch, einen Beweis bietend, wie hoch und heilig, auch im Ritterthum, nicht bloß in der Heldenzeit, noch Freundschaften gehalten wurden, antwortet er ihm: „ich thu alles, was ihr wollt, denn ich habe euch mir zum Freunde erwählt und bin euch

mit Diensten unterthan." — „Da nahm ich sein Messer — sagt Ulrich — und satzt' es auf meinen Finger und sprach: „„nun schlage zu, biederer Mann!"" Er schlug und der Finger sprang ab; die Wunde blutete kräftig." Drauf dichtet Ulrich ein Büchlein, läßt es in einen grasgrünen Sammt binden „und von einem Goldschmidte zwei goldene Brettlein wirken; darin band man das Büchel, und was die Sperre sollte sein, das waren zwei kleine Hände, gar löblich gemacht, und darein machten wir den Finger." Sie empfing Büchlein und Finger, ausrufend: „O weh, das ist eine große Geschicht! die Dummheit hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verständiger Mensch so etwas thun würde!" Sie entbietet ihm darauf: er solle fortan den Frauen noch besser dienen, als er bisher gethan; den Finger wolle sie zwar in ihrer Lade behalten, aber er solle nicht darum glauben, daß sein Dienst gegen sie je um ein Haar helfen solle. Ulrich, schon erfreut darüber, daß sie den Finger behalten, beginnt darauf den Zug als Königin Frau Venus durch die Lande, den wir in der vorigen Abtheilung, bei den Ritterzügen, kennen gelernt haben, auf dem er sich so muthig hält und den er ihr zum voraus ankündigen läßt, damit sie allein weiß, daß zu ihrer Ehre von ihm diese Waffenthat unternommen werde. (Daß zu jener Zeit Ulrich verheirathet war, werden wir weiter unten sehen.) Und auf dieser Reise und bei diesem Kampfzuge erhielt denn auch Ulrich ein Zeichen der Neigung; denn eines Tages kommt sein Bote gar freudenreich zu ihm und spricht: „Euch giebt Willkommen eures Herzens Maienschein, die hieß euch minniglich grüßen und spricht,

sie sei herzlich froh, wenn ihr freudenreich seid; sie entbietet euch, daß sie hohes Gemüte durch eure Würdigkeit trage, sie nehme Theil an eurer Ehre und rechne es sich zum eigenen Heil, was euch Ehre geschieht, denn ihr habt um sie diese Fahrt gethan. Sie hat dies Fingerlein euch zur Liebe hergesandt, das hat sie mehr als zehen Jahr an ihrer weißen Hand getragen." „Da ich das Fingerlein empfing, kniete ich auf meine Knie nieder und küßte es wohl hundertmal, womit ich ihm meine Liebe kund that; ich sprach: o wohl mir! dies kleine Fingerlein soll mir immer hohen Muth geben und gegen alles Trauern gut sein, so lange ich lebe: o wohl mir der wonnevollen Gabe! meinem Herzen mus dies kleine Fingerlein lieb sein, ich liebe es mehr, als alles, was ich habe oder nur gewinnen kann: o wohl mir, daß ich je geboren ward, und daß ich sie zur Frau erkoren habe, das reine, süße, selige Weib! sie ist meines Herzens Freudenschein; was ich ihr nur immer dienen kann, das hat sie mir so wohl belohnt; kein Mann trägt so hohes Lob, ihm wäre die Würdigkeit genug, die mir heute geschehn ist." Drauf schickt er den Boten wieder zu ihr mit Dank und der Bitte, ihm ein Kleinod zu senden, das er bei dem nachfolgenden Turnier tragen könne.

Aber mit gar unheimlicher und trauriger Nachricht kehrt der Bote zu ihm zurück, und voll der Betrübniß bringt er Ulrich beinahe zur Verzweiflung. Er sagt ihm: „Eure Frau hat euch entboten, daß sie euch immer Has trüge und nimmer hold würde, wegen eurer Untreu; sie will euch in kurzem ein Herzleid zufügen, ihr Fingerlein

will sie immer beklagen, das sie euch gesandt hat, sie zürnt, daß ihr es an eurer Hand tragt, sie hat mir fleißig anbefohlen, daß ich es ihr zurückbringen soll; sie sei euch deswegen gehaß, weil sie für wahr vernommen habe, daß ihr einer andern Frauen mit Dienst bereit seid; sie ist so ungemut, wie ich es an Frauen niemals sah; sie sprach so heftig gegen mich, daß ich lieber das Land räumen wollte, ehe ich noch einmal zu ihr ritte.

Hierüber bricht nun Ulrich in die größten Klagen aus, daß er den Domvogt von Wien, der ihn während seiner ersten Verzweiflung besucht, so mit sich fortreißt, daß auch der mit ihm zu weinen und klagen beginnt, ungeachtet (wie Ulrich selbst sagt) „es wunderlich war, da er gar nicht wußte, warum ich weinte.“ Durch diese einstimmenden Klagen seines Freundes wird Ulrich nun noch zu größerem Wehe vermocht, bis endlich sein Schwager, Heinrich von Wasserberg, zur Thüre eintritt und diesem thörichten Jammer Beider mit folgenden gerechten und strengen Worten ein Ende macht: „Wer hat euch beiden was gethan? Das ist schwach, daß Ritter klagen; ihr weint ja wie die armen und verwaisten Kind, und wie kranke, blöde Weiber! Sollen Ritter also weinen? Nein, ihr mögt euch beide dessen schämen!“

Die Heftigkeit der Empfindung und die rücksichtslose Darlegung des Schmerzes, die uns schon aus diesem Benehmen entgegentreten, werden durch eine gleich darauf folgende Erzählung noch überboten, in der sich aber auch wieder die Heftigkeit der Gefühle zeigt und die Spannung, in welcher die Gemüther jener Zeit sich befanden. Sie

scheint mir daher hier eine Stelle zu verdienen, wenn sie auch uns unglaublich, wenigstens zu übertrieben erscheinen muß. Indem nämlich Heinrich von Wasserberg mit den vorigen und andern Worten seinen Schwager straft und strenge zu einem mannhaften, nicht weibischen Wesen, das ihm, nach Erlangung so vieler Ehre, gar nicht gezieme, ermahnt, da bricht dem Ulrich das Blut aus dem Munde und der Nase. Drauf sprach Heinrich von Wasserberg: „viel süßer Gott, sei gedankt, daß du mich vor meinem Tode den Mann hast sehen lassen, von dem ich mit Wahrheit sprechen mag, daß er ein Weib so recht ohne Wanken liebt.“ Da kniete er auf seine beiden Knie und hob seine beiden Hände in die Höhe und sprach recht aus dem Herzen: „o wohl mir, daß ich das ersah; wohl mir, daß ich das wissen soll! des will ich immer froh sein, so lange ich lebe.“ Darauf ermahnt er ihn, es werde gewiß nur eine Probe sein, die seine Frau mit ihm anstellen wolle; er solle nun um so mehr sich vor jeder Untreue hüten und gutes Muthes seyn, denn sie werde ihn nun gewiß erhören. Nunmehr tröstet sich Ulrich und entsendet auch seinen Boten wieder an sie. Auch seine Frau hat sich indessen in ihrem Sinne gewandelt; sie empfängt den Boten wieder freundlich, und als er ihr das Leiden seines Herrn erzählt, sagt sie ihm, sie wisse alles, denn ihr heimlicher Bote habe die drei Männer bei den Klagen, die ich eben erzählte, belauscht; aber nie würde er doch das gewinnen, was er wünsche, denn das würde sie nie einem Manne gewähren.

Und nun erzählt uns Ulrich eine Begebenheit aus

seinem Leben, wie sie uns manches Ritterbuch verkündigt, wie Liebe zu Liebe heimlich gekommen ist, und wie verborgene Liebe gar oft ein spöttliches Ende genommen. Klar wird uns daraus, daß die Rittergedichte, welche freie Erfindungen sind, immer ihre Zeit so wie das Leben ihrer Zeitgenossen schilderten, und daß jene oft darin vorkommenden ergötzlichen Schwänke aus dem Leben gegriffen sind. Was so zur Erklärung der Ritterbücher gereicht, befördert noch mehr die Kenntniß der Sitte jener Zeit; und um diese genauer kennen zu lernen, ist die Erzählung dieses lustig-traurigen Abenteuers hier wohl an ihrer Stelle.

Nach mehren Gesprächen und nachdem sie die Lieder, welche der Ritter in erfreulichem Minnegesange ihr gesungen, gelesen hat, sagt sie zum Boten: „Nun reite zu deinem Herrn und sage ihm, daß ich ihn gerne sehe, und wenn es sein mögte, so soll er sich und mich so bewahren, daß er auf der Hin- und Herreise nicht vermeldet werde: sage ihm meinen Rath, daß er als Aussätziger kann kommen, Sonntags Morgens früh mit den Aussätzigen; thut mir mit Klopfen eure Ankunft kund, so sende ich euch meinen Boten, und was der sagt, das thut heimlich. Er soll aber darauf nicht zu mir herkommen, daß ich ihn wolle zu mir legen; daß ich ihn gerne sehe, soll er nicht so deuten, daß ich ihn hie minnen wolle; ich erlaube es ihm nur darum, weil du sprichst, er habe mir so lange gedient, ich will ihn hie freundlich bitten, daß er mich Dienstes frei lasse.“

Froh sucht der Bote seinen Riter auf, der zwar von seiner Geliebten sehr entfernt gezogen ist, aber doch

alles Mögliche anwendet, um die vierzig Meilen, durch die er von ihr getrennt sich befindet, in nicht viel mehr als 1½ Tage zu vollenden. Da nun die ganze fernere Erzählung wieder einen bedeutenden Blick auf das Leben des Mittelalters eröffnet, indem wir hier abermals sehen, wie so vieles, was uns die alten Gedichte erzählen, nichts als das Leben der damaligen Zeit, wie schon bemerkt, ist, und so manches Dunkle in einzelnen Gedichten so seine Aufklärung erhält, möge auch hier wieder Ulrich selbst redend eintreten:

„Samstages früh hub ich mich auf meine Fahrt selb dritte, Niemand wußte, wohin ich fuhr; am Samstage ritt ich 36 Meilen, und von meiner großen Tageweide und Eile ward ich sehr müde, zwei meiner Pferde lagen mir auf der Straße todt. Die Nacht war ich in einer Stadt, wo ich mir Töpfe bereiten ließ, wie sie die Aussätzigen haben, und schwache Kleid, die legte ich am Morgen an, und dergleichen auch mein Bote, lange Messer nahmen wir zu uns, wenn unser Leib in Gefahr kommen sollte. Sonntags Morgens ritt ich von dannen, 2 Meilen, so schwächlich gekleidet, dann ließ ich wo die Pferde verborgen stehen, und ich und mein Bote gingen 2 Meilen für eine wunnigliche Burg, worauf die Tugendreiche mit Hause saß (wohnte). Vor der Burg fand ich viel armer Leute, es saßen da wohl dreißig Aussätzige, denen ihr Siechthum wehe that. Ich muste zu ihnen sitzen, was ich lieber nicht gethan hätte, aber mein Geselle weis'te mich hin, als wenn ich auch unkräftig wäre. Die Siechen grüßten uns und ich saß im Grase zu ihnen nieder. Da

fragten sie alle: von wannen wir hergekommen wären? Die Frage that mir leid, ich sprach: wir sind zween Gäste und sind noch nie hie gewesen, unsre Armut rieth uns hieher, ob uns jemand wohl hie Gutes thäte. Sie sprachen: ihr seid recht hieher gekommen; wir wissen nicht, ob ihr gehört habt, daß die Hausfrau jetzt siech hier liegt, davon giebt man uns hie oft Pfennige und Speise genug, eine Jungfrau bringt uns immer Brod und Wein und wüßte man, daß ihr hie wärt, man gäbe euch auch etwas; ihr mögt wohl anklopfen und nach armer Leute Art bitten, so bringt man euch Wein und Brod, und wenn man euch heut' keine Pfennige giebt, so geschieht es morgen."

„Da ging ich von den Siechen gegen ein Fenster, wofür ein guter Teppich gehängt war, wie man wohl oft vor ein Fenster thut, wenn man den Wind abhalten will, oder das Licht; da nahm ich meinen Napf und klopfte sehr laut an, zugleich bat ich viel jämmerlich, daß man mir Brod geben möchte, weil mir der Hunger weh thäte. Da sah eine Jungfrau aus dem Fenster her, und da sie uns zween abgesondert von den andern stehen sah, thät sie das Fenster wieder zu und ging zu ihrer Frauen hin und sagte, daß wir da wären. Da ging die Jungfrau aus dem Thor, sie gab den Siechen allen, jeglichem einen Pfennig; als sie zu uns kam, sprach die Süße: sagt an, wann seid ihr hergekommen, ich sah euch doch hier noch nicht. Ich sprach mit verkehrter Stimme, daß wir von Ungemach, Siechthum und Armut Kummer litten; „wer uns und Gott Gutes thut, wirkt sein ewiges Heil." Sie ging uns näher und sprach: „ihr sollt mich wissen

lassen, wer ihr seid, ich darf bei euch nicht länger sein; seid ihr um meine Frau gekommen, so sagt es mir schnell." Ulrich antwortet ihr darauf: „ihre Frau habe ihm geheißen, herzukommen, und er sei der, welcher ihr immer bis an seinen Tod dienen wolle." Die Jungfrau geht darauf in die Burg zurück, meldet seine Ankunft und kommt darauf mit Wein und Speise genug zurück, die eine andere Jungfrau ihr tragen hilft, welche ihm den Grus seiner Frau und die Weisung bringt, den Berg zu verlassen und gegen Abend erst heimlich wieder zu kommen. Da ißt er mit den Siechen zusammen, obgleich ihn vor ihrer Krankheit und Unreinlichkeit grausete, und er hätte gewis nicht — sagt er — mit ihnen gegessen, wenn er nicht die Ehre seiner Frau hätte hüten müssen. Damit die Siechen ihn nicht erkennen sollten, hatte er sich mit Wurzen (Wurzeln) auch ein krankes Ansehen gegeben; denn er kannte „eine Wurz, nimmt man die in den Mund, so schwillt man und bekommt bleiche Farbe." Er geht darauf vom Berge in das Dorf und bettelt darin umher, bis die Sonne unterging, das gesammelte Geld legte er aber an der Straße in einer Zeile (Reihe) hin und wußt' er nicht, wer es etwa gefunden. Als es Abend geworden, ging er wieder auf den Berg, wo die Kranken bereits waren, um abermals gespeiset zu werden. Da sagte ihm die Magd: ihre Frau könne ihn heute nicht sehen, er solle morgen zur Essenszeit wiederkehren, vor morgen Nacht könne sie ihn nicht sprechen. So wanderte er wieder traurig vom Berge ab und nahm die Herberge nicht an, die ihm einer der Siechen anbot, sondern verbarg sich mit seinem Gefährten

fern von der Burg im hohen Korn. Da gewann er aber eine sehr böse Nacht; denn als es finster ward, erhub sich ein großer Wind und ungefüge gos der Regen. Er litt groß Ungemach; ein elender Rock und schlechtes Mäntelein waren sein Dach gegen den Regen und er starb fast vor Frost. Herzlich froh war er, als er den Schein des Tages ersah; da lief er so lange herum, bis er warm ward. Als die Sonne hoch stand, ging er wieder vor die Burg und bat mit Klopfen, daß man ihm etwas gäbe. Er erhielt etwas und zugleich die Anweisung: in der Nacht wolle ihn seine Frau sehen. Als er gegen Abend wieder erschien, sagte ihm die Magd: sobald sich Tag und Nacht scheiden würden, solle er wieder kommen und sich gut in dem Graben verbergen. Sobald man aus dem hohen Fenster, welches sie ihm zeigte, ein Licht hinaushalte, müsse er nicht länger säumen, sondern schnell daher kommen, da finde er Leilachen zusammen gebunden, womit man ihn hinauf ziehen würde.

„Als es finster war — erzählt nun Ulrich selbst — eilte ich in den Graben und vermauerte mich da mit Steinen, daß mich niemand sehen konnte; also that auch mein Geselle und wir lagen beide sehr still. Als wir so verborgen waren, ging der Hausschaffer selb siebent um die Burg hin und her, er nahm fleißig wahr, ob jemand irgend wo verborgen sei. Dann ging er in die Burg und ich sah das Licht aus dem Fenster; sogleich zog ich mein Obergewand ab, das ich als ein Siecher trug, und verbarg es; ich schlich unter das Fenster, wo ich die Leilachen hangend fand, darein trat ich willig, mein gefüger Geselle

schob nach, und zarte Händlein zogen mich etwas empor. Da ich so hoch war, daß mein getreuer Geselle mir nicht mehr helfen konnte, da mochten sie mich nicht weiter bringen und sie ließen mich schnell wieder nieder; von neuem versuchten sie es, aber sie mußten mich immer wieder niederlassen, und das geschah dreimal." Da wird Ulrich endlich ungemut und befiehlt seinem Gefährten, der leichter als er, in die Laken zu treten, und dieser wird nun schnell emporgezogen und oben mit einem Kusse von Ulrichs Nichte, die ihn für Ulrich nimmt, empfangen. Drauf half nun der Geselle den Frauen, und da war Ulrich alsbald oben. Dort ward er in eine Suckenie (d. ist ein weites oder Mantel-Gewand) von Seide und Gold gehüllt und dann zu seiner Frau geführt, die in ihrem Gemach, umstanden von acht gut gekleideten Frauen, saß, mit bedeutender Pracht umgeben. Er kniete vor ihr nieder und sie empfing ihn gütlich; aber in dem sich entspinnenden Gespräch versicherte sie auch zugleich, daß sie nie ihrem Gemahl untreu werden und ihm nie irgend etwas gewähren würde, was ihrer Ehre nicht gezieme. Er vertraut aber auf sein gutes Glück, daß ihm wohl mehr gewährt werden könne, und deutet seine Wünsche klar an, worauf sie ihm zornig zu schweigen gebietet, wenn er nicht ganz ihre Huld verlieren wolle. Bestürzt klagt er seiner Base heimlich seine Noth; doch diese tröstet ihn, nur mit Ruhe die Entschließung seiner Herrin abzuwarten. Diese führt ihn darauf in ein anderes Zimmer, worin sie speisen und Ulrich seine ungeziemliche Bitte von neuem wiederholt. Abermals droht sie ihm heftig, und der Trost

seiner Base will nichts bei ihm wirken, vielmehr versichert er: daß er nicht von dannen weichen würde, sie habe denn seine Wünsche erfüllt. Wohl sey ihm bekannt, was ihm bevorstehe, wenn er bis zum Morgenlicht bliebe; aber er würde doch nicht weichen, denn dann, wenn er entdeckt würde, habe sie ja auch ihre Ehre verloren. Das hinterbringt die Base ihrer Frau, welche ihr antwortet: ihr Neffe solle vernünftig seyn und solle auch ihrem Willen genügen; denn, je mehr er ihren Willen erfülle, je eher werde sie auch dem seinen sich ergeben; aber alle Gedanken an Gewalt solle er fahren lassen. Thue er gütlich, was sie ihm heiße, so wolle sie „ihn minniglich grüßen, wie ein gutes Weib ihren lieben Mann.“ Das hinterbringt die Base an Ulrich, und die hohe Frau tritt zum Gespräche selbst, straft ihn, daß er so bösliche Gedanken hege, daß er ihre Ehre durch sein Bleiben bis zu Tage verderben wolle. „Tretet wieder — sagt sie — in das Leilachen, so lasse ich euch ein wenig nieder und ziehe dann euch wieder her und grüße euch minniglich; wenn ich euch so empfangen habe, so bin ich euch ganz unterthan, was ihr mit mir beginnen wollt, denn ich habe mir zu Freuden euch vor allen Rittern erwählt.“ — „Fraue, wüßt' ich das, — erwidert er — so thät' ich euern Willen; nur mus ich aber fürchten, daß ihr mich niederlast und mich nicht wieder heraufziehet.“ Sie sprach: „ich will auch ein Pfand setzen, ihr sollt mich fest bei der Hand halten, das erlaube ich euch; ihr mögt wohl nicht gar getreu sein, da ihr mir nicht vertrauen wollt.“ — „Liebe Fraue, ich will mich in eure Gnade empfohlen sein lassen.“

Sie sprach: „es soll euch gut werden, wenn ihr hie meinen Willen thut, seid ohne Angst, ich thue dann euren Willen.“ Die Gute nahm mich bei der Hand und führte mich zu den Leilachen zu dem Fenster, da hieß sie mich eintreten und sprach: seid nur ohne Angst, ich lasse euch nicht so von mir kommen. Mit Sorgen trat ich in den Leilachen, da ließ man mich so weit hinab, daß man mich wieder hinauf ziehen sollte, da sprach die Gute mit Listen zu mir: Gott weis, daß ich nie so lieben Ritter sah, als der mich hie bei der Hand hat, darum sei mir willkommen! Sie fing mich bei dem Kinne und sprach: Freund, nun küsse mich. Davon ward ich so froh, daß ich ihre Hand fahren ließ; in demselben Augenblicke fuhr ich so schnell hinab, daß ich mich wohl zu todt gefallen hätte, wenn mich Gott nicht beschützte. Als ich unten war, zog man die Leilachen wieder zurück.“

In größten Klagen aufschreiend stürzte Ulrich einen steilen Weg nieder, um sich in ein benachbartes, tiefes Wasser zu werfen. Aber sein Geselle, den man ihm schnell nachgelassen, lief ihm eilig nach, ergriff ihn, als er den Fall in das Wasser thun wollte, mahnte ihn an, keine Thorheit zu begehen, und brachte ihm von seiner Geliebten „ihr Wangenkissen, worauf sie manche Nacht gelegen.“ Das tröstete ihn in etwas und noch mehr die Versicherung, seine Geliebte würde ihm gewiß einmal seine Wünsche erfüllen. Dadurch ward er in etwas beruhigt; er sah die Nothwendigkeit ein, daß er schnell aus der Gegend sich entfernen müsse, um seinen jungen Knecht aufzusuchen, den er bei den Pferden gelassen hatte, weil der

sich nicht Raths wissen würde, er leicht entdeckt und ihm die Pferde genommen werden könnten. Darauf enteilen beide. Als sie nun zu den Pferden gelangen, da sagt ihm sein Geselle: nun kann ich euch sagen, was mir eure Frau befohlen hat. Sie hat euch entboten, daß ihr von heut über 20 Tage zu ihr kommen sollt, so will sie euch so empfangen, daß ihr immer froh sein mögt; sie hat euch jetzt sehr ungern von sich gelassen, nur daß eine Fraue bei ihr war, um die sie es muste; die fährt nun von dannen, dessen sie herzlich froh ist; drauf sollt ihr wieder kommen, dann will sie euch 10 Tage da behalten und es euch so entbieten, wie ein gutes Weib ihrem Freunde soll." Das tröstet ihn noch mehr.

Wie oft solche verborgene und heimliche Besuche stattgefunden haben mögen, beweisen die so sehr vielen Wächterlieder, welche sich in der manesischen Sammlung der Minnelieder finden. Hier ist immer der Wächter des Thurms mit in das Geheimniß verflochten und er warnt durch ein Lied den verborgenen Ritter, daß er nun seine Geliebte verlassen und enteilen solle, damit er nicht von bösen Merkern erspäht werde; denn der Tag wolle mit seinem Schein bald auf seyn und im Morgen röthe sich schon der Himmel. So hörte auch hier, als Ulrich, aus dem Fenster gelassen, so gewaltig schrie, ihn „der Wächter und ging von der Zinne und sagte in der Burg: er höre den Valand (den Teufel); man fragte ihn, wie und wo, er sagte: da bei der Mauer, er schrie o weh, und fuhr den steilen Weg zu Thal, daß ich dessen erschrack; die Steine rollten ihm nach, ich segnete mich in der Angst."

So treten auch diese einzelnen Wächterlieder für ihre Zeit bezeichnend und lehrend ein, wenn sie auch keineswegs ein Musterbild der Sitte und Züchtigkeit jener Tage sind. Es verdient indessen noch hier bemerkt zu werden, was Ulrich von Lichtenstein (S. 250) von diesen Wächterliedern bemerkt, woraus man indessen doch nicht den Schluß ziehen darf, daß sie weniger dem Leben entnommen worden und nur der Einbildungskraft angehörten; denn als er einmal darüber nachdachte, wie die Minne klagt, daß sie von ihrem Herzlieb scheidet und er davon ein Lied dichtete, sagt er: „meine Meister haben gesungen, daß ihnen die Wächter mit dem Wecken wehe gethan haben, was ich doch nicht glauben kann; denn ein hochgeboren, witzig Weib wird wohl keinen Bauern um ihr Geheimnis wissen lassen; man hat keine edlen Wächter, Bauern kann man nichts vertrauen, denn sie verschweigen nicht; edle Art kann schweigen, drum soll sie Geheimnisse wissen; das mus eine arme Fraue sein, die den Morgen fürchtet, und nicht eine Magd gewinnen kann, die es hindert, daß ihr Freund gesehen werde; auch ist es wohl geschehen, daß ein edles Weib bei ihrem Freunde betagt ist (daß der Tag beide bei einander überraschte), und er ist doch verborgen worden."

Der Begleiter Ulrichs hatte ihm indessen nur etwas Fälschliches vorgesprochen, um die ersten Ausbrüche seines Unmuths und seines Zornes zu hemmen. Da er darauf wieder von Ulrich an seine Geliebte gesendet wird, erzählt er ihr, was er in ihrem Namen versprochen hat; aber diese will davon nichts gewähren, sondern verlangt, er müsse ihretwegen eine Fahrt über's Meer thun, dann wolle

sie ihm lohnen, daß alle sein sehnendes Leid geendet würde. Man sieht, daß die Frau alles Mögliche anwendete, um ihn von sich zu entfernen, ja ihn gänzlich zu verderben; und dies ahnet auch sein Geselle; denn als Ulrich verspricht, auch dies zu erfüllen, sagt der Bote: „uns gefällt die Fahrt nicht, denn ihr möget wohl todt liegen, wann ihr über See fahrt; und verliert ihr so um ein Weib den Leib, so habt ihr auch die Seele verloren, darum sollt ihr hier bleiben." Aber Ulrich will nicht wanken und weichen von dem, was ihm seine Frau befiehlt, und entsendet den Boten, ihr seinen Entschluß zu melden; sie aber läßt ihm sagen: er solle nicht so oft zu ihr schicken, es errege Verdacht, mit der Fahrt solle er noch zögern, bis sie ihm die Zeit näher bestimme. Da zieht Ulrich wieder rüstig und viel turnierend im Lande umher und sendet der Geliebten seine Lied, bis diese wirklich durch seine Bewerbungen, seine standhafte Liebe und seine freundlichen Lieder gerührt wird. „Da ließ sie — sagt er — meinen Boten rufen und sandte ihn zu mir, der mir allen ihren Willen kund that. Mehr will ich nicht sagen und aus Zucht viel verschweigen. Darnach erließ mich die Gute der Fahrt; denn sie sah mich gern im Lande, davon nahm all' mein Trauern ein Ende. Der Sommer kam wieder, meine Gedanken standen froh."

So reitet nun Ulrich einige Zeit lang in Freuden im Lande umher, turniert mannlich und erwirbt immer höhern Ruhm; aber bald endete auch wieder seine Freude; denn „in diesem Sommer that seine Frau etwas, dürfte er aus Zucht das melden, so würden ihn die Biedern beklagen

helfen, daß ein so werthes Weib ihren Freund so beschweren konnte;" ein so schmähes Leid geschah ihm von ihr, daß er „bis an seines Lebens Ende darüber klagte." Auf ein von ihm gedichtetes Klagelied änderte seine Frau doch noch nicht ihr Handeln, sondern sie that ferner, was er immer klagen muß und was er niemand vertrauen will. Da sie nun ihre Unthat nicht ließ, so schied er aus ihrem Dienste; „denn der ist ein unweiser Mann, der auf die Länge dient, wo man seinen Dienst nicht belohnen kann." Darauf straft er aber die, die ihn so beleidigte, daß er sie verlassen mußte, in vielen Liedern, die von der Weiber Untreue und Wankelmuth handelten, welche diese seine frühere Geliebte heftig erzürnten und kränkten, aber sein ungemuthes Herz schwieg nicht. Nach den Liedern sah er ein Weib, von der man viele Tugenden rühmte, die bat ihn, daß er um alle guten Weib sein Zürnen gegen die sein ließe, die er sonst seine Frau nannte, denn es stünde ihm übel an. Um die Gute mußte er es nur lassen, er schalt sie nicht mehr, diente ihr aber auch nicht mehr. So war er in seinem Herzen ein Frauen freier Mann; doch schied er von Weibes Lob nicht, sondern sang nun wieder zu ihrer Erhebung.

Aber nicht lange ertrug er es, ohne eine Geliebte zu seyn, und bald stellte er folgende Betrachtung an, die wieder für das ganze ritterliche Streben der damaligen Zeit bezeichnend ist. „Ich dachte, wie lange soll es dann sein, daß mein Herze ohne Frau ist? das ist mir nicht gut; denn wer seine Jahre so verschwendet, daß er nicht mit Treuen gute Weib minnt, dem wird die rechte Wür-

digkeit versagt: schadenreich wird, wer die Weib nicht herzlich minnt, das weiß ich an mir selber. Da ich mich erst beflis, meiner Frau schön zu dienen, da sah man mich freudig und ritterlich gemut, meine Zeit ging mit Freuden hin; nun diene ich weder dort noch hie, das ist kein ritterlicher Muth, ich sollte wieder eine Fraue haben, der ich mit Dienst unterthan wäre, die mus mir Gott bald geben; ich habe viele Frauen gesehen, die schöne und gut sind, deren will ich mir eine zur Frauen nehmen, und ihr dienen, wie ich kann." Da wählt er denn auch bald eine Frau und reitet sogleich zu ihr, um ihr seinen Willen kund zu thun. „Ich sage nicht — spricht er in seinem Buche — was sie da sprach, aber hochgemut kam ich von ihr zurück; sie hatte recht, daß sie mir gut war, denn sie war mir vor allen Weib." — „Was ich ihr gedient habe, und was sie mir Gutes gethan, will ich verschweigen; nur das will ich sagen, daß ich ihr Lob zu allen Zeiten sang;" und wirklich tritt nun eine Reihe der lieblichsten und schönsten Lieder in seinem Büchlein auf.

Ulrich war auch in diesem vorgerückten Alter nicht saumselig, um das Lob seiner Frau zu erheben. Wie er seine erste ungetreue Geliebte dadurch der Welt theuer zu machen suchte, daß er um ihretwillen als Frau Königin Venus durch die Lande zog, so unternahm er nun, seiner neuen Geliebten zum Ruhme, einen abermaligen Zug und zwar trat er als König Artus auf, der vom Paradiese kam, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Jeglicher Ritter, der Mitglied dieser Gesellschaft werden wollte, mußte, ohne zu fehlen, drei Speer auf dem König

verstechen, dann erhielt er Zutritt und ward nach einem der Tafelrunder genannt. Wir haben leider davon nur ein Bruchstück, indem in der einzigen Handschrift, die bis jetzt von Ulrichs Frauendienst bekannt ist, gerade der Anfang dieser Fahrt fehlt. Was daraus für das Ritterwesen merkwürdig ist, hat bereits seine Stelle in andern Abtheilungen gefunden; für diese erhellt weiter nichts daraus. — Obgleich den Ritter späterhin manches Unheil im Lauf der Jahre ergriff; obgleich ihm einige Burgen, dabei viel von seinem Vermögen geraubt wurde und er bedeutend verlor; obgleich die Zeiten in der Steiermark so trübe wurden, daß die Ritter nicht mehr dem Dienste der Frauen und fröhlichen Turnieren sich widmeten, sondern nur dem Raub und der Bedrückung oblagen, wie Ulrich selbst in seinem Buche sagt: so war er doch froh gemut in der Neigung seiner Geliebten und sang ihr seine Lieder bis in sein hohes Alter.

Dies einzelne Beispiel ist wenigstens für manche Bestrebungen jener Zeit, die aus einem bessern Sinn entsprangen, bezeichnend. So untreu nun auch die Ritter durch diese Liebe, die bei den meisten wohl keinesweges ein bloßes Spiel der Einbildungskraft blieb, ihren Frauen waren, so geht doch wieder aus dem Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein hervor, daß in dem Verlauf solcher Liebesbündnisse die Ritter eine jede Untreue, selbst die scheinbare, zu vermeiden trachteten, und daß sie sehr erzürnt waren, wenn ihnen eine Liebesbezeigung von einer andern Frau ward, wodurch der Verdacht der Untreue hätte erregt werden können. Darüber mögen ein paar

Stellen aus dem Frauendienste als Beweis sprechen: Als Ulrich einmal, auf der Fahrt als Königin Venus, seine Röcklein durchsieht, findet er ein fremdes Röckchen darunter, darin war ein Gürtel, ein Schapel (ein Kränzchen) und ein Heftlein gebunden, die alle drei sehr schön waren, und dabei lag ein deutscher Brief, worin die Schreiberin erklärte, daß sie immer inniglich froh sey, wo Ulrich Ehre und Lob geschehe, und daß sie darum ihm so gewogen sey, weil er zur Ehre der Frauen das Gewand einer Frau angelegt habe, um ihren Ruhm zu erhöhen. So schmeichelhaft ihm dies auch seyn muß, so wird er doch darüber erzürnt, da er fürchtet, seine Geliebte könne es erfahren, und ihm dadurch Unbill und Unzufriedenheit von ihr geschehen.

Noch erzürnter ist er bei einem ähnlichen Ereigniß zu Neustadt, welches ihm auf demselben Zuge geschah. Dies erzählt er (S. 113) so: „Ich ließ mir von meinem Kammerer außerhalb der Stadt ein Bad bereiten. Heimlich begab ich mich dahin und setzte mich in das Bad, wovon ich meine Müde vergaß. Die Bader badeten mich, von denen mich keiner kannte; da geschah mir im Bade eine neue wunderliche Geschicht, es wurde mir liebes Leid und freudiges Ungemach von Weiben kund, davon mein Herz verwundet wurde. Mein Kammerer ging von mir nach der Herberge, um mir ein Gewand zu holen; da saß ich allein, gar ohne Gesinde, und ich glaube, was geschehen soll, das füget sich, wie es auch immer mag; denn indem ich so alleine saß, kam ein fremder Knecht zu mir, gut gekleidet, höfisch und klug; der Knappe trug einen guten

Teppich, den nahm er und legte ihn vor das Bad, darauf legte er Frauenkleid, ein Risen (ein Tuch, besonders um den Kopf und den Mund zu binden) und ein schönes Röckelein, dazu ein wunniglich Haftel, ein Schapel und ein Fingerlein; der Stein im Fingerlein war ein Rubin, so roth wie ein süßer Frauenmund, darzu legte er einen Brief, der mit süßen Worten sagte, wer mir die Kleinod sandte. Da ich die Kleinod sah, sprach ich mit großem Zorn: sagt an, wem habt ihr dies hergebracht? Denn ihr sollt mir wahrlich glauben, daß ich es nicht annehme; tragt es wieder fort, das ist euch gut. Der Knappe schwieg und ging, kam aber gleich mit zween andern Knechten wieder, die trugen ihm Rosen nach von schöner Röthe und frisch geblättert, davon streute er so viele auf mich, daß mich in dem Bade niemand sah, wobei der Knappe kein Wort redete. Was ich auch zürnte und was ich auch bat, er streute immerdar die Rosen über mich, so viel, daß der Fußboden wunniglich von Rosen gefärbt war. Darnach neigte er mir mit Züchten und schwieg still, was ich auch reden mochte; er war mir ganz unbekannt, und so ging er von mir." Hierüber ist Ulrich höchst erzürnt und will nichts von den geschenkten Kleinodien wissen, sondern sie beim Bader lassen; aber sein Kämmerer räth ihm doch, sie mitzunehmen; denn sonst könne es ja am ersten bekannt werden, daß ihm aus Liebe etwas gesendet sey. Lieber wolle er alles bewahren, und wenn einmal die Schenkerin bekannt würde, könne er es ihr wiederschicken. Damit ist auch Ulrich einverstanden und sagt, die Denkungsart jener Zeit und die Strenge der

Treue bezeichnend: „So bewahre es denn so lange, bis mir die Frau bekannt wird, daß ich es dann ihr wiedersenden kann; ich nehme es wahrlich nicht, um meine Treue nicht zu kränken; denn ich weis doch, daß niemand dem andern etwas gegen seinen Willen schenken kann; und meine Sinne wären krank, wenn ich von anders jemand etwas nähme, als von der, der ich Zeit meines Lebens dienen will.“ Der Brief enthielt wieder nur sein Lob und die Versicherung ihrer Freude an seiner ritterlichen Erhebung der Frauen, aber genannt hatte sich die Frau nicht.

Auch in dem Leben Ulrichs fehlte es an Augenblicken nicht, in denen ihn der Anblick vieler schöner Frauen und ihre freundliche Hinneigung zu ihm, der als ein so tapferer Mann gerühmt ward, nahe dabei war, ihn von seiner lange gehegten Liebe abwendig zu machen, aber immer ermannte sich wieder sein Herz. Er selbst hat uns einmal (S. 134, 135) einen solchen Kampf zwischen langjähriger Neigung und dem Eindruck des Augenblicks, noch auf seiner Fahrt als Frau Königin Venus, geschildert: „die Hausfrau zu Felsberg nahm mich bei der Hand und führte mich in eine schöne Kirche, eine Messe sang man Gott zu Ehren und bei mir standen viele Frauen; ich mus gestehen, daß Gott da nicht viel gedient ward. Fast hätte mich da das Netz der Minne und mancher süße Blick gefangen, der von lichten Augen ging, und nur meine Treue wandte es ab, daß ich da nicht von der Minne gefangen wurde; beinahe hätte es eine von den Frauen gethan, ihre gute Geberde und ihr lichter Schein brach durch meine Augen

bis in den Grund meines Herzens, und ihr rosenfarbner, rother Mund, den ich gegen mich lachen sah und der so süß zu mir sprach. Ei! wäre mir da nicht meine Treue zu Hülfe gekommen, so hätte sie meine Sinne bezwungen. Da ich sie aber so von Herzen ansah, sprach meine Treue zu mir: Wie nun? wie nun? was soll denn das sein? Wem willst du denn deine Fraue lassen, an der doch nach Gott dein Leben steht? Aendre deinen Muth, denn ich gestatte dir solche Dinge nicht! Da mich meine Treue so bestrafte, wurde mein Herz gar unfroh, daß mir dieser Wank geschehen war; ich dachte: ich will dieses wunnigliche Weib nicht mehr ansehen, sie ist so minnigliche, daß ich wohl Schaden leiden möchte, wenn ich sie länger betrachtete. So warf ich die Augen von ihr und gedachte herzlich: hätte mich nun der lichte Schein dieser Frauen in Zweifel gebracht gegen meine liebe Fraue, so wäre mir die größte Unbill widerfahren: nein! ich will sie nicht mehr ansehen! denn meine Augen sind Schuld; als sie mich so gütlich ansah und ich ihren rothen Mund erblickte, da ließen meine Augen ihren lichten Schein gleich mitten in mein Herze, das lasse ich nun nicht mehr geschehen, denn ich verstatte meinen Augen diese Freiheit nicht mehr; ich sehe, wenn mein Herze meinen Augen folgen wollte, so riethen sie ihm wohl, wovon ich immer müßte Haß meinen beiden Augen tragen."

So handelt nun das ganze Buch Ulrichs, wie auch schon der Titel: Frauendienst, besagt, nur von dem, was er im Dienste seiner Geliebten für Heldenabenteuer beging; wogegen denn seine wirkliche, eheliche Frau ganz zurücktritt

und ihrer nur dreimal im Buche Erwähnung geschieht, woraus wenigstens das gewiß wird, daß während all' der Abenteuer, die bereits oben erzählt sind, er verheirathet war. Als Ulrich z. B. seinen Zug als Frau Königin Venus hielt und über den Semernik gegen Glokenig in der Steiermark gekommen, wo seine Besitzungen lagen, erzählt er (S. 111): „Da ich entwappnet war, wurde meine Herberge zugesperrt, und mit einem Knecht stahl ich mich von dannen, wo ich mein liebes Gemal fand, die mich freundlich empfing; sie freute sich, daß ich zu ihr gekommen war. Hier hatte ich mit Freuden gutes Gemach bis an den dritten Tag; als der dritte Tag kam, hörte ich eine Messe und bat Gott, daß er meine Ehre hüten möchte. Minniglich nahm ich Urlaub und ritt mit hehrem Muthe." So blieben die Frauen vieler, ja der meisten Ritter, die im Waffenhandwerk ihren größten Ruhm fanden, meist immer allein, verlassen, ja zurückgesetzt, und wenige nur mögen die gewesen seyn, welche die Waffenthaten ihrer Männer als eine Erhebung ihrer Schönheit ansehen konnten. Um so leichter ward es ihnen nun, ja um so größer war der Reiz der Verführung, den Liebesbewerbungen anderer Ritter, die nun auch wieder ihre Schönheit im Kampfe zu erheben bereit waren, sich hinzugeben. Klar war es aber auch, daß auf diesem Wege, sobald nicht mehr die strengen Gesetze der Ritterschaft herrschten, sobald die Einbildungskraft ihre Stärke verlor und die Sinnlichkeit ganz überwiegend wurde, die Sittenverderbniß und Sittenunreinheit herrschend werden mußten, die wir beim Verfalle des Ritterthums finden.

In der Blüthenzeit des Ritterwesens achteten und liebten wenigstens doch noch die Ritter ihre Frauen, wie Ulrich auch in einer Stelle, die ich bereits oben zum Theil anführte, sagte: „ich ritt traurig von ihm (nämlich seinem Boten, der ihm von seiner Geliebten böse Nachricht brachte, wie wir oben gesehen) nach einem Ort, wo mir viel Gemaches (Gemächlichkeit) geschah, zu meinem lieben Gemal, die mir nicht lieber sein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen erwählt hatte. Zehen Tage blieb ich da und ritt dann nach Lichtenstein in sehnendem Kummer.“ Zuletzt kommt noch gegen das Ende des Gedichts einmal seine Frau vor, und dabei werden auch seine Kinder erwähnt. Es ist, wo er von zween Männern gefangen genommen wird, am dritten Tage nach Sankt Bartholomäus, als er auf seiner Burg Frauenburg, eben nach einem genommenen Bade, in seiner Kammer lag. Sie trieben alle die Seinigen aus dem Hause; indem lief seine Hausfrau zu ihm und rief: was soll dies sein? Die Ungetreuen sprachen zu ihr: Frau, geht sogleich vor das Thor, da findet ihr die Eurigen, gleich geht fort! — „Da sah mich die Gute weinend an; ich sprach: geht nur, so lieb euch eure Ehre ist, bleibt nicht länger hier bei mir. Da ging sie mit meinen Kindern gegen das Thor. Frau! euren Sohn müßt ihr uns auch hier lassen, rief Pilgerin. Da nahm er ihr das Kind von der Hand, auch alle Kleinod, die er bei der Frauen finden mochte, nahm er, dann trieb er sie aus dem Thor, und mein Sohn blieb bei mir.“

Gewöhnlich führten die Ritter und Frauen ein sehr einsames und stilles Leben in ihren Burgen, wenn nicht

einzelne Feste Ritter und Knappen zu ihnen brachten und die Ritter auf Turniere und große Hoffeierlichkeiten mit ihren Frauen hinauszogen, um solchen Ergötzlichkeiten beizuwohnen. Nur der Vorbeizug hoher Herren, Könige und Kaiser, erheiterte das stille Leben bisweilen — wie selten in manchen Gegenden!, — wovon ein Beispiel Hornek in seinem österreichischen Zeitbuche erzählt: „in welcher Stadt König Ottokar von Böhmen einritt, da musten sich die Frauen vor ihm in Tänzen und Reigen sehen lassen."

Die Frauen mit ihren Töchtern und ihrer weiblichen Bedienung waren daheim, wie dies schon oben ausführlicher und durch Stellen belegt, bemerkt worden ist, meist beschäftigt, zierliche Gewänder, Kleider, Mäntel, Teppiche, Prunkdecken über die Rosse, Banner u. s. w. zu sticken; der Mann beschäftigte sich mit der Jagd und andern ritterlichen Uebungen; die Knaben wurden von den Knappen in den ritterlichen Künsten unterwiesen. So ging das Leben einfach und still hin, und manche Frauen mochten es daher wohl nicht ungerne sehen, wenn ihnen ein heimlicher Liebhaber die Stille des häuslichen Lebens etwas belebte. In den langen Winterabenden mag es daher oftmals traurig, still und düster auf den Burgen zugegangen seyn, wenn nicht ein aufgenommener Wanderer, ein vorüberziehender Sänger, ein auf Ritterfahrt begriffener und einkehrender Ritter die Stunden erheiterte. Man trachtete daher bald, besonders in den Jahrhunderten, die den Verfall des Ritterthums umschlossen, danach, das Haus selbst mit einer lustigen Person zu versehen, die auf eigene

oder fremde Kosten den Stoff zur Unterhaltung und zur Ergötzlichkeit darbot, und hier tritt uns, besonders bei den Vornehmen, ein Hausgenosse entgegen, von dem wir einige Worte sagen müssen; es ist dies der Narr. In einer derberen und weniger rücksichtsvollen Zeit, wie jene des Mittelalters war, finden wir, daß alles das, was unser Mitleid, unsere Schonung, ja ein gewisses Gefühl von stiller Scheu und Achtung erfordert, nicht gleiche Gewalt über die damaligen Menschen ausübte; und was jetzt nur Spielwerk roherer Menschen wird, wurde damals auch von den höhern Ständen nicht von der Hand gewiesen. Hierhin gehören z. B. körperliche Gebrechen: zwerghafte, verkrüppelte Personen wurden als Mittel zu allerhand Lustbarkeiten gebraucht, besonders zu solchen, bei denen ihre Gestalt, ihr ganzes Bewegen und Bestreben leicht in das Lächerliche fallen mußte. Blinde wurden daher zu allerhand Spielen gebraucht, besonders zu solchen, bei denen Prügel ausgetheilt wurden, die sie dann meistentheils auf einander selbst gaben, indem sie andere Gegenstände zu treffen glaubten. Alte Weiber wurden in Säcke gebunden und mußten nun um einen Preis laufen, oder vielmehr hüpfen, und was dergleichen Spiele, die bis tief gegen unsere Zeiten zu den Volkslustbarkeiten gehörten, mehre waren. So dienten denn auch zu Gespött und Lust diejenigen, welche sich durch Albernheit oder einen stillen Wahnsinn von den andern unterscheiden, und die dann, wenn man ihre Schwächen benutzt, wohl zum Gelächter Stoff genug geben können. Zu solcher oft rohen Belustigung wurden die, welche wirklich närrisch waren oder sich

närrisch stellten, häufigst gebraucht, und wir finden daher oft als Hausgenossen vornehmer Ritter des Mittelalters einen Narren. Ihm war es erlaubt, allerlei Schalkstreiche auszuführen, den Herrn, die Frau, die Kinder, das Gesinde und die fremden Besucher weidlich zu necken; doch war er auch dem ausgesetzt, wenn er es zu toll machte, daß er recht tüchtig mit Ruthen gestrichen wurde. In der frühsten Zeit scheint man sich bloß an den Schalks- und Narren-Streichen ergötzt zu haben; wenigstens geht dies aus der ganzen Art und Weise hervor, wie die Narren gebraucht wurden, die wir sogleich kennen lernen werden. Erst in der späteren Zeit kam man darauf, wie es doch leicht möglich sey, durch den Mund eines scheinbaren Narren hohen und vornehmen Personen recht viele und tüchtige Wahrheiten zu sagen, ohne daß man darüber an Leib und Leben litte, ohne daß man Ehre und Vermögen dadurch verlöre, sondern dies letzte vielmehr noch dadurch gewann. So blieben Hofnarren bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht ungewöhnlich, und es finden sich Beispiele, daß gerade die Narren recht tüchtige, wohlmeinende und gescheute Männer waren. Eine Entschuldigung für alles, was solch ein Narr sprach, war: der Narr hat's gesagt. Die Herrscher bekamen die Wahrheit zu hören, und die Diener des Fürsten mußten des Narren Bemerkungen fürchten, die er öffentlich über ihre Sitten, Handlungen, Laster machte, und die nicht selten ihren Planen gefährlich wurden. Es fehlt nicht an berühmten Schalksnarren in Deutschland; einer der ältesten ist Nithart, am Hofe des Herzogs Otto von Oesterreich zu Wien,

dessen plumpe Scherze und Späße mit den Bauern um Wien von ihm selbst gedichtet worden sind, da er auch zugleich ein Meistersinger war. Er fand sein Grab in der Stephanskirche zu Wien, wo noch vor Jahren sein Leichenstein gezeigt ward. Dann ist Kunz von der Rosen, der Narr Kaiser Maximilian des ersten, bekannt genug geblieben, und zuletzt Klaus Narr, der am sächsischen Hofe seine Späße trieb und dessen Narrenstreiche, Scherz- und Spitz-Reden sogar gedruckt worden sind.

Alle Narren, die in Diensten bei Fürsten, Bischöfen, Grafen, Aebten, Edelleuten u. s. w. standen und in ihrem Sold und Brote waren, hatten ihre eigene Narrenkleidung. Auf glatt beschornen Köpfen saß die Narrenkappe, welche am Kragen des Kleides befestigt war, so daß die Spaßmacher sie vom Kopfe abwerfen konnten, ohne sie zu verlieren, wie die Mönche ihre Kappen. An beiden Seiten dieser Kappe standen zwei lange, oben mit Schellen besetzte Eselsohren, und in der Mitte erhob sich der rothe Hahnenkamm. Das Oberkleid endigte sich in mit Schellen besetzten Zipfeln, welche auch an den Krausen, Aermeln, Gürteln befestigt waren und zu Knöpfen des Wamses dienten; je größer, je besser. In der Tasche trugen sie die Werkzeuge ihrer Späße und Spiele, und auf dem Aermel hatten sie gewöhnlich das Wappen ihres Herrn. In der Hand trugen sie die Narrenkolbe. Diese war entweder ein Rohrkolben, oder ein zierlicher Stab, oben mit einem Narrenkopfe geziert, welcher Kappe, Ohren und Schellen hatte, so wie sein Herr, der ihn führte; ja es war oft ein kleiner Narr in halber Gestalt,

doch ohne Füße, darauf abgebildet oder geschnitzt, dem dann die Narren, als ihrem Kinde, mit allerhand Scherzreden und Späßen liebkoseten, zu Zeiten aber auch wieder mit diesem lieben Kinde tüchtige Hiebe und Püffe austheilten. Solche Späße der Narren mit ihren Kolben und Stöcken zeigen manche alte Bilder. Daraus wurde in späterer Zeit die Pritsche, bestehend aus gespaltenen und klappernden Holzstreifen, oft auch eine Art Kolben von Leder, mit Wolle ausgestopft. Bei der Tafel standen die Hofnarren hinter ihrem Herrn und erhielten für ihre Späße zuweilen einen Becher mit Wein oder einen fetten Bissen über die Achsel gereicht. Sie befanden sich bei allen Hoffesten mitten unter den Anwesenden und kurzweilten in der Versammlung herum. Bei den Turnieren fehlten sie auch nicht, und man findet daher auf vielen alten Bildern, neben den gepanzerten und turnierenden Rittern, Narren mit ihren Kolben und Späßen, die den Ernst durch ihre Schäkereien und Neckereien mäßigten und um so wirksamer dazu beitrugen, das oft so gefährliche Spiel mehr zu einem heitern Scherz zu machen. Bei allen Volkslustbarkeiten, als z. B. dem Fischerstechen, dem Plattnergestech, dem Schönbartlaufen (einem nürnbergischen Volksfeste), dem Vogel- und Scheiben-Schießen, dem Urbansreiten und allen Aufzügen der Handwerker vermißte man die Lustigmacher und Narren bis auf die neueste Zeit niemals. So treten sie nun auch in einzelnen Werken des Mittelalters auf, und ihr Witz ist meist beißend und scharf, oft aber sind sie auch plump und albern.

Wie ein solcher Narr im häuslichen Leben späterer

Zeit sich behabete, wird am besten aus einer Erzählung jener Zeit selbst hervorgehen, aus: Wolf Wolfraths Begebenheiten und Beschreibung des Turniers zu Wien im Jahr 1565, wovon schon oben in der Abtheilung von den Turnieren die Rede gewesen ist. Wolf Wolfrath war nämlich schon in seiner Jugend ein hübscher Sänger und guter Saitenspieler, und wurde von einem Freunde seines Vaters an den Hof des Herzogs Albrecht von Baiern nach München gebracht, der die Tonkunst sehr schätzte, selbst darin erfahren war und Orlando di Lasso, einen berühmten Tonsetzer des 16. Jahrh., bei sich hatte. Wie er zu ihm gekommen, erzählt nun Wolf selbst: „Und da neigte ich mich tief, als ich eintrat in den Saal. Da saßen an einem Tische der Herzog und sein Gemal (war Kaisers Ferdinand Tochter), sein Ohm, der Bischof, sein Truchses, zwei fremde Edelleute und mein Herre von Neydeck, die speis'ten; und standen schöne Kannen und Becher zwischen den Schüsseln. Ich aber hatt' mein Baretlein unterm Arme und meine Harfe in der linken Hand, wie mir das gelehrt war. Und da kam des Herzogs Narr mit seinem Schellengeklapper auf mich zu, sah mir in's Gesicht und rief aus: Federn, eitel Federn! Sprach der Herzog: Schweig, Narr! da setzte der Narr sich bei ihm nieder an den Boden und trieb lächerliches Gespiel und Zeug. Des Herzogs Gemal wendete sich freundlich zu mir und sagte: wohlan, junger Spielmann, singe uns etwas. Da ließ ich mein Baretlein fallen und griff rasch in die Saiten. Aber es trat ein Diener herbei und brachte mir ein Bänklein, darauf setzte ich mich. Der

Herzog rief: „sei ohne Aengstlichkeit, lieber Wolf! und laß uns hören, was du kannst!" Der Narr aber sprach: „ihr werdet auch hören, was er nicht kann." Der Herzog sprach: „schweig, Narr! Singe, mein Sohn!" Als er gesungen, fragt der Herzog: „Narr! wie hat der Sänger gesungen?" Da sprach der Narr: „besser als mein Esel." Das verdroß mich schier, daß ich ganz roth wurde." — Der Herzog aber lachte und befahl ihm noch eines zu singen. Drauf singt er ein Liebesliedchen, welches er kaum geendet hat, als der Narr drein schreit: „potz hinkende Gans! der Bub' ist verliebt wie ein Spatz." Alle lachten laut auf. Ich aber sprach: „es ist nur so ein Lied, das ich gelernt habe." Da fragte der eine Ritter: „du bist also nicht verliebt? Wohl dir!" Die Herzogin drohte ihm mit dem Finger und sprach kein Wort dazu. — Sie stehen darauf von der Tafel auf und der Herzog sagt ihm im Vorbeigehen: „ich nehme dich in meinen Dienst." Der Narr aber giebt ihm einen Schlag mit seiner ledernen Kolbe und sagt: „da hast du Handgeld." Die Kammerfrauen der Herzogin nehmen darauf den Sänger in ihr Zimmer und führen allerlei heitere und lustige Gespräche mit ihm: „Wie wir nun so sprachen, kam der Narr herein, was mir gar verdrießlich war, und schrie: potz hinkende Gans! da sitzt der Gimpel bei den Sperbern. Da sprangen die Jungfrauen auf und schlugen auf den Narren zu. Die Gürtel-Magd (d. i. die erste Kammerfrau) aber ergriff ein Bes'lein, rieb's ihm unter die Nase und sprach: riech, Narr! Da schrie der Narr, wie einer, der da nieset, und sprach: Euere Blume

riecht gar zu stark! Da schrien alle drei: Kopfweh, Kopfweh für dich! Mir war bei dem Lärmen gar sonderbar zu Muthe und blieb ich sitzen, erwischte ein Kännlein mit Wein und zog es aus. Aber der Narr bat, ihn bleiben zu lassen, er wolle fromm sein, und sei nur gekommen, mich zu prüfen, ob ich im Latein gut beschlagen sei. Da bekam ich Muth (ich meine, das Kännlein hatt's gemacht) und sagte: stultus apage! Hei! sagte der Narr, der Bube ist so gelehrt wie der Kaplan, aber hübscher; nicht wahr? Ihr werdet den Vogel schon fliegen lernen. Die Jungfrauen aber stießen den Narren hinaus und verschlossen die Thür." So blieb Wolf bei dem Herzoge und wurde von einem alten Ehrenholde in der Wappenkunst zu einem Persevanten unterwiesen. Als er darin nun, wie wir oben in der Abtheilung von den Turnieren gesehen haben, unterrichtet worden war, wurde er durch die gewöhnliche Weihe zum Persevanten angenommen, welches auch bereits oben erzählt worden ist; hier nur, wie der Narr des Herzogs sich weiter im häuslichen Leben zeigte. „Als die Feierlichkeit vorüber war, sprach der Narr: — so erzählt Wolf selbst — ich sähe aus, wie eine Gans, der die Flügel gebunden wären. Da war ich muthig und sprach: so sehe ich doch besser aus, als ein Narr. Der Narr nahm seine Kappe ab und reichte mir seine Kolbe; ich aber sprach: ich mache nicht gerne arme Leute. Nähm' ich dir die Kolbe, so wärst du gar nichts. Alle lachten, und mein Herr sagte: Nun, Kunz! hast du genug Kraut auf die Schüssel? Der Narr sprach: das Fleisch

fehlt. Da sagte ich: stecke dich hinein, da giebt's Schweinwildbrett drinne. Die Herzogin freuete sich darüber und sagte: Kunz hat seinen Mann gefunden. Nein! seinen Jungen, sagte der Narr. Ich aber sprach: es ist ein junger Kukuk, die alte Grasmücke kömmt um ihren Kopf. Da sagte der Herzog: höre, Wolf, du sollst zuweilen dem Narren etwas abgeben, damit er klug wird. Da sprach ich: gnädiger Herr, laßt ihn lieber einen Narren bleiben, so verhungert er nicht. Dich füttern die Kammermägde, drum bist du so witzig geworden, sagte der Narr und schrie laut: wer kauft? wer kauft? holla, wer kauft meine Kappe? Wir aber gingen davon. Und da mir der Fürstin Gürtelmagd begegnete, sagte sie: Lieber! komm diesen Abend zu uns, bringe deine Harfe mit und singe uns etwas vor. Und ich versprach's, und kam und sang. Als ich nun von dannen ging, sah es der Narr, lief auf mich zu und fragte: welche Zeit ist es? Ich sprach: es ist die Zeit, wo man den Narren aus dem Wege geht. Er aber gab mir einen Schlag und sagte: es schlägt Eins auf einmal. Ich sprach: laß das sein! Er sagte: was machst du bei den Mägden? und wollte mich wieder schlagen. Ich aber nahm ihm die Kolbe, schlug ihn zu Boden, ging davon und sprach: Narren muß man die Kolbe lausen. Da ließ er mich nachher gehen und schlug mich nicht mehr, wenn er mich auch neckte."

Auf solche Art nun betrugen sich die Narren und erregten Spaß, auf ähnliche Art wurden sie behandelt, und je schärfer und schlagender die Reden waren, die von dem, der den Narren neckte, ausgingen und zu ihm

wieder herüber kamen, desto mehr Lust fand man in solchen Unterhaltungen. Auch auf Reisen wurden die Narren wohl meistentheils auf eine ausgezeichnete Weise mitgeführt, damit ein jeder gleich sah, wes Geistes Kind der Reisende war. Denn als Herzog Albrecht von Baiern mit seinem eben erwähnten Narren Kunz die Reise nach Wien zum Turnier antrat, „fuhr der Narr auf einem Kärnlein, in einem Gegitter, fast wie in einem Vogelkäfig, hinter dem Wagen des Herzogs her." Hält man diese Art zu reisen mit der zusammen, wie der unglückliche Don Quixote nach seinem ersten Auszuge auch in einem solchen Narrenkäfig nach Hause gebracht ward, so mag es wohl damals die gewöhnliche Art in allen Ländern gewesen seyn, die Narren wegzuschaffen. Wie sich denn auch in manchen Städten, z. B. in Breslau, sonst auf dem Markte Käfige befanden, in welche närrische Personen, oder andere in Strafe, zum Spott der Vorübergehenden, eingesperrt wurden.

Zu den Hausgenossen großer und vornehmer Personen gehörte wohl oftmals auch ein Sänger, der den Frauen in heitern Liedern die langen Abende verkürzte. Die eben angeführte Erzählung des Wolf Wolfhart zeigt, daß wenigstens Herzog Albrecht von Baiern einen solchen in der Person dieses Wolf an seinen Hof nahm, aber er hatte schon einen andern Sänger, und Wolf ward eigentlich der zweite. Denn als er im Begriff ist, seine Probe zu singen, „kam auch ein Mann in den Saal, der trat entfernt, hatte ein schwarzes Wamms an und einen kurzen Mantel um. Er trug eine goldene Kette und war, wie

ich hernach erfuhr, Meister Wohlgemut, des Herzogs Hofsänger." Diesem wird auch Wolf zur Uebung im Singen übergeben, und der führt ihn denn auch gleich „über zwei Säle in ein Stüblein, da saßen drei feine Jungfrauen, die waren Kammermägde der Herzogin und speis'ten. Da sprach Meister Wohlgemut: da ist ein Gast, der auch gern etwas hätte, unser neues Sängerlein. Sie aber lachten, rückten zusammen und sprachen: setzet euch her." Konnten die Ritter nun nicht allein einen Sänger unterhalten, oder waren sie selbst nicht Dichter und Sänger, wie Ulrich von Lichtenstein und viele andere es waren, so mußten sie sich mit den fahrenden, d. h. mit den umherwandernden Sängern begnügen, wenn die etwa ihre Burg berührten und im heitern Gesange ihnen die Abende verkürzten. Da der Gesang indessen meist nicht kunstvoll, sondern einfach und ungezwungen, wie unsere einfachen, ächten heutigen Volksweisen, so war gewiß dieser Gesang sehr allgemein, und Ritter und Frauen, Knappen und Mägde mischten wohl oft ihre Stimmen in fröhlichem Gesange, und die wandernden Sänger, die fahrenden, sangreichen Ritter brachten ihnen nur neue Lieder und Weisen. Daß die Ritter selbst viel sangen, geht aus Ulrich von Lichtensteins Frauendienst hervor, aus dem zwei Stellen hier beweisend sind (S. 126): „Sanft ritt ich durch die Straßen und hundert schön gekleidete Ritter ritten mit mir auf schönen Pferden, sie sangen und waren froh;" dann (S. 233): „die Lied wurden viel gesungen und dabei mancher Tiost ritterlich geritten." Daß aber auch die Knappen sangen, die zu freundlicher Botschaft

gebraucht wurden, geht wieder aus dem Ulrich von Lichtenstein hervor, wo es (S. 60), als Ulrich seinen Boten mit Liebesbewerbung an seine Frau gesendet hat, so heißt: „Er hat euch Lied durch mich hergesandt, die ihr gern hören sollt, denn sie sind gut, sie werden euch fröhlich machen; die Worte sind gut, die Weise ist neu; er bat mich, daß ich sie euch singen sollte; nun hört nur, ich kann die Lied."

Vornehme Frauen hatten reiche Bedienungen an Kammermädchen um sich. Die kurz vorher angeführte Stelle von Wolf Wolfhart zeigte, daß die Herzogin von Baiern drei Jungfrauen wenigstens zu ihrer Bedienung hatte, und es mögen wohl noch weit mehr gewesen seyn. Manchmal ward bei diesen Dienerinnen nicht sowohl auf Schönheit und Anmuth gesehen, sondern auch auf Sonderbarkeit. So hatte die eben erwähnte Herzogin von Baiern ein seltenes Muster bei sich, nämlich: „die Jungfer Barbara, ihre Zofe, die einen langen Bart hatte, von Natur wie ein Mann." Ulrich von Lichtenstein verräth uns nicht, wer seine Geliebte war; aber daß es eine vornehme Frau gewesen seyn muß, das geht aus den Versicherungen hervor, die er selbst von ihrer hohen Geburt giebt und die sie auch immer wiederholt, daß es ihr nicht ziemen würde, ihre Liebe auf einen Mann, der nicht höhern Standes, als Ritter, sey, zu wenden. Als sie den Ritter heimlich empfängt, wie wir oben bereits gesehen haben, stehen acht Frauen bei ihr zu ihrer Bedienung.

Die Einrichtung des häuslichen Lebens war damals unendlich einfacher, als jetzt. Sieht man die alten Burg-

trümmer an, so begreift man oft nicht, wie in den alten, meist kleinen Gemächern, nur unterbrochen von einigen übergroßen Stuben, ein so großer Hausstand Raum haben konnte; nur einige große Burgen machen davon eine Ausnahme. Die Herrschaften lebten damals mehr mit ihren Untergebenen zusammen; gemeinsame Räume umschlossen sie alle, sie theilten die Freuden und Bedürfnisse des Hauses mit einander, so wie bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts selbst in den mittlern Ständen noch eine größere Vereinigung herrschte.

Daß die Frauen Schmuck der Kleidung liebten, das haben schon Schilderungen der Abtheilung über die Kleidung der Ritterzeit gezeigt. Auch Ulrich von Lichtenstein spricht (S. 123) davon, indem er sagt: „Jegliche Frau hatte den Neid, daß sie sich besser, als die andere, kleiden wollte; denn Frauen mögen jung oder alt sein, so haben sie gern viel Gewandes; will es auch manche nicht gern tragen, so freut sie doch der Besitz, daß sie nur sagen kann: wenn ich wollte, ich könnte mich wohl viel besser kleiden, als diese und jene." Darum erschien es in den späteren Zeiten auch nothwendig, durch Aufwands-Gesetze und Kleider-Ordnungen die zu große Pracht, besonders außer den Häusern und bei feierlichen Turnieren, zu hemmen, wie wir bereits oben gesehen haben; und es ward daher festgesetzt, daß eine jede Frau oder Jungfrau zu ihrem Schmuck nicht mehr, als vier Röcke oder Kleider von Sammet oder gestickte, haben dürfe. Und zwar sollten darunter nur zwei von Sammet, oder dem Sammet gleich, die übrigen aber möchten so seyn, wie sie die Alten als

für den Adel ziemlich und wohlanständig hergebracht hätten. Welche Frauen aber dieses nicht halten, sondern eine größere Anzahl Kleider beim Turnier brauchen würden, die sollten von der Ritterschaft, den Frauen und Jungfrauen verachtet, der Vortänze und Vertheilung der Turnierdänke beraubt seyn. Sollten aber unter den Frauen und Jungfrauen einige seyn, die keine solchen kostbaren Kleider, besonders keine von Sammet hätten, die sollten dennoch nach ihrem Stande zu Ehren gezogen werden. Diese Stelle ist auch schon ausführlicher, mit andern Gesetzen verbunden, in der Abtheilung von den Turnieren angezogen worden.

Im häuslichen Leben gingen nun zwar die Frauen und Männer einfacher, doch mag beim Eintreffen von Gästen, erwarteten oder unerwarteten, wohl immer eine größere Pracht geherrscht haben. Schon darin setzten gewiß Einige etwas, daß sie ihrem Gaste bei seiner Ankunft, wenn er seine Rüstung oder Reisekleidung verlassen hatte, einen besonders reichen und schönen Mantel, oder ein solches Oberkleid überreichen ließen, worein gehüllt, er sich zu ihnen setzte, und wir haben davon auch bereits oben mehre Beispiele gehabt. Das Geräth in den Stuben war meist wohl einfach, oder wenn es reicher war, so zeichnete es sich durch innern Werth besonders aus. Wie zum Beispiel reiche Stoffe, welche zu Teppichen über die Fußböden, über die Tische, über die Ruhebetten oder zu Vorhängen genommen wurden; und besonders mögen wohl meist allenthalben in den Schlafzimmern die Betthimmel aus schönen und schweren Stoffen bestanden haben. Dann erfreute sich die damalige Zeit, die Geräthe zum Essen und

Trinken, die Gefäße, in welchen vor und nach dem Essen das Waschwasser gereicht ward, von Silber zu haben, und so waren schwere, silberne, oft vergoldete Kannen, Schüsseln, Waschbecken u. s. w. gewiß in den Häusern und Burgen der Reichen gewöhnlich und beliebt. Wenn dies nun auch alles einen bedeutenden Aufwand erforderte, so wurde er doch dadurch verringert, daß solche Geräthe meistentheils für die ganze Lebenszeit, ja oft noch für Kinder und Enkel ein werthes, unveräußerliches Besitzthum blieben.

Die Werke des Mittelalters geben uns hin und wieder Nachrichten von der Art, wie die Zimmer der Burgen ausgeschmückt und mit welchem Geräth sie versehen waren. Davon spricht auch Ulrich von Lichtenstein (S. 160), als er heimlich seine Geliebte besucht, und dies eine Beispiel möge genügen: „Sie saß auf einem Ruhebette; auf dem lag von Sammt eine Madratze, darüber zwei seidene Leilacken, darauf lag ein herrliches Deckelaken, auch lag da ein köstliches Polster und zwei wunnigliche Kissen, das Bettgerüst sah man nirgend hervorscheinen, und manch guter Teppich war sein Dach; zu den Füßen am Bette brannten zwei große Licht auf zweien Kerzstaln, und an den Wänden hingen wohl hundert Licht." Die Wohnungen in den alten Burgen hatten alle dicke und schwere Mauern, aber meist waren doch weite Fenster darin angebracht, in denen an den breiten Fenstergewänden Sitze waren, entweder von Stein eingemauert, oder von Holz daran geschoben. In diesen Fenstern saßen oftmals Ritter und Frauen, um die weite Gegend zu übersehen und die Frische

der Luft durch die geöffneten Fenster zu genießen. Da lag denn gewöhnlich auf diesen Bänken (Parz. V. 692.) ein weiches Bette und darüber meist noch ein härteres Kissen, oft prachtvoll von gesteppptem Sammet.

Im häuslichen Leben herrschte, nach allen Anzeigen, das Du vor, die Gatten und Kinder nannten sich so, und die Diener und Dienerinnen wurden wohl meist ebenfalls mit diesem Worte angeredet. Dagegen bedienten sich diese letztern gegen ihren Herrn und ihre Herrin des Wortes Ihr, und dies ist auch das gewöhnliche Wort, welches alle Stände in der Unterredung mit einander gebrauchten. Das Du trat in vertraulichen Gesprächen wohl ein, dann aber auch, wo das Vertraulichere auf spöttische Weise geheuchelt ward, wie z. B. Ottokar Hornek bei einer Versammlung aller Edlen Oesterreichs erzählt: als Albrecht, Herzog von Oesterreich, ihre Hülfe gegen König Andreas von Ungarn heischte, und alle begierig waren, wieviel der Abt Heinrich von Admund wohl Mannen stellen würde, da sagte Buchheimer zu ihm: „Heinrich, laß dich gegen Oesterreich durch den Bischof (von Sekkau) nicht ausstechen."

Wenn wir in dieser Abtheilung alles zu betrachten gesucht haben, was Ehe und Liebe der Ritter betrifft, so müssen wir hier wohl noch von einer Einrichtung sprechen, die für jene Zeit überaus bedeutend war und auch für die unsere immer noch als einzig und merkwürdig erscheinen muß. Dies sind die Minnegerichte, Liebesgerichtshöfe, Cours d'amour. In Deutschland erscheinen sie nicht; sie sind eine rein französische Spitzfindigkeit in

Untersuchungen über die Liebe; aber eine Neigung der Deutschen eben dahin zeigt sich doch in ihren Gedichten, in mannichfacher Betrachtung und Entwickelung einzelner Fragen über Liebe selbst, über Ausübung der Pflichten, die in Wett- und Kampf-Gesprächen erörtert werden, so daß das, was in Frankreich vor einem wirklichen Gerichtshof verhandelt ward, hier nur von einem Dichter aufgeworfen, untersucht und entschieden wird. Die Liebeshöfe in Frankreich blühten in den Ritterzeiten; sie waren mit den witzigsten Köpfen jenes Zeitalters besetzt und konnten als eine Schule der damaligen schönen Geister Frankreichs angesehen werden. Auch in Italien fanden sie Statt und hießen dort: Parlamento oder Corte d'amore, und die tiefsinnigen Gedichte der ältern italienischen Dichter zeigen, wie bemüht sie waren, alle Abgründe und leisesten Veränderungen der Liebe zu durchforschen. Nicht immer waren sie bloß ein tändelndes Spiel, wie die Meisten angenommen haben, sondern im nördlichen Frankreich waren sie zuweilen in einem recht eigentlichen Sinne Gerichtshöfe, indem über wirklich vorgefallene Liebeszänkereien das Recht gesucht und Urtheil gesprochen wurde. Die mannichfachsten frühern Untersuchungen, die oft nicht mit bedeutender Gründlichkeit gemacht wurden, und wobei einer immer sich zu viel auf den andern verließ und neue Untersuchungen nicht anstellte, werden durch ein Werk überboten, welches die gründlichsten Nachrichten ertheilt, und dies führt den Titel: Roland Récherches sur les prérogatives des Dames chez les anciens Gaulois, sur les Cours d'amour,

sur les privilèges des mères nobles etc. Paris. 1788. 8 *).

Was die innere Einrichtung dieser Liebeshöfe betrifft, so giebt darüber am besten eine Handschrift Nachricht, welche im Jahre 1727 gefunden ward, von der sich Auszüge T. VII. der Mémoires de l'académie des Inscriptions finden. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß der cour d'amour von dem cour amoureuse verschieden sey, daß jener wirklich ernsthafte Liebesfragen entschieden hätte, und daß dieser, der erst unter Karl VI. von Frankreich um's Jahr 1382 entstanden seyn soll, nur den Zweck gehabt hätte, die ernsthaftesten Dinge lächerlich zu machen. Die dafür angeführten Gründe sind keineswegs als entscheidend zu betrachten, und beide gehen gewiß in einander über, da es ganz dem spätern Zeitgeist angemessen war, dasjenige, was in früherer Zeit mit Ernst und Strenge betrachtet wurde, in der spätern in's Lächerliche zu ziehen und einen Scherz damit zu treiben, der auch oft nahe genug liegen mochte. Nach der eben bemerkten Handschrift waren viele Abtheilungen von Beamteten bei diesen Höfen; und da hier gerade ein bestimmter Liebeshof in der Handschrift beschrieben wird, so sind immer die Namen

---

*) Die neuesten, in Deutschland erschienenen Untersuchungen haben durch einen Zufall hier nicht benutzt werden können, und leider müssen wir uns in diesem Augenblicke begnügen, nur den Titel anzuführen: Die Minnehöfe des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche. Ein Beitrag zur Geschichte des Ritterwesens und der romantischen Rechtswissenschaft. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1821. 1 Thlr. 12 Gr.

der Personen, welche die Würde bekleideten, angeführt. Der Anfang der Handschrift fehlt; daher läßt sich nicht sagen, welche Würde die erste Abtheilung bekleidete, aber da wir in ihr die Namen der ersten und vornehmsten Personen Frankreichs finden, so läßt sich vermuthen, daß diese Abtheilung die erste Stelle in dem Gerichtshofe einnahm. Darauf kamen 2 Grands Veneurs de la Cour (Oberhofjägermeister), denen 188 Minnegerichts-Registratoren (Trésoriers de chartres et registres amoureux) folgen. Die meisten derselben haben den Titel eines Ecuyer. Dann folgen die Auditeurs de la Cour amoureuse. (Unter den Namen, welche hier erwähnt werden, findet sich ein Doctor der Theologie, einige Domherren von Paris, Tournai, Cambrai, Saint-Omer, und verschiedene Parlamentsräthe.) Die nächste Abtheilung besteht aus 59 Chevaliers d'honneur, als Räthen des Hofes der Minne (Conseillers de la Cour amoureuse), welche sämmtlich Edelleute waren. Dann folgen 52 Chevaliers trésoriers de la Cour amoureuse, wo unter die Adlichen ein Wechsler aus Tournai und ein anderer Bürger ebendaher gemischt ist. Demnächst 57 Maîtres des requêtes de la cour amoureuse, meistens Kammerräthe, Münzwardeine, Kassirer, Geheim-Schreiber, Chorherren, Doctoren und Advocaten. Schreiber der cour amoureuse waren 32. Dann kamen 8 Gehülfen des General-Procurators (der in dem verlorenen Theil der Handschrift erwähnt seyn muß), lauter Geistliche. Hierauf folgen 4 Concierges des jardins et vergiers amoureux, zuletzt 10 Veneurs de la cour amoureuse, meistens Häscher und Gerichtsdiener.

Frauenzimmer finden wir gar nicht hier erwähnt, und doch geht ihr lebhafter Antheil an diesen Liebeshöfen aus einer Menge anderer Nachrichten auf das deutlichste hervor. Vermuthlich waren ihre Aemter und Würden auf den ersten, verloren gegangenen Blättern der Handschrift verzeichnet. Ohne Zweifel finden wir auch aus eben der Ursache den Präsidenten der Cours d'amour nicht benannt, den man Prince d'amour nannte. Moreri sagt von ihm in seinem geschichtlichen Wörterbuche unter Troubadour: „die Stelle eines prince d'amour wurde jährlich neu besetzt. Der König Richard, der König Alfons von Arragonien, der Dauphin von Auvergne, der Graf von Provence und andere große Herren wechselten darin mit einander ab." Die Art und Weise, wie die Streitigkeiten vor diesem Gerichtshofe geführt wurden, erhellt unter andern sehr deutlich aus dem Arrêt d'amour, welches zum Vortheil Wilhelms von Cabestaing erlassen wurde, und dessen wesentlicher Inhalt am besten als Beispiel dienen wird. „Der Junker stand außerhalb der Schranken; eine Dame verrichtete das Amt des Gerichtsdieners. Nachdem sie ihn dreimal gerufen hatte, nahm ihn eine andere bei der Hand und sagte zu ihm, indem sie ihn einführte: „„Edler Junker, laßt eure Waffen vor den Schranken, habt bei den Frauen keiner anderen Waffen von nöthen, als eurer Höflichkeit und Artigkeit; zeigt nur ein wenig Begierde zu gefallen; müßte einer ja weder Herz, noch Blut, noch Augen haben, der nicht begierig wäre, den Frauen zu gefallen."" Als er in den Kreis trat, blieb er auf der Seite der Ritter stehen; nun ward gegen ihn von der

Frau Eleonora und dann von der Dariolette Klage geführt. (Dariolette bedeutet in der Sprache der Ritterschaft Kammerfrau, so wie der Ehemann der Frau, die einen Geliebten hat, immer unter dem Namen des Dangier vorkommt, wahrscheinlich von danger, Gefahr.) Er erröthete, denn er war ein unschuldiger Jüngling. Er wußte nicht, wie er sich vertheidigen sollte; denn er fürchtete, die liebenswürdige und zierlich gefügige Rechtsversammlung zu beleidigen. Er merkte nicht, daß sein Handel einer von denen war, die der Liebeshof gewählt hatte, um sich zu unterhalten; (hier aus dieser gelegentlichen Aeußerung folgt, daß auch ernstliche Händel vor diesem Gerichtshof entschieden wurden.) Er begehrte daher einen Rechtsbeistand. Es wurde ihm gestattet, sich denselben aus seinen Richterinnen auszusuchen. Er näherte sich der edlen Margaretha von Tarascon, kniete vor ihr nieder und reichte ihr seinen Handschuh. Frau Margaretha nahm ihn erröthend, erhob sich von ihrem Stuhl und stellte sich neben den Junker. Nachdem die Vertheidigungsrede geendigt war, sagte ihm ein Gerichtsdiener: das Gericht erlaubt euch, euern Rechtsbeistand auf die Wange zu küssen. Er ließ sich dies nicht zweimal wiederholen. Reumund, der Gemal der Margaretha, wollte dagegen Rechtshülfe suchen; man antwortete ihm nur durch ein allgemeines Gelächter. Der Junker ging nun zu allen Richterinnen und küßte einer jeden die Hand."

„Eben wollte das Gericht den Ausspruch thun, als ein Pfaffe hereinkam, den Cabestaing mit gebundenen Händen hatte herführen lassen, da er von ihm betroffen

worden war, als er einem schönen Bauermädchen Gewalt anthun wollte. Der Pfaffe verklagte ihn als Ehrenräuber des Mädchens. Cabestaing widersprach dem nicht, aber das Mädchen sagte: Edle Frauen, nichts hat mir der schöne Junker geraubt. Ich selbst habe ihm alles gegeben und wäre fast betrübt gewesen, hätte er nicht alles nehmen wollen; hätte bas gefürchtet, es geschähe aus Verachtung. Das Mädchen war so reizend, die Entschuldigung so bündig; kurz, Frau Margaretha, die seelengut war, sprach den Schuldigen frei. Nun wurde zum Ausspruch in der Hauptsache geschritten. Das Gericht gebot Stillschweigen und Elise von Turenne, Präsidentin des Liebeshofes, sprach folgendes Urtheil aus: Nichts ist strafbar in eurem Handel, schöner Junker, habt gethan, was ihr gewollt mit Dariolette, habt nicht gewußt, was ihr der Frau Eleonore schuldig waret, habt gethan, was die Gelegenheit mit sich brachte mit dem Bauernmädchen. Der Hof spricht euch los und trägt euch auf, nicht mehr so schüchtern, sondern artiger zu sein gegen die Frauen, und bei uns die Gesetze der zierlichen Gefügigkeit (Galanterie) zu lernen. Der Pfaffe soll losgebunden werden und sein Paternoster beten. Trefft ihr ihn wieder bei einem Mädchen an, so ist es euch gestattet, ihm die Nase abzuhauen. Seines Gleichen sind bestimmt, Gott zu bitten und uns von unsern Sünden loszusprechen.

Die Lauigkeit, ja Verderbtheit der Sitten, die aus diesem ganzen, vor einem Liebeshofe geführten Rechtsstreit hervorgehen, bedürfen keines Nachweises. Es zeigt sich in ihnen nicht allein eine große Verderbniß der Männer,

sondern eine noch größere der Frauen, welche vertheidigen konnten, was alle Züchtigkeit und Sitte bis in's Innerste verletzte. Und diese Zügellosigkeit war nicht etwa in den Herzen und Gesinnungen einzelner verborgen, sondern sie wagte es sogar sich öffentlich auszusprechen, ja durch einen feierlich und förmlich ausgesprochenen Rechtsbescheid als etwas gar Gültiges und Festes sich hinzustellen. Indessen ist auch nicht zu übersehen, daß der eben erzählte Rechtshandel auf einem zu Paris gehaltenen Minnegericht in die spätern Zeiten und kurz vor dem Aufhören der Minnegerichte fällt, wo sie gewiß schon in großer Entartung, wie die ganzen Sitten, waren.

Aus den einzelnen Zügen des Erzählten sieht man, daß es der Cour d'amour an nichts fehlte, was zu einem ordentlichen Gerichte gehörte. Die Anstellung der Häscher und Gerichtsdiener beweist, daß die Schriftsteller recht haben, welche behaupten, man habe wohl gewußt, selbst strenge Rechtssprüche, die einmal ergangen waren, zu behaupten und in Wirklichkeit zu setzen. Aber ein noch deutlicherer Beweis, daß sie wirklich als feststehende Gerichtshöfe betrachtet wurden, ist, daß Gerichtssporteln von dem verlierenden Theile gezahlt werden mußten; und damit hat auch das sogenannte droit de Pelotte in Frankreich Zusammenhang, welches in einer Abgabe bestand, die von den zur zweiten Ehe Schreitenden, zur Strafe ihrer Unenthaltsamkeit und Untreue, und von solchen, die sich mit Fremden verehelichten, bezahlt werden mußte; und das ganze Streben dieses Gesetzes zeigt auf eine Entstehung aus Beschlüssen der Minnegerichte hin.

Auch die Orte, an welchen in Frankreich Minnegerichte gehalten worden sind, wurden uns noch zum Theil aufbehalten. Nostradamus spricht von einem zu Pierrefeu und einem andern zu Signes, und nennt sogar die Frauen, welche zu Ende des 12. Jahrh. dabei den Vorsitz führten. Dann waren welche zu Lille und Paris, und sogar zu Avignon wurde zu der Zeit, als die Päpste daselbst ihren Hof hatten, eine Cour d'amour gehalten. — Wann die Minnegerichte eigentlich aufhörten, läßt sich nicht genau bestimmen, es ist aber zu vermuthen, daß sie sich nach dem Verschwinden der Troubadours nicht lange werden erhalten haben; denn diese Sänger waren es, welche ihnen am meisten Leben und Bedeutung gaben. Auch besonders die Einführung eines fremden Rechtswesens, des römischen, mußte die Liebeshöfe, die sich auf heimische Rechtseinrichtungen bezogen, immermehr zurückdrängen; doch geht auch aus einigen Zügen hervor, daß sie noch im 15. Jahrh., wenn auch nur schwach, vorhanden waren. Späterhin hat man noch versucht, sie wieder im Einzelnen darzustellen, und der Prince d'amour findet sich noch im 17. Jahrh. wieder erneut.

Als festes Zeichen der Minnegerichte blieben uns die Aussprüche derselben, die Arrêts d'amour, von denen es mehre Sammlungen giebt. Wenn auch diese Rechtssprüche schwerlich in diesen Gerichten aufgezeichnet wurden, so hatten sie doch viel zu viel Anziehendes, als daß nicht ein und der andere Theilnehmer oder Betheiligte sich davon etwas aufgeschrieben haben sollte, zu seiner oder seiner Freunde Erinnerung; und die Troubadours sammelten aus

solchen alten Schriften die verschiedenen Streitigkeiten, welche zwischen Verliebten vorgefallen waren, und die Urtheile, wodurch sie entschieden wurden. Daraus entstanden denn die Sammlungen, welche auch gedruckt erschienen und in viele Sprachen übersetzt wurden. Hiervon ist auch eine deutsche Uebersetzung vorhanden, welche Christophor Freiherr von Aretin unter der Aufschrift: Aussprüche der Minnegerichte, 1803 zu München herausgab. Er setzte ihnen noch, aus alter Handschrift, eine Erzählung voraus: wie ein Ritter am Hofe des Königs Artus die Gesetze der Minne fand, welche ihre Erdichtung klar und deutlich an der Stirne trägt. Die darauf folgenden Gesetze der Minne und Liebe dagegen tragen schon einen größern Glauben der Wahrhaftigkeit in sich. Jene Erzählung lassen wir daher auch auf sich beruhen, und aus den Gesetzen scheinen nur einige zur Probe eine Anführung zu verdienen:

Niemand mag sich von der Liebe ausnehmen und davon rechtlich scheiden. — Die Liebe mus allweg wachsen oder abnehmen. — Wenn ein Lieb zwei Jahre ohne Buhlen ist, das ist wider die Buhlschaft. (Dieses Gesetz mag auch wohl dem Ulrich von Lichtenstein vorgeschwebt haben, als er, wie wir oben gesehen, seine erste Liebe verloren hatte und sich nun selbst ermahnte, bald wieder eine neue zu gewinnen.) — Niemand soll seiner Lieb' und Minne ohne Ursach beraubt werden. — Niemand mag recht lieb haben, dann wo ihn sein Herz und Minne hinträgt. — Liebe mag bei Geizigkeit nicht wohnen. — Es soll niemand minnen, noch lieb haben, dessen er

Schande hat. — Die geöffnete weit erschollene Minne mag gar selten lang währen; (darum suchten die Ritter auch heimliche verborgene Liebe und waren bemüht, den Namen ihrer Geliebten aller Welt zu verhehlen). — Wer leichtlich gewährt, dessen Liebe wird bald verschmäht. — Neue Liebe vertreibt die alte. — Frömmigkeit allein macht die Liebe würdig. — Ein rechter minnesüchtiger Buhle ist allweg sorgfältig. — Da ist rechte Freude, wo Liebe mit Liebe bezahlt wird. — Ein rechter Buhle meint, daß nichts bessers sei, denn daß er seines Liebs Willen thue. — Ein klein wenig Argwohn macht in der Liebe misdenken. — Einen rechten minnesüchtigen Buhlen dünkt allweg, wie seines Liebs Gestalt vor ihm stehe. — Einer Frau ist verboten zwei Lieb, und einem Mann sind verboten zwei Frauen zu Buhlen. —

Zur Probe mögen nun hier auch noch einige Aussprüche der Minnegerichte ihre Stelle finden: Von zwei Buhlen, deren einer dem andern in allen Sachen gleich ist, denn allein im Gut, welcher aufzunehmen ist? Es waren zween Buhlen, deren einer dem andern in Sitten, in Tugend und in aller Ehrbarkeit gleich war, allein, daß ihr Gut und ihr Haab' ungleich war. Nun magst du fragen, welcher sei einer werthen Frauen aufzunehmen? Darum geschah ein Urtheil, welches die Gräfin von Champanien gesprochen hat. „Es wär' eine ungleiche (unrechte) Sache, sollte Reichheit und Gut wohlgezierte Sitten und Tugenden übertreffen. So wäre auch unziemlich, daß ein wohlgezierter reicher Mann sollte der Armuth nachgehen und folgen. Und darum ist die Frau reich und

hat viel Gut's, um die sie beide buhlen und werben, so soll und mag sie den Armen nehmen, und den Reichen ausschlagen; denn es ist ihr ehrlicher und ziemlicher, denn daß sie den Reichen aufnehme; wann es soll und ist kein Ding den Leuten als (also) schwer und leid, denn so ein bied'rer armer Mann mit Armut verdunkelt und verkürzt ist, oder Armut erduldet. Darum wird die Reiche billig gelobt, wenn sie ihn nimmt, und den Reichen fallen läßt, denn mit ihrer Reichheit mag sie dem Armen helfen; denn es ist nichts, das Weiber und Männer in Buhlschaft so hoch ehrt und preiset, denn so jegliches dem andern mit allem-seinem Vermögen in Nothdurft hilft und beisteht. Wär' aber, die Frau litte Armut, so nimmt sie billig auf die Liebe des Reichen, denn, so sie beide Geliebte in Armut schwimmen, so wird ohne Zweifel ihre Liebe nicht lange währen; denn Armut verschämt alle gute Leute, und bringt sie viel in ernstliche Sorge und Gedanken; und in dem Schlaf so betreugt Armut und Unmut so sehr, daß sie rechte Lieb' und Minne vertreiben thut."

Ein anderes Beispiel entscheidet die Frage: „ob einer Frauen ziemlich sei, einen neuen Buhlen zu nehmen, wenn sie in zwei Jahren keinen Brief noch Botschaft gehabt hat, so ihr Buhl' vom Lande ist geritten? Es war eine Frau, die hätt' einen Buhlen, der nun lang' über Meer aus gewesen war, daß seine Wiederkunft niemand mehr hofte; die suchte ihr einen andern Buhlen. Nun hatte der erste Buhler einen geheimen Diener, derselbe verbot ihr, daß sie nicht einen andern Buhlen begehren noch nehmen sollte, wann ihm was fast leid um seinen Herrn. Die Frau

wollte seinem Rath nicht folgen, und beschämte sich mit diesen Worten: Seit einer Frauen ziemet, daß sie in zwei Jahren nach ihres Mannes Tod mag einen andern Mann nehmen, so ziemt es baß einer Frau, die ihren Buhlen verliert; denn so ich doch in zwei Jahren nie Boten noch Brief gehabt habe, und doch der Boten genug sind gewesen, die es wohl gethan hätten. Da aus diesen Sachen viel geredet war, so gingen sie hinter die Gräfin von Champanien. Die entschied diesen Krieg mit einem solchen Urtheil und sprach: die Frau thut nicht recht, ob sie ihren Buhlen verleußt (verschmäht) und ausschlägt, darum, daß er lang aus ist, sie wüßte dann, daß er ihr die Treue gebrochen hätte; denn so ein Buhler von seiner Noth wegen, oder von Ritterschaft wegen so lang aus ist in fremdem Lande, und sich da befleißet, seiner Frau zu dienen, wie mag ihr größere Lieb' und Freude geschehen, oder wenn sie weiß, daß er ist bei frommen Leuten. Ja, sie mag wohl sprechen, ich habe auch einen Diener bei diesen Sachen; wenn *), daß er weder Boten noch Briefe gesandt hat, das mag ihm zu großer Weisheit geschätzt werden; denn keinem Fremden ziemt der Minne Geheimnisse zu sagen; denn hätt' er Briefe gesandt, die möchten durch Tod des Boten in eine fremde Hand gekommen sein, womit die Geheim der Liebe geöffnet worden wären."

Eine dritte Frage und Entscheidung ist: „ob eine Frau ihren Buhlen ausschlagen möge, wenn er im Streit seiner Glieder eines verloren hätte? Es geschah auch eine

*) denn,

solche Irrung in der Liebe, da ein Ritter ritterlich in einem Streit verlöre ein Aug' oder eine Hand, ob er billig von seinem Buhlen verworfen und ihm Freude und Lust versagt werde. Dawider ist die Fürstin von Narbon mit ihrem Urtheil und sprach also: Die Frau ist aller Ehren unwerth, die ihren Buhlen darum verschmäht, daß er im Streit seiner Glieder eines verloren hat, und ein klein (wenig) ungestalt ist; denn doch Mannheit und harter Streit darum von Männern getrieben wird, daß sie die Liebe damit mehren und innbrünstig machen, denn ein rechter männlicher, unverzagter Mann mag keinem Weib misfallen. So ein hübscher Ausgestrichener (ein hübsch Gebildeter) ein Zag' (ein Verzagter) ist, der niemand und keiner ehrbaren Frau behagen mag, warum sollte denn die Sache, die von Mannheit kommt, die Liebe mindern, seit doch die Mannheit der Liebe Siegel ist?"

Das vierte und letzte Beispiel endlich, das hier anzuführen ist, besagt zugleich dasjenige, was die Liebenden einander schenkten, und lehrt außerdem, wie sie sich heimlich vor aller Welt verborgen halten sollten mit ihrer Liebe. Es heißt: „Was Gab' und Kleinod ein Lieb von dem andern glimpflich möge empfangen, nebst einigen andern Vorschriften. Es ward auch gefragt von der Gräfin von Champanien, was Kleinod oder Gab' ein Lieb von dem andern ohne Schande wohl möchte empfangen. Die Gräfin beantwortete das also: Ein Lieb mag von dem andern empfangen und nehmen Korallen, Schnüre, Haarband, Fürgespänge von Gold oder Silber, Häftlein, Handschuhe, Ermelringe, Büchsel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horn-

gefäß, Waschgeschirr, Kandel, Schreinerl, Panier u. s. w. zu einem Gedächtnis, und daß wir es in einer gemeinen Rede begreifen: ein Leib mag von dem andern wohl empfangen alles, das zu dem Leib zu zieren gehört und klein ist; oder wobei ein Leib des andern mag gedenken, das mag eines von dem andern wohl empfangen, glimpflich ohne Schande, und doch, daß darin keine Geizigkeit geschehe. Doch so wollen wir, daß alle Minne-Ritter lehren: will ein Lieb von dem andern ein Fingerlein empfangen und tragen, so soll es an der tenken (linken) Hand, an dem minnsten (mindesten, kleinsten) Finger tragen, und den Stein des Fingerleins allweg innwärts verborgen tragen und kehren. Das ist darum, daß die tenke (linke) Hand selten unziemliche oder unfügliche Dinge thut berühren, und darum, daß man sagt, daß in dem minnsten Finger der Tod und das Leben des Menschen sei; und desgleichen ist jegliches Lieb dem andern schuldig und pflichtig, daß er sein Lieb unbetrübt und unversehrt lasse; oder ob die Lieb' einander mit Briefen sehen und trösten wolle, ihre Namen sollen darinn nicht sein; und desgleichen was Geschicht und Klage vor die Frauen zu Recht kömmt, da soll Jedwedes Name verschwiegen bleiben, sondern man soll es in einer Gemein darlegen und die gesandten Briefe sollen nicht mit bekannten Sigillen verpettschaftet werden, sondern mit geheimen Sigillen, die niemand, denn sie zwei erkennen und die Boten; also bleibt die Liebe allweg unversehrt."

Solcher Beispiele giebt es nun, auch außer diesen Aussprüchen der Minnegerichte, eine nicht unbedeutende

Menge; die französischen Werke enthalten sie in großer Anzahl. Die Dichter des alten Frankreichs, die Troubadours, nahmen solche Streitfragen der Rechtswissenschaft der Liebe, wie man sie nennen möchte, auch in ihre Dichtungen mit auf und gaben ihnen den Namen Jeux-Partis. In ihnen trägt der Dichter eine Meinung vor, eine zweite Person tritt mit einer andern dagegen auf, die Frage wird durch einige Verssätze gut oder schlecht verhandelt, dann kommt eine dritte Person und thut den Ausspruch, oder man betrachtet die Sache als durch den entschieden, der das letzte Wort führt. Einige dieser Jeux-Partis, besonders die aus den jüngern Zeiten, verrathen die größte Unsittlichkeit, andere dagegen bezeichnen wieder eine Reinheit der Liebe, die bis zur höchsten Schwärmerei gesteigert ist. Es wird nicht am unrechten Ort seyn, hier ein Beispiel in ein paar solchen Fragen aufzustellen: „Was wäre euch lieber, daß eure Liebste stürbe, oder einen andern heiratete?" — „Dieser rühmt sich nicht empfangener Gunstbezeugungen, jener macht die erhaltenen bekannt — wer von beiden verdient mehr Tadel?" — „Wenn ihr mit eurem Liebchen eine nächtliche Zusammenkunft hättet, würdet ihr lieber bei eurem Eintritt mich von ihr, oder bei eurem Weggehen mich zu ihr gehen sehen?" — Und dieser Fragen nun giebt es noch viele, gegen welche die angeführten noch unschuldig zu nennen sind.

Wenn es auch in Deutschland keine Liebeshöfe gab, so sind doch manche solcher Fragen von den Dichtern untersucht und behandelt worden, indessen nie mit solcher Ausdehnung, wie in Frankreich; nie ward in Deutschland

das ganze Verhältniß so auf die Spitze gestellt, wie dort, und nie wurde wahre Liebe und eine rohe Sinnlichkeit so schroff sich berührend gegen einander gesetzt; wenigstens findet sich davon in den auf uns gekommenen Werken des Mittelalters keine Spur. Eine größere Tüchtigkeit, eine reinere Gesinnung bewahrte die Deutschen davor, wenn es anderer Seits auch wieder nicht an einer größern Derbheit fehlte, die zu rohern Thaten hinriß. Diese Rohheit war wenigstens besser, als die schleichende alles vergiftende Trüglichkeit, welche in Frankreich nur zu bald die Oberhand gewann, die sich in eben solchem und in noch ärgerem Schmuze der Sinnlichkeit gefiel, nur feiner ihre Wege verdeckte. Darum fehlt in den deutschen Dichtungen die fein giftige Mitte, welche sich in den französischen Dichtungen findet, eine hohe, geistige Liebe steht starr und entfernt von einer plumpen Sinnlichkeit und ist einer handgreiflichen Zotenhaftigkeit entgegengesetzt, die leider Statt findet, aber von der sich der bessere Sinn gleich erröthend abwendet.

Siebente Abtheilung.

Gelübde der Ritter, verbunden mit ihrer Gottesfurcht und Liebe oder aus einzelnen Beweisen ihrer Tapferkeit entspringend.

In einem Zeitalter, in dem alle Gefühle so sehr gespannt, so hoch gesteigert waren, ist es nicht zu verwundern, wenn man sieht, zu welchen abenteuerlichen, ja verderblichen Unternehmungen sich die Ritter anheischig machten; indem sie die Ausführung derselben durch heilige Eide unverbrüchlich versprachen, oder durch ihr bloßes Wort und Verheißen bekräftigten, das ihnen gleich heilig als ein Eid war.

Wir müssen hier auf den ganzen Stand der religiösen und wissenschaftlichen Bildung, sowohl der Geistlichen jener Zeit als auch der Weltlichen, einen kurzen Blick werfen. Die einfachen Fertigkeiten des Lesens und Schreibens, die in unserer Zeit jeder, wenn er auch des niedrigsten Standes ist, sich zu erwerben sucht, waren damals nicht weit verbreitet, im Gegentheil gehörten sie nur zur wissenschaftlichen Ausbildung einiger wenigen. So mußte Ulrich von Lichtenstein oftmals tagelang warten, ehe er erfuhr, was ein Brief oder ein Büchlein enthielt; denn es heißt S. 33 seines Frauendienstes: „Mein Schreiber war nicht bei mir, der mir meine heimlichen Briefe laß und mir auch die meinigen schrieb, davon blieb das

Büchlein zehn Tage ungelesen. Nach der Zeit kam mein Schreiber, ich nahm ihn in ein heimliches Zimmer und bat ihn lesen, was da geschrieben stand." Daß dagegen wieder auch viel Bildung bei einzelnen hohen Personen herrschte, ja daß selbst Frauen ein gelehrtes Wissen sich zu verschaffen suchten, das weiset uns die Geschichte schon in einer Zeit nach, die kurz der Entwickelung des eigentlichen Ritterwesens vorangeht, indem im zehnten und elften Jahrhundert es Frauen, und unter ihnen gar Kaiserinnen gab, die eine völlig gelehrte Bildung ihrer Zeit empfangen hatten; und so werden wir wohl zu dem Schluß berechtiget, daß hie und da auch gleiches Streben noch in der Ritterzeit, wo eine so große geistige und leibliche Thätigkeit und Lebendigkeit herrschte, waltete. Daß die Frauen des Lesens und Schreibens kundiger seyn mochten, als die Männer, ist gewiß; denn Ulrichs Geliebte, um nur ein Beispiel anzuführen, liest die Briefe, welche sie von ihm bekommt, sogleich und beantwortet sie auch; und wirklich blieb auch den Frauen im stillen häuslichen Leben überaus viel Zeit, um sich in diesen Kenntnissen mehr auszubilden, indem bei den Männern die kriegerischen und Kampf-Uebungen den größten Theil ihres Lebens einnahmen, und die damit unzertrennliche Ermüdung des Leibes ihnen, nach Vollendung der Uebungen, um so mehr alle Lust mit andern ernsten Beschäftigungen raubte. Wenn also zumeist bei den Männern, die nicht Geistliche waren, die ersten Bedingungen einer wissenschaftlichen Bildung, Lesen und Schreiben, fehlten, war es natürlich, daß eine tiefere Entfaltung der geistigen Kräfte ganz mangelte.

Indem aber dagegen wieder das ganze Leben bedeutend auf die Einbildungskraft wirkte, ja alle Triebfedern der ganzen Zeit in die erregte Einbildungskraft ihre Wurzeln senkten, so ist es nicht zu verwundern, daß sich so viele anmuthige, wahre Natur-Dichter unter den nicht weiter gelehrt und wissenschaftlich ausgebildeten Rittern fanden, daß so liebliche Gesänge von ihnen ertönten, die sie in treuem Gedächtniß bewahrten, bis ihre Schreiber sie in das Pergament eintrugen, oder sie selbst dieseben ihren Geliebten und Hausgenossen sangen. Aber damit konnte eine große Geisteseinfalt, ein bedeutendes mährchenhaftes Helldunkel über dies eigentliche Ziel geistiger Bestrebungen gut bestehen, und so konnte der mannhafte Ritter wohl in einem kindlichen Dunkel, rücksichtlich höherer Bildung, wandeln.

Wollen wir nun Sinn und Ziel der Gelübde damaliger Zeit begreifen, so ist es auch noch nothwendig, wenige Blicke auf die religiöse Denkungsart jener Tage und auf die gottesdienstlichen Uebungen der Ritter zu werfen *). Ob die Gottesfurcht der Ritter eine wahre und innige, oder ob sie bloß eine mehr äußere gewesen sey, wie manche Schriftsteller gemeint haben, das möchte doch jetzt zu entscheiden sehr schwierig erscheinen. Der Unterricht der Geistlichen mag oft lau und gering gewesen seyn; aber ist der auch immer wohl die Hauptsache? Ein freudig Gott

*) Was hier im vorigen und diesem Satze nur kurz angedeutet ward, ist bestimmt, in der Folge, wenn einzelne Quellen noch tiefer haben untersucht werden können, eigene Ausführung zu finden. Man erlaube mir daher hier nur eine Andeutung.

vertrauendes Leben und Wandeln ist ein oft mehr belehrendes Beispiel, als lange und erbauliche Reden anderer Seits, die mit dem Leben des Sprechenden nicht im Einklang stehen und oft mehr eine angenommene Form, als eine aus den Tiefen des Gemüths kommende Ueberzeugung sind. Was auf das Aeußere lebhaft wirkte, mußte bei solchen sinnlich thätigen Menschen auch gar leicht eine innere Wirkung hervorbringen, und die fromme Ausübung der Religion mit der versammelten Gemeinde wird wohl bei den meisten, mehr noch als in unsern Tagen, ihre Wirkung nicht verfehlt haben; denn es gab in jener Zeit nur zu viel Lagen des Lebens, wie in der unsern noch fortdauernd, in denen Stimmungen bewirkt wurden, die wohl aufforderten, einen Blick vom Aeußern ins Innere zu thun. Gewisse tägliche gottesdienstliche Uebungen mußte der Ritter vollbringen; das legten ihm schon die Gesetze der Ritterschaft auf, die er, wie wir gesehen, bei Erlangung der Ritterwürde beschwören mußte, und dazu gehörte besonders die Vorschrift: täglich die Messe zu hören. Es mag wohl nicht an solchen Rittern gefehlt haben, die glaubten, wenn sie die Messe gehört, hätten sie sich mit Gott abgefunden, um nun vieles zu begehen, was weder vor göttlichen noch menschlichen Gesetzen bestehen konnte, und gegen Menschlichkeit, Redlichkeit und Reinheit der Sitten verstieß. Solcher Beispiele mag es mehre gegeben haben; denn auch das Beste und Tüchtigste kann verzerrt werden, und neben das Tiefe und Tüchtige stellt sich im Leben nur zu leicht das Hohle, Nichtige und Böse hin. Bei dem großen Einflusse indessen, welchen damals

die Geistlichkeit auf das ganze Leben hatte, gab es immer wieder andere Mittel, um von solchen Lastern auf einen bessern Weg wo möglich zurückzuführen: eine Pilgerfahrt nach einem heiligen Orte, wenn die Sünde schwer zu sühnen war, nach Rom oder nach dem gelobten Lande, ein Feldzug wider die Ungläubigen — diese Werke hielt man für geeignet, große Sünden, ja selbst Verbrechen zu sühnen. Bei den oft ungeheuren Beschwerlichkeiten, denen die Ritter sich dabei unterziehen mußten, mag es wohl nicht an Augenblicken gefehlt haben, in denen die Büßenden von dem Aeußerlichen sich zu dem Innern und wahrhaft wieder zu Gott wendeten. Ehe ein ernstlicher Kampf unternommen ward, beichteten dle Ritter und hörten Messe. Die Turniere wurden gemeinhin im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau verkündiget; und daß sie sich beim Beginn dieses Spieles selbst, ehe sie in die Schranken ritten und ehe sie ein Lanzenrennen begannen, mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet haben mögen, wenn auch nur dies damals wie jetzt, zu einer Angewöhnung und gelernten Form geworden, ist gewiß.

Damit nun die Ritter ihren Unternehmungen einen sichern Erfolg verschaffen möchten, so lag es ganz im Geiste jener Zeit, daß sie sich durch ein Gelübde verbanden, irgend etwas zu erfüllen, sobald ihr Unternehmen so gelingen würde, als sie es wünschten. Diese Gelübde, die wir hier kurz betrachten wollen, könnte man dreifach eintheilen, in: Gelübde der Religion, der Ehre und der Liebe.

Zu den Gelübden der Religion bereiteten sie sich oft

durch Kasteiungen, durch die Beichte und durch andere gottesdienstliche Handlungen vor, und darauf sprachen sie dann, knieend, die Hand auf die Bibel gelegt, die Worte des Gelübdes aus, zu dem sie sich verbindlich machen wollten. Diese Gelübde bestanden darin, daß die Ritter z. B. versprachen, gewisse heilige Orte, von deren Schutzheiligen sie sich besonders viel Hülfe versprachen, zu besuchen; ihre eigenen Waffen oder die Waffen ihrer überwundenen Feinde in Kirchen oder Klöster niederzulegen; an gewissen Tagen zu fasten; u. dgl. Oder sie machten sich auch anheischig: wenn sie einen festen Platz glücklich vertheidigt, eine Festung eingenommen, oder das Feld vor dem Feinde behauptet haben würden, gewisse Bußübungen zu verrichten. Hierzu bieten die Rittergeschichten alter Zeit, sowohl die Dichtungen als die wahren Erzählungen von dem Leben einzelner Ritter, überaus viel Belege dar, nur ist es meistentheils sehr schwierig, die Gelübde der Religiosität von denen der Ehre zu trennen. Aus dem Leben des Bertrand du Guesclin, eines berühmten französischen Ritters, wird ein Beispiel genügen: Ehe sich Bertrand auf die Reise zu einem Kampfe begab, zu dem ihn ein Engländer durch eine Ausforderung geladen hatte, hörte er vorher die Messe, und als er bei dieser zum Opfer kam, gelobte er Gott seinen Leib und seine Waffen, die er wider die Ungläubigen zu gebrauchen versprach, wenn er in diesem Kampfe siegen würde.

Die gewöhnlichsten Gelübde waren bei den Rittern die der Ehre, und diese traten gemeiniglich bei geringern Veranlassungen und Unternehmungen ein. Sie wurden

meistentheils durch das bloße Wort, durch den Handschlag, durch ein gegebenes Zeichen der Rüstung, besiegelt. Als ein solches Gelübde der Ehre kann man auch die Hinwerfung des Handschuhes, wodurch die Ankündigung des Kampfes bezeichnet ward, ansehen. Denn dieser Handschuh enthielt die feierliche Betheurung, daß man sich seinem Feinde stellen würde, und war zu gleicher Zeit ein Pfand, welches der Ausforderer seinem Gegner hingab, und das er auszulösen sich dadurch anheischig machte, es mochte nun so viel Nachtheil, ja Unglück, als nur wollte, ihm daraus entstehen. Als solche Ehrengelübde kann man auch mehre annehmen, die zwischen diesen streng als Ehrengelübde zu betrachtenden, und denen der Religion mitten inne zu schweben scheinen. Dahin gehört das heilig gegebene und beschworene Versprechen des Bertrand du Guesclin, als er der Festung Montcontur gegenüber stand, welche vor ihm schon lange von Clisson belagert worden war, ohne daß es gelingen wollte, sie einzunehmen. Bertrand gelobte, als er den Oberbefehl über das Belagerungsheer annahm: er wolle nicht eher Fleisch essen, nicht eher seine Rüstung ablegen, bis er den Platz würde eingenommen haben. Ein andermal that er das Gelübde, nach dem Abendessen, welches er eben genießen wollte, keinen Bissen mehr zu sich zu nehmen, bis er sich mit den Engländern würde geschlagen haben. Eben so erzählt Froissard, in dem 29sten Hauptstücke, von den Gesandten, welche der König von England nach Valenciennes schickte, um das Bündniß genehmigen zu lassen, welches der Graf von Hennegau ihm im Reiche verschafft hatte: sie erschie-

nen daselbst mit der größten Pracht, in Begleitung einer großen Anzahl Ritter. Und es waren unter ihnen einige junge Ritter, deren jeder ein mit Tuch bedecktes Auge hatte, so daß sie nicht sehen konnten; man sagt, daß diese den Frauen ihres Landes gelobt hätten, nie anders, als mit Einem Auge zu sehen, bis sie in dem Königreich Frankreich in eigener Person einige Heldenthaten würden verrichtet haben. Hiermit ist auch das weiter unten erwähnte Reihergelübde zu vergleichen.

Manche dieser Gelübde hatten bisweilen einen lächerlichen Anstrich, so ernstlich sie auch gemeint waren. So mußte sich z. B. Bertrand du Guesclin, kurz nach dem bei den Gelübden der Religiosität erwähnten Kampfe, wieder einem Zweikampf mit einem andern Engländer unterziehen, der, indem er sein Streitzeichen hinwarf, geschworen hatte, nicht eher in einem Bette zu schlafen, als bis er diesen Kampf würde ausgeführt haben. Du Guesclin hob sogleich schnell das Streitzeichen auf und gelobte, seinen Gegner noch überbietend und den Kampf aus unbestimmterer Ferne ganz nahe rückend, daß er nur drei Weinsuppen im Namen der heiligen Dreieinigkeit essen wolle, bis er sich mit ihm würde geschlagen haben.

Am zahlreichsten waren die Gelübde der Liebe, die freilich immer durch die Tapferkeit gelöst werden mußten, und so also auch als Ehrengelübde in gewisser Hinsicht zu betrachten sind, wie ja bei allem in damaliger Zeit stets die Ehre im Hintergrunde stand. In diesen Gelübden, bei welchen die Liebe als das Vorherrschende anzusehen war, fand die größte Abwechselung Statt, und sie wurden

auf die verschiedensten Arten ausgesprochen und gelöset. Einige Beispiele mögen hier genügen. In der schon einigemal in früheren Abtheilungen angeführten Erzählung, welche: die Frauen-Treue, von dem altdeutschen Dichter betitelt ward (Koloczaer Codex I. 277 ff.), verliebt sich ein fahrender Ritter in die Frau des Bürgers einer Stadt, durch welche er reiset und in der er darauf verbleibt. Doch halfen ihm seine Bewerbungen nichts, die ihrem Manne getreue Frau wollte ihn nicht erhören, und um ihr nun ein bedeutendes Zeichen seiner Liebe zu geben, that er das Gelübde und ließ es in der Stadt überall laut ausrufen, daß, sofern jemand gewilligt sey, ihn im Kampfe zu bestehen, und ihn zur Tiost gewaffnet empfangen wollte, so wolle auch er sich gegen ihn stellen, und zwar nicht in seiner Rüstung, sondern nur in einem seidenen Hemde. Natürlich schonten bei solcher Gelegenheit die Ritter ihren minder bewaffneten Gegner, denn keiner wollte ja so leicht dem andern einen nie zu vergütenden Schaden zufügen; sondern ein jeder wollte seine Stärke und Tapferkeit zeigen, ohne daß doch der Gegentheil, welcher ihm so viel Vorrechte einräumte, dabei mit seinem Willen mehr gefährdet wurde, als ihm der Zufall schon Gefahr bereiten konnte. Der Ritter in eben erwähntem Falle erfüllte auch sein Versprechen, aber leider kam ein Dummer gegen ihn, der ihn nicht schonte, sondern in seiner Thorheit heftig auf ihn antrieb und so mit dem Speer auf ihn stach, daß das Eisen im Leibe des Ritters abbrach und darin stecken blieb. Obgleich geheilt, verursachte diese

Wunde doch bald seinen Tod, wie bereits oben erzählt worden ist.

Man möchte noch eine andere Erzählung, die ein französischer Sänger aufbewahrt hat, hierher rechnen, die ein ähnliches gewagtes Abenteuer enthält, welches man auch wohl zu den Gelübden der Liebe rechnen könnte, wenn gleich es kein freiwilliges, sondern nur ein aufgedrungenes war. Ob hier eine wahre Geschichte oder eine Erdichtung zum Grunde liege, ist zweifelhaft; dem Geiste der Zeit nach, glaube ich wohl eine wahre Begebenheit als Grundlage annehmen zu können; wenn dies aber auch nicht wäre, so deutet diese Erzählung doch die ganze Bestrebung der Zeit so klar an, daß sie immer bezeichnend für diesen Zeitabschnitt ist. Die Erzählung heißt: des trois chevaliers et del chemise, von den drei Rittern und von dem Hemde. Sie steht in einer wörtlichen Uebersetzung in Klübers Uebersetzung des Werkes von Saint Palaye über das Ritterwesen III. S. 375: „Eine schöne Edelfrau hatte einen Ritter von gutem Herkommen geheiratet, dessen Schlos die Einkehr aller guten Ritter war, welche einen wohlhabenden Herrn an ihm fanden, der immer bereit war, seine Pracht sehen zu lassen. Zeichnete er sich nicht in der Ferne bei Turnieren aus, so glänzte er wenigstens in seinem Hause durch einen guten Tisch und durch reiche Geschenke, mit welchen er die überhäufte, die ihn besuchten, auch genos er die Achtung aller seiner Nachbarn." (Auch diese Züge sind für die damalige Zeit wichtig und bezeichnend.) „Ein Turnier war in dem Lande verkündigt worden, drei Ritter

kamen zu dem Herren, von denen zwei mächtig an Freunden und durch ihren Reichthum eben so sehr als durch ihre Tapferkeit berühmt waren, aber der dritte war nicht reich, doch von hoher Tapferkeit. Alle drei liebten die Frau des Herren, aber jeder hatte sie umsonst mit seinen Klagen beunruhiget, keiner von ihnen war weder erhört noch abgewiesen worden. Die Nähe des Turniers zwang sie zur Abreise. Sobald sie weg waren, ging die Frau zu ihrem Schranke und nahm ein Hemde heraus, welches sie ihrem vertrautesten Knappen gab, mit dem Befehl, dasselbe von ihrer Seite an den einen Ritter, den sie ihm nannte, zu bringen und ihm zu sagen: er solle augenblicklich zu dem Turnier abreisen, und wenn er zu ihrem Dienste leben und sterben wolle, so solle er dieses Hemde, statt des Panzers, anlegen; übrigens möge er zu seiner Rüstung nur seinen Helm, seine eisernen Beinschienen, sein Schwert und seinen Schild brauchen. Nähme der Ritter das Hemd und die Bedingung an, so solle der Knappe gleich wiederkehren, wenn nicht, so solle er es eben so heimlich dem zweiten, und wenn dieser es auch verschmähe, dem dritten (dies war der arme) anbieten. Der erste Ritter nimmt es gleich an und begiebt sich an den Platz des Turniers; aber als er es nun anlegen soll und das Getümmel sieht, wie die Rüstungen erdröhnen und die Speere an ihnen erkrachen, und er dagegen die leichte Umhüllung hält, welche für ihn bestimmt ist, da überwiegt die Muthlosigkeit die Liebe, er ruft dem Knappen, welcher klüglicherweise noch gewartet, und giebt ihm das Hemde zurück. Heimlich geht der Knappe darauf zum

zweiten Ritter, der will aber gleich sich aufs nichts einlassen, sondern weiset ihn zurück. Mit Entzücken nimmt der dritte es auf, er legt es sogleich an, schnürt seine Stiefel, gürtet sein Schwert um, ergreift seinen Schild, springt zu Pferde und setzt den Helm auf das Haupt. Auf allen Seiten kommt es zum Handgemenge, allenthalben sieht man nichts als zerschnittene Schilde, zerbrochene Harnische und zerquetschte Helme. Die Stiefeln des furchtlosen Ritters waren aufgeschnitten und in Stücken zerrissen; sein Leib war mit Wunden bedeckt, aber sein Herz unterstützte ihn und erhob ihn über alle Furcht, er empfand nichts von den Stößen, die er erhalten hatte. Das Hemde ward überall von den Schlägen zerrissen, und seine vielen Verwundungen überdeckten über und über dasselbe mit seinem Blute. So kämpfte er ohne Unterlaß, bis die Zeit herbeikam, wo die Ritter aus den Schranken ritten, da das Turnier geendet. Der Preis ward ihm zuerkannt, alle wollen ihn in seine Wohnung begleiten; der Knappe, welcher ihm das Hemde gebracht, sorgt für ihn, der nur begehrt, man solle für das Hemde, das ihm als Panzer gedient, bedacht sein, da er es um alles in der Welt nicht verlieren möchte. Hoch erfreut und zugleich betrübt, daß ihr Ritter so sehr verwundet, ist die Frau, welche ihm das Hemde gesendet. Ihr Gemal aber veranstaltet große Feste, und unermeßlich war die Pracht, die dabei herrschte, gros die Anzahl der Kleidungen, welche ausgetheilt wurden, der Ueberflus der herrlichen Speisen. Die Frau des Hauses selbst bediente die Gäste, indem ihr eine große Anzahl von Fräuleinen in gleicher

Beschäftigung folgte. Der hart verwundete Ritter hört, daß die Geliebte, für die er so viel unternommen, fortfahre die Gäste zu bedienen, um das Fest zu verherrlichen. Er schickt ihr daher das Hemde durch seinen Knappen zurück und beschwört sie, dasselbe umzuhangen, aus Liebe zu ihm es nicht abzulegen, und sogar solches über allen ihren andern Putz anzuziehen, bis sie ihren Dienst ganz würde verrichtet haben; wobei er ihr versichern läßt, daß dieses unter allen die größte Gefälligkeit für ihn sein würde. Der Knappe nimmt das Hemde und bringt es ihr, sie ergreift es mit ihrer Hand, so blutig es auch ist. Eben deswegen, sagt sie, weil es mit dem Blute meines treuen Freundes überzogen ist, betrachte ich dasselbe als einen biedern Putz. Weder feines Gold noch Edelgesteine können mir so werth sein, als das Blut, womit es gefärbt ist. Sie versprach dasselbe umzuhangen, so lange sie Essen und Trinken austheilen werde, um dem Befehl ihres geliebten Freundes zu folgen. Nachdem sie hierauf dieses kostbare Gewand zärtlich geküßt hatte, legte sie dasselbe auf ihre Schultern. Nicht geringes Aufsehen und Sprechen erregte diese That; denn jedermann wußte, daß es nicht ihr Mann sein konnte, dem zu Ehren sie das im Kampfe blutig gewordene Hemde trug, weil dieser sich nicht mit den Waffen beschäftigte." Den Schluß der Erzählung macht der Dichter so, daß er sich an die von uns zu Ende der vorigen Abtheilung berührten Minnegerichte und Minneaussprüche anschließt, und das Ganze also nur als ein Liebesrechtsstreit zu betrachten ist, der zur Entscheidung vorgelegt wird, so daß diese Erzählung Rittermuth,

Gelübde, Frauen = Gunst und Minnegerichtsspruch in sich vereinigt. Der Dichter sagt nämlich: „Nun bitte ich Jakob von Passiu, die Ritter und das Frauenzimmer, Frauen und Fräulein, und die ganze Rittergesellschaft, ein unpartheiisches Urtheil zu fällen, nämlich: welcher von beiden mehr Muth gezeigt hat, ob der, welcher aus Liebe zu seiner Geliebten sein Leben den größten Gefahren aussetzt? oder die, welche die Furcht überwindet, den schmählichsten Tadel zu leiden, diesen für nichts achtet, in Vergleichung mit der Beschwerde, ihm zu misfallen oder ihn zu erzürnen, und keinen Anstand nahm, zu seiner Ehre sich mit dem Hemde zu putzen, welches ihr so viel Misvergnügen zuziehen mußte?"

Ein eben so seltsames als auch unverbrüchliches Gelübde war das des Pfauen oder des Fasans in Frankreich. Wie hoch Pfauenfedern als Schmuck geachtet wurden, haben wir in der Abtheilung von den Kleidungsstücken gesehen; wie wichtig der Pfau als Gericht war, wie mühsam seine Zerlegung war und wie kunstreich diese seyn mußte, wurde bereits in der Abtheilung von den Gastmahlen und Feierlichkeiten erwähnt. Hieraus erhellte schon die Bedeutsamkeit des Pfauen, mit dem der Fasan gleichbedeutend erachtet ward. Beide Vögel wurden daher auch gebraucht, um auf ihnen feierliche Gelübde abzulegen. An dem Tage nun, an dem man seine Verbindlichkeit feierlich erklären wollte, ward ein Pfau, der zuweilen gebraten, allemal aber mit seinen schönsten Federn geschmückt war, auf einer großen goldenen oder silbernen Schüssel, von einem Frauenzimmer mitten in die zahlreiche Ver=

sammlung der zusammenberufenen Ritter getragen. Jedem von ihnen ward derselbe dargebracht, und jeder that sein Gelübde über dem Vogel. Hierauf trug man solchen zurück auf einen Tisch, wo man allen, die zugegen waren, davon vorlegte. Der Vorschneider mußte seine Geschicklichkeit, wie bereits früher bemerkt, darin zeigen, daß alle davon zu essen erhielten.

Am deutlichsten geht die Art und Weise dieses Pfauengelübdes aus der Beschreibung eines solchen hervor, wie es an dem Hofe des Herzogs von Burgund, Philipps des Gutmüthigen, zu Lille im Jahre 1453 gehalten ward. Man rüstete sich nämlich dazumal zu einem Kreuzzuge wider die Türken, welche kurz vorher die Eroberung des griechischen Kaiserthums durch die Einnahme von Konstantinopel vollendet hatten. Wohl bedurfte es daher der Gelübde vieler, um ein solches Unternehmen auszuführen. Während dessen, daß man die nöthigen Zubereitungen machte, und die zusammenberufenen Ritter nach und nach ankamen, wurden die Rittergäste von den anwesenden Großen mit verschiedenen Lustbarkeiten unterhalten. Bei der letzten, die der Herzog von Kleve angestellt hatte, ward das Fest seines Oheims, des Herzogs von Burgund, welches der Gewohnheit gemäß, achtzehn Tage darauf gehalten werden mußte, angekündigt. Eine Frau stieg auf einer kleinen, besonders hiezu verfertigten Treppe auf die Tafel, wo der Herzog von Burgund seinen Platz genommen hatte, kniete vor ihm nieder und setzte diesem Fürsten einen Blumenkranz auf das Haupt. Diese erste Feierlichkeit war die Ankündigung der erhabenen, gottes-

fürchtigen und ritterlichen Geheimnisse, die bei dem Gastmahl, wo der Herzog von Burgund seinen ganzen Hof und den ganzen Adel seiner Staaten versammlete, offenbart werden sollten.

Der Tag dieses feierlichen Gastmahls kam heran. Wenn die Pracht des Fürsten schon Bewunderung verdiente, wegen der Menge und des Ueberflusses in der Bewirthung der Rittergäste, so zeigte sich solche noch mehr in den, damals unter dem Namen der Zwischenspiele, bekannten Schauspielen, die das Fest lustiger und feierlicher machten. Es erschienen im Saale mannichfaltige Verzierungen, Maschinen, außerordentliche Menschen- und Thiergestalten, Bäume, Berge, Flüsse, ein Meer und Schiffe. Alle diese Gegenstände, untermischt mit lebendigen Personen, Vögeln und andern Thieren, waren in dem Saale oder auf der Tafel in Bewegung, und stellten Handlungen vor, die ihre Beziehung auf das Vorhaben des Herzogs hatten. Plötzlich trat ein Riese in den Saal, bewaffnet wie ein Sarazene aus Granada, und in alterthümlicher Kleidung. Er führte einen Elephanten, der ein Schloß trug. In diesem saß eine abgehärmte Frau, die in lange Trauerkleider, wie eine Klosterfrau oder Betschwester, eingehüllt war. Als sie sich im Saale mitten unter der Gesellschaft erblickte, sagte sie einige Reime her, worin sie dem Riesen befahl, stille zu halten. Dieser setzte jedoch, indem er sie mit starrem Blick ansah, seinen Gang fort, bis er zur Tafel des Herzogs gekommen war. Jetzt eröffnete die gefangene Frau, welche die Religion vorstellen sollte, eine lange Klage in Versen über das harte

Schicksal, welches sie unter den unbarmherzigen Händen der Ungläubigen ertragen müsse. Sie beklagte sich über die Langsamkeit derer, die ihr Hülfe schaffen und sie befreien sollten. Auf diese Jammererscheinung folgte der Wappenkönig des Ordens vom goldenen Ließ, mit einer langen Reihe von Wappenoffizieren, die vorausgingen. Auf seiner Faust trug er einen lebendigen Fasan, der mit einem goldenen, mit Edelsteinen und Perlen besetzten Halsbande geschmückt war. So trat er vor den Herzog von Burgund und stellte demselben zwei Frauenzimmer vor, wovon die eine, Yolande, eine natürliche Tochter dieses Fürsten, und die andere, Isabelle von Neufchatel, eine Tochter des Herrn von Montaigu, war. Jede von ihnen ward von einem Ritter des goldenen Ließes begleitet. Zugleich überreichte der Wappenkönig dem Herzoge den Vogel, im Namen der beiden genannten Frauen, die sich dem Schutz ihres Herrschers empfahlen, um sich den alten Gewohnheiten gemäß zu betragen, nach welchen man bei großen Festen und in vornehmen Gesellschaften den Fürsten, Herren und Edelleuten einen Pfau oder einen andern edeln Vogel überreicht, damit sie Gelübde zum Nutzen der Frauen, die sich ihren Beistand erflehen, thun mögen. Nachdem der Herzog das Begehren des Wappenkönigs aufmerksam angehört hatte, gab er ihm einen Zettel, der laut vorgelesen ward, und der mit folgenden Worten anfing: ich gelobe Gott, meinem Schöpfer, vor allen andern, und der glorreichen Jungfrau, seiner Mutter, und hernach den Frauen und dem Fasan u. s. w. Das Uebrige waren Betheurungen, die Ungläubigen mit Krieg zu überziehen,

zu Beschützung der unterdrückten Kirche. Die Frauen und ihr Gefolge begaben sich darauf wieder zurück, nachdem sie vorher alle die sinnbildlichen Rollen, welche diese Personen spielten, und das Schloß, das sie für das Schloß des Glaubens ausgaben, erklärt hatten. Das Gelübde des Herzogs war das Zeichen, auf welches sein ganzer Hof andere, bis ins Unendliche veränderte Gelübde that. Jeder bestrebte sich, seinen Muth wider die Türken durch eine seltene und sonderbare That auszuzeichnen, entweder für sich allein oder in Gesellschaft mit einem andern Ritter, der das Nämliche gelobte. Alle legten sich willkürliche Bußwerke auf und schwuren, solches bis zur gänzlichen Erfüllung ihres Gelübdes fortzusetzen. Einige durften z. B. in keinem Bette schlafen, andere bei dem Essen sich keines Tischtuches bedienen; manche mußten sich an gewissen Tagen in der Woche des Fleisches und Weins enthalten; andere durften nie ein bestimmtes Stück ihrer Rüstung führen, oder sie mußten es Tag und Nacht tragen; noch andere versprachen, sich in haarene Tücher und andere grobe Zeuge zu kleiden. Den Beschluß der Gelübde machte ein neues Schauspiel. Eine Frau, die weiß wie eine Klosterfrau gekleidet war und auf ihrer Schulter eine Rolle trug, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Grâce - Dieu, dankte der Gesellschaft und stellte derselben 12 Frauen vor, die von eben so viel Rittern geführt wurden. Diese Frauen sollten verschiedene Tugenden bedeuten, und jede derselben mußte ihren Namen auf einen Zettel geschrieben tragen. Sie sollten auf der Reise Gesellschaft leisten, damit solche glücklich von

statten gehen möge. Sie traten in einer Reihe auf und überreichten alle, eine nach der andern, ihre Namenzettel der Frau, welche Grâce - Dieu benannt war, solche ablas und jedesmal einen Gesang von acht Versen dabei hersagte. Die Namen derselben gehören wohl hierher, da aus denselben erhellet, welche Tugenden man zu einem wahren und vollkommenen Ritter erforderte. Sie waren: Treue, Menschenliebe, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung und Tapferkeit. Zuletzt fingen alle an in ihrer Verkleidung zu tanzen, um das Fest auf eine lustige Art zu feiern, und ein Schmaus endete es wieder.

Eine zweite merkwürdige Erzählung von einem Gelübde, das Reihergelübde genannt, liefert uns ebenfalls eine französische Dichtung, die im Jahre 1338 verfertigt worden ist. Sie möge auch hier im Auszuge eine Stelle finden, um diese ganze Art, Gelübde abzulegen, auf das bestimmteste darzulegen. — Im Frühling 1338 hielt König Eduard III., König von England, ein feierliches Hoflager, mitten unter allen seinen Baronen sitzend; er sah zerstreut und träumend aus, sein Haupt war auf die Brust gesenkt, aber die Gedanken, welche seinen Geist beschäftigten, waren nur Gedanken der Liebe.

Um gleiche Zeit wollte Robert von Artois, welcher aus Frankreich verbannt war und sich nach London geflüchtet hatte, die Ergötzung der Jagd genießen. Sein Vogel, den er auf der Faust hielt, bemerkte in der Luft einen Reiher; alsbald erhebt er sich, ergreift seine Beute und bringt sie seinem Herrn. Robert erröthet vor Aerger

über einen so schlechten Fang. Nachdem er einen Augenblick darüber nachgedacht hat, faßt er den Vorsatz, solchen zu der Rache zu gebrauchen, die er sich vorgenommen hatte. Er wickelt den Reiher aus den Klauen seines Vogels los und übergiebt ihn dem Küchenbeamten, um ihn rupfen und braten zu lassen. Nachdem er ihn alsdann zwischen zwei silberne Schüsseln gelegt, trägt er ihn mit großem Pomp in den Palast; ihm folgen zwei Geigenspieler, ein Zitterspieler und zwei artige Fräulein, welche ihre Stimme mit den Tönen der Saiten vereinigten. Als er mit diesem Gefolge in den Saal trat, sagte er: „Oeffnet die Schranken und laßt die braven Ritter einziehen, welche die Liebe hier versammelt!" Er wendete sich darauf zu den Rittern selbst mit folgenden Worten: „ich komme, um sie einzuladen, daß sie über diesem Reiher Gelübde thun mögen, die ihrer Tapferkeit würdig sind. Es ist dies das schlechteste, wie sie wissen, und das furchtsamste unter allen Thieren, denn es fürchtet sich vor seinem Schatten. Auch ist derjenige der feigste unter allen Menschen, dem ich dasselbe anbieten werde." Hierauf wendet sich der Graf gegen Eduard und bietet ihm den Reiher, als einen Beweis seiner Gleichgültigkeit gegen eine Krone dar, die er auf eine feige Art der Willkür seines Nebenbuhlers überlasse. Durch diesen Vorwurf getroffen, knirscht der Prinz vor Wuth mit den Zähnen, er erklärt feierlich, daß das Jahr nicht verfließen solle, ohne daß Philipp ihn mit Feuer und Schwert auf dem Gebiete Frankreichs erblicken werde, um sich wegen der Schmach zu rächen, die man ihm angethan, sollten ihm auch die

Franzosen ein zehnmal zahlreicheres Heer, als das seinige, entgegensetzen.

Robert verbirgt seine Freude, lächelt boshaft und freut sich heimlich über diesen glücklichen Erfolg. Indem er sich hierauf beklagt, daß er von Philipp von Frankreich nach so vielen Dienstleistungen so unwürdig behandelt worden sey, verspricht er, mit bewaffneter Hand sich auf das französische Gebiet zu begeben und sich hier wegen der Beleidigungen und des Unrechts, das er erlitten hat, Recht zu schaffen. Er nimmt seine beiden silbernen Schüsseln, und seine Tonkünstler folgen ihm. Diese begleiten mit dem Klang ihrer Tonwerkzeuge die beiden Fräulein, welche ein Lied sangen, das so anfing: ich sehe in das Grün; denn die Liebe lehrt mich dies u. s. w. Er geht durch den Saal und wendet sich an den Grafen von Salisbery, welcher in die Tochter des Grafen von Erby sterblich verliebt war und neben ihr saß. Er ladet denselben, als den Tapfersten und Verliebtesten in der Gesellschaft, ein, den Uebrigen dadurch ein Beispiel zu geben, daß er ein Gelübd' über dem Reiher thue. „Gerne — antwortete Salisbery — wenn die Jungfrau Maria in Person hier gegenwärtig wäre, wenn sie einwilligte, ihre Göttlichkeit abzulegen, um derjenigen, die ich liebe, den Preis der Schönheit streitig zu machen, so wüßte ich nicht, welcher von beiden ich den Vorzug einräumen sollte, und ich würde fürchten, eine für die andere zu nehmen. Wo könnte ich den stärksten Beweggrund finden, mich auf die höchste Stufe der Tapferkeit zu erheben, wenn dies nicht unter den Augen der Schönen wäre, deren Fesseln zu

tragen ich immer für rühmlich halten werde. Ungeduldig, die Erkenntlichkeit zu erhalten, die sie mir unbarmherzig verweigert, verlange ich heute eine einzige Gnade von ihr: daß sie mir einen Finger ihrer schönen Hand erlaube und solchen auf mein rechtes Auge so zu legen geruhe, daß dasselbe ganz davon bedeckt werde." Das Fräulein erlaubt ihm statt eines Fingers zwei und schließt ihm das Auge so gut, daß er nicht den mindesten Gebrauch davon machen kann. Sogleich schwört der Ritter: daß er dasselbe nicht eher öffnen wolle, als bis er das Gebiet von Frankreich betreten und, um Eduards Ansprüche zu rächen, Philipps Kriegesheer in einem ordentlichen Treffen geschlagen habe. (Dies Gelübde mögen ihm viele junge Ritter nachgethan haben, wenn wir damit vergleichen, was bereits oben aus Froissard erwähnt ward.) In der That erlaubte sich auch der Graf nicht, während der ganzen Zeit, als dieser Krieg dauerte, aus diesem Auge zu sehen. Das ganze Heer, welches Zeuge seiner Großthaten war, war es auch in Ansehung der Treue, mit welcher er sein Versprechen erfüllte.

Der Graf von Artois rief darauf die Tochter des edelmüthigen von Erby auf und ladete sie ein, an dem über dem Reiher zur Vertheidigung der Rechte des Königs von England geschehenen Gelübde Theil zu nehmen. Das edle Fräulein gelobte auf der Stelle, keinem Herrn, wer er auch sey, anzuhören, bevor nicht das Gelübde ihres Liebhabers erfüllt sey. „Alsdann, sagte sie, wenn er noch am Leben ist, mache ich ihm meine ganze Person, ohne Rückhalt, zum Geschenk." Bei diesem Worte fühlte

sich das Herz des liebenden Ritters, der vor Freude außer sich war, von neuem Muthe belebt.

Ungeduldig, seiner Rachsucht Genüge zu leisten, ergriff Robert abermals seinen Reiher und hielt ihn dem Ritter Gautier von Mauny vor. Um die Pflichten der Ehre zu erfüllen und sich der Helden, die ihm so schöne Beispiele gegeben, würdig zu zeigen, gelobt dieser tapfere Ritter der heiligen Jungfrau eine Stadt, die von Sümpfen eingeschlossen und durch gute Thore beschützt, und deren Vertheidiger seit langer Zeit Goddemars du Fay war, in Asche zu legen. Sie soll verheert und die Besatzung umgebracht werden. „Ich verlange — sagt er — gesund und wohl, ohne die mindeste Wunde davon zurückzukommen, und auch die rüstigen Krieger, die mit mir dahin gezogen sein werden, mit mir zurückzubringen. Uebrigens werfe ich mich in die Arme Gottes. Von ihm allein kann der Erfolg meiner Bemühungen kommen, um mein Versprechen zu erfüllen."

Robert ruft hierauf den Grafen von Erby zu sich und bittet ihn, gleich den Uebrigen, sein Gelübde zu sagen. Dieser nimmt das Wort: „Wenn der König von England, sagt er, uns auf das Gebiet von Frankreich über das Meer hinüber führt, werden wir jenen furchtbaren Grafen Ludwig von Flandern, denn so nennen ihn die Leute Philipps von Valois, erblicken, den unrechtmäßigen Besitzer des Titels: König von Frankreich, trotz der Rechte unsers Herrschers; wir werden ihn sehen, diesen schrecklichen Grafen von Flandern; denn ich gelobe: ihn allenthalben aufzusuchen und ihm nahe genug zu kommen, um ihm einen

Kampf anzubieten. Kann ich ihn hierzu nicht nöthigen, so will ich mich wenigstens dadurch rächen, daß ich das Land, in welchem er es wagen wird, sich blicken zu lassen, unter seinen Augen mit Feuer verheeren werde.

Robert wird von diesem neuen Schwur bezaubert; er verspricht sich, endlich am Ziele seines Unglücks zu seyn und die Befreiung seiner Familie zu erhalten. Alsbald erhebt er die beiden silbernen Schüsseln und trägt sie vor den Grafen von Suffort (wohl Suffolk gemeint), um denselben einzuladen, daß er nach Belieben ein Gelübde thun möge. Suffort schwört: wenn der König von England ihn auf das Gebiet von Frankreich bringt, den König von Böhmen, des Kaisers Sohn, allenthalben zu verfolgen, und wenn er ihn persönlich antreffen kann, mit der Lanze in der Faust, oder mit dem Degen in der Hand, wider ihn zu kämpfen; er will ihm die Stärke seines Armes fühlen lassen, ihn zu Boden stürzen, oder ihm sein Pferd, entweder mit seinem Willen oder mit Gewalt, abnehmen. Hierauf holt Johann von Laumont einen tiefen Seufzer. Diese Verunglimpfung eines Fürsten, der sein Verwandter ist und der so viele Staaten erobert, bringt ihn in Zorn. „Vergeblich haßt er mich — ruft er aus — noch fühle ich, daß ich ihn liebe, und ich werde ihn nie verlassen, so lange er meine Dienste nöthig haben wird. Suffort, wenn Ihr nicht auf Eure übertriebenen Entwürfe Verzicht thut, so verbinde ich mich, Euch gefangen zu nehmen; ja ich werde Euch in das Gefängniß des Königs von Böhmen einschließen, aus welchem keine Macht Euch befreien wird. Der Entschluß hiezu ist gefaßt,

ich werde ihn nicht ändern." Suffort fürchtet, daß man sich erzürnen möchte: „Laßt uns warten — sagt er — bis der Krieg, der den Weg der Ehre öffnet, uns erlaubt, unserm Muth freien Lauf zu lassen; jeder wird alsdann thun können, was ihm die Liebe zu dem Ruhm und den Frauen eingeben wird. Die Annäherung unter den Kämpfern wird stolz sein, aber der wichtigste Punkt besteht darin: zu wissen, was der Erfolg davon sein wird."

Der Graf von Artois läßt die hell klingenden Töne seiner Spielleute verdoppeln, und die Fräulein fangen an zu tanzen, um den Muth der Helden noch mehr anzufeuern. Robert ergreift hierauf den zwischen den Schüsseln eingeschlossenen Reiher, ruft den unerschrockenen Abenteurer Fauquemont und ladet ihn ein, über diesem Vogel zu schwören, daß er sich in dem Zwist der beiden Könige durch einen neuen Ruhm auszeichnen wolle. „Wozu soll ich mich verbindlich machen? — antwortet er — ich besitze nichts auf der Welt. Alles was ich thun kann, um Euch meine Ergebenheit zu bezeigen, um mich meiner Ehre getreu zu beweisen, besteht darin, daß ich verspreche und ich schwöre es, daß, wenn der König von England sich über das Meer begiebt, um durch Cambresis nach Frankreich zu gehen, man mich immer zuerst an der Spitze seines Vortrabes erblicken wird, wo ich den Feind angreifen und Verwüstung, Brand und Morden verbreiten will, ohne weder Kinder, noch Greise, noch Kirchen, noch Altäre zu verschonen." Bei diesen stolzen Drohworten gab ihm jeder um die Wette den Beifall zu erkennen,

welchen ein solcher Eifer für die Ehre seines Herrn verdiente.

Alsbald wurden die zwei Schüsseln aufgehoben, und die Fräulein singen mit lauter Stimme folgendes Lied an: Uns schmückt biedere Liebe, sie bezaubert uns u. s. w. Alle Blicke fielen auf den Oheim des alten Grafen von Hennegau, es war Johann von Baumont, berühmt durch seine Eroberungen. Robert fordert ihn auf, ebenfalls sein Gelübde über dem Reiher zu thun. Vielleicht ermüdet durch so viele Verheißungen, macht Johann der Versammlung im Ernste begreiflich, wie unnütz dergleichen übereilte Großsprecherei sey. Er ermahnt sie, ihre Kühnheit für den Zeitpunkt des Handelns aufzubewahren. „Nichts ist zu theuer in Gegenwart dieser schönen Frauen, denen wir uns bestreben zu gefallen. Ich will glauben, daß es unter Euch Oliviere und Rolande giebt, welche die Aquilane und Yaumonte zu Boden stürzen werden; aber erinnert Euch, daß diese Helden ihrerseits von andern Kriegern besiegt wurden.“ Nachdem er sie ferner mit Worten gestraft, sagt er: „Ich erkläre, daß, wenn der König von England in Hennegau eindringt, durch Brabant und Cambresis zieht und seinen Fuß auf das Gebiet von Frankreich setzt, so wird man mich, als Marschall seines Heeres, seinem Vortheil aufrichtig ergeben finden, und ich werde den heftigsten Krieg wider Philipp führen. Ohne Zweifel setze ich mich der Gefahr aus, mein Landgut und das wenige Vermögen, das ich besitze, zu verlieren. Mag es sein, ich unterwerfe mich dem Schicksal; aber ich sage Euch zum voraus, daß, wenn Philipp freiwillig und nach

einer glücklichen Betrachtung über sich selbst, meine Verbannung widerrufen und mich nach Frankreich zurückladen wollte, ich mich alsdann von dem König von England losmachen würde. Und welchen Vorwurf würde man mir in diesem Falle machen können? Wenn hingegen der König von Frankreich darauf besteht, mich von seinem Lande entfernt zu halten, so werde ich dem König von England aus allen meinen Kräften beistehen, ich werde stets sein Heer und seinen Vortrab befehligen." König Eduard antwortet auf diesen Vortrag mit herzlicher Bezeugung seiner Erkenntlichkeit.

Robert, mit seinen beiden silbernen Schüsseln in der Hand, geht weiter fort, begleitet von seinen Tonkünstlern und von den beiden Mädchen, welche singend einhergehen. Hierauf nähert er sich der Königin, wirft sich auf seine Knie nieder und sagt ihr, daß nichts übrig sey, als den Reiher zu theilen, und daß er nur den Augenblick erwarte, wo sie dasjenige zu erklären geruhen wolle, was ihr Herz ihr eingeben werde. „Vasall, — antwortete sie, — angekettet durch der Ehe heil. Bande, kann ich keine Verbindlichkeit ohne die Einwilligung und den ausdrücklichen Befehl des Gebieters unternehmen, der solchen nach Gefallen bestätigen oder vernichten kann." — „Daran soll es nicht liegen, — sagt Eduard — thut Euer Gelübde nach eigenem Belieben, ich genehmige dasselbe im voraus; ich werde dasselbe, so viel in meinen Kräften steht, erfüllen; Gott stehe Euch bei." Hierauf ließ sich die Königin mit standhafter Stimme vernehmen: „ich befinde mich schwanger, ich kann daran nicht zweifeln, ich habe das Leben meines

Kindes empfunden. Ich gelobe demnach Gott und der heil. Jungfrau, daß dieses kostbare Pfand unserer Verbindung nicht das Tageslicht erblicken soll, bevor Ihr mich nicht über das Meer geführt habt, um unverzüglich Euer Gelübde zu erfüllen. Wenn mein Kind vor dem Zeitraume, den ich mir vorschreibe, zur Welt kommen wollte, so würde ich mir lieber diesen Dolch, mit dem ich bewaffnet bin, in die Seite stechen; ich würde demnach durch einen einzigen Streich mein Leben und mein Kind vernichten." Von Grausen bei diesen Worten ergriffen, verbietet Eduard, in dem Gelübde fortzufahren. Der Reiher wird getheilt, und die Königin speiset davon. Nachdem der König die nöthigen Anstalten getroffen hatte, schiffte er die Königin nebst allen seinen Rittern ein und führte sie bis Antwerpen; hier brachte sie einen schönen Knaben zur Welt, der in der Taufe den Namen: Löwe von Antwerpen empfing. Ihr Gelübde war erfüllt, das ganze englische Heer bricht auf und setzt sich in Bewegung.

Achte Abtheilung.

Zweikämpfe und Ernstkämpfe der Ritter.

Wenn auch die Turniere schon, wie wir oben gesehen, für Leben und Gesundheit der Ritter sehr oft nachtheilig waren, wenn das Rennen auf einander mit zugespitzten Lanzen, das sogenannte Scharfrennen, häufig den Tod nach sich führte, so ward dies Unglück doch immer nur als eine seltene Zufälligkeit angesehen, die bei allen solchen angestrengten Leibesübungen nicht zu vermeiden war. Sobald indessen ein solches Unglück oder eine Verwundung stattfand, sogleich hörte der Kampf auf. Anders war es bei den Gefechten, die in vollem Ernste gehalten wurden, und bei denen es auf Tod und Leben der Streitenden ging. Hier endete nur die tödliche Verwundung oder der Tod des einen der Streitenden den Kampf, besonders in den Einzelstreiten, Mann gegen Mann. Wiederum verschieden war der Kampf in den Befehdungen, das heißt, in den kleinen Kriegen, welche einzelne Ritter und Burgenbesitzer gegen ihre Nachbaren führten, wo sie mit ihren Vasallen in kleinen oder größeren Heerhaufen gegen einander rückten, einer die Burg des andern belagerte, sie zu erobern, zu zerstören und zu berauben trachtete, wobei die ruhigen Dörfer der Kriegführenden plündernd, mordend, sengend

und brennend überzogen wurden, und wo nur selten eigentliche Gefechtkämpfe in freiem Felde stattfanden.

Diese Befehdungen haben in Deutschland zur Zeit des Faustrechts eine ungeheure Gewalt ausgeübt, und durch sie ist viel des Schönen, was sich in und nach der Ritterzeit hätte entwickeln können, unaufhaltbar vernichtet worden. Betrachten wir nun Zweikämpfe und Befehdungen einzeln und genauer.

Die Zweikämpfe waren einer gedoppelten Art. Einmal betrafen sie bloß Ehrensachen, die man nicht vor Gericht brachte, und um derentwillen gleich auf dem den beiden Streitenden nächsten freien und bequemen Platze, ohne besondere Anstalten, oft nicht einmal in Beiseyn eines ritterlichen Gehülfen, sondern nur der Knappen beider Streiter (oft fehlten aber auch diese selbst) gekämpft wurde. Zum andern betrafen aber auch die Zweikämpfe die Entscheidungen wichtiger bürgerlicher und peinlicher Rechtssachen, zu deren Lösung sie nicht allein von den Gerichten bewilligt, sondern sogar oft vorgeschrieben wurden. In diesem letzten Falle erhielten sie den Namen: gerichtliche Zweikämpfe. Diese beiden Arten der Zweikämpfe finden wir in der frühesten deutschen heidnischen Vorzeit begründet. Blut forderte Blut zur Sühne, die Blutrache für einen getödteten Verwandten ward daher meist ein Zweikampf. Aber auch besonders ein Urtheil Gottes, eine göttliche Entscheidung sah man in dem Zweikampfe, und zu ihm schritt man daher immer, wenn ein bedenklicher Fall zu entscheiden war. Gottes Stimme offenbarte sich dadurch, glaubte man, daß er in dessen

Hand den Sieg legte, der ihn verdiente, den zum Ueberwinder machte, der das Recht auf seiner Seite hatte. Eines der wichtigsten Gottesurtheile, Ordale, war daher der Zweikampf, durch ihn sprach Gott, und aus der heidnischen Zeit entlehnt, blieb er in den gerichtlichen Kämpfen durch viele Jahrhunderte des Christenthums. Der Zweikampf trat mit andern Gottesurtheilen dann ein, wenn die Wahrheit einer Sache weder durch Zeugen, noch durch Urkunden erwiesen werden konnte; wenn der Mund, der darüber Auskunft geben konnte, durch den Tod verstummt; oder eine Sache so im Schleier des Geheimnisses, so im Dunkeln verübt worden, daß kein anderer Beweis zu führen möglich war; denn man glaubte, daß Gott selbst im Schwachen stark seyn würde, daß er der gerechten Sache beistehe und dem Unschuldigen den Sieg gewähre.

Der Aberglaube, welcher bei unsern heidnischen deutschen Vorfahren herrschte, das unbegränzte Vertrauen, welches sie in ihre Gottheiten setzten, denen sie die größte Ehrerbietung bezeigten, kam ihnen bei der Einrichtung der Ordale zu Hülfe. Sie glaubten die Götter auf das heftigste zu beleidigen, ihren gerechten Zorn auf sich zu laden, wenn sie ihnen nicht bei gewissen Umständen die Entdekkung der Wahrheit, die für Menschen unmöglich schien, überließen. Die Götter sollten den Ausspruch in der Sache thun. Man konnte sich nicht überzeugen, daß Gottheiten den Unschuldigen würden Unrecht leiden lassen, man glaubte fest, daß durch ihre Einwirkung die Wahrheit einer Sache sich auf irgend eine Weise offenbaren

müßte. Daher bestanden denn auch die Ordale in bestimmten körperlichen Handlungen, die eigentlich ihrer Natur nach dem Menschen schädlich seyn mußten, wobei aber die Schädlichkeit durch göttliche Hülfe abgewendet ward, und sie mußten so, durch ein Wunder, unschädlich werden. Es gab daher eine beträchtliche Anzahl von Ordalen, deren Betrachtung nicht hieher gehört, indem wir uns allein mit den Zweikämpfen zu beschäftigen haben. Aus dem Heidenthume gingen diese Gottesurtheile mit vielen andern heidnischen Gebräuchen in das Christenthum über, indem die Geistlichen sie geschickt zu ihrem Vortheil zu gebrauchen wußten.

Bei den Burgunden waren die Zweikämpfe gesetzlich bestätigt und als ein rechtliches Entscheidungsmittel festgesetzt worden. Man nimmt an, daß von ihnen dieser Gebrauch nach und nach zu allen deutschen Stämmen gekommen sey, wenn nicht vielmehr gleiche Urbegriffe von Ehre und deren Sühnung allen deutschen Stämmen schon aus ihrem Ursitz her gemeinsam waren, und bei dem einen und andern sich diese allgemeine Ansicht nur fester und bestimmter aussprach, oder das Herkommen früher eine fast gesetzliche Richtung erhielt. Von den Deutschen breitete sich diese Anerkennung des Zweikampfes, als rechtlicher Entscheidung, zu den meisten europäischen Völkern aus. In den frühsten Zeiten war der Zweikampf allen freien Deutschen erlaubt, in den spätern Zeiten ward er aber ein ausschließliches Recht des Adels. Wie das Ritterwesen fortschritt und sich immer mehr und mehr entwickelte, so breitete sich die Gewohnheit der rechtlichen Entscheidung

durch den Zweikampf, auch immer weiter aus. In dem Zeitalter der Hohenstaufen, in welchem die ganze geistige Bildung der Deutschen eilend vorwärts schritt, hatte sich auch das Kampfrecht allgemein verbreitet. Ungeachtet durch die Päpste bald hernach streng und wiederholentlich verboten ward, diese Kampfgerichte einer rechtlichen Entscheidung gleich zu halten, so hatte sich doch die dabei obwaltende Ansicht zu innig mit der ganzen Denkungsart damaliger Zeit verschwistert, war schon zu tief mit der frühsten Bildung verbunden, als daß die Ausrottung möglich gewesen wäre. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts mußte sie die tridentinische Kirchenversammlung verbieten und strenge Verordnungen dagegen erlassen, und doch fällt das eigentliche und gänzliche Abkommen derselben in Deutschland erst gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Wie überhaupt die Nachrichten über die sittliche Bildung des Mittelalters uns nur spärlich zugekommen, so besonders auch über die Kampfgerichte, von denen wir manches Einzelne wissen; aber etwas Zusammenhangendes, eine fortlaufende Geschichte derselben, in Hinsicht der Entstehung und Ausbildung, aus der Quelle geschöpft, die fehlt uns noch ganz. Nur hie und da werden sie in den Schriftstellern erwähnt, bald lobend, bald tadelnd. Die alten Gesetze, welche auf uns gekommen sind, verbieten sie bald, bald erlauben sie sie wieder. So wird nur eine der Wahrheit sich annähernde Geschichte, durch Muthmaßungen unterstützt, von Entstehung und Fortgang möglich. Darüber ein paar Worte.

Von den Ordalen sprechen schon die salischen Gesetze, welche im 5. Jahrhundert gesammlet wurden. Unter diesen fand nun der gerichtliche Zweikampf bald eine überwiegende Anwendung, und die Burgunden waren es wahrscheinlichst unter allen germanischen Stämmen zuerst, wie bereits gesagt, welche diesen Zweikampf förmlich durch Gesetze einführten. Man schreibt dies Gesetz ihrem König Gundobald im Jahre 502 zu. Auch als die Franken unter ihrem König Chlodwig das Christenthum annahmen, hörten die Ordalen keinesweges auf, vielmehr bemächtigten sich die christlichen Priester derselben als eines Mittels, auf das Volk einzuwirken; und so fanden, wie keinem Zweifel unterworfen ist, durch künstliche Mittel, Nachhülfe und Täuschung, die gefährlichsten Ordale, scheinbar gegen die Gesetze der Natur, ihren glücklichen Ausgang. Karl der Große und Ludwig der Fromme bestimmten durch Kapitularien den Gebrauch der Ordale genauer. Das Ansehn der Gottesurtheile überhaupt, und vorzüglich der gerichtlichen Zweikämpfe, mußte dadurch immermehr wachsen, obgleich damals schon verständige Männer, wie z. B. Agobard unter Ludwig dem Frommen, sich dagegen erklärten und ihr Ansehen zu untergraben suchten. Unter den sächsischen Kaisern wurden die Kampfgerichte immer häufiger, und daher auch immer bestimmter geordnet. Otto der Große ließ sogar eine streitige Rechtsfrage: ob die Enkel, bei Beerbung der Großeltern mit den noch lebenden Kindern zu gleichen Theilen gehen sollten, durch einen Zweikampf entscheiden, wie uns Wittichind von Corbei in seinen Jahrbüchern erzählt, indem er den Vorschlag,

Schiedsrichter niederzusetzen und ihren Ausspruch als unabänderlich anzunehmen, verwarf. Er bestimmte die Entscheidung durch den Zweikampf; dieser erging und endete zum Vortheil der Enkel, da ihr Verfechter den Sieg davontrug; dieser göttlich geglaubte Ausspruch wurde darauf durch ein ewiges Gesetz bestätigt. Bemühungen, sie abzuschaffen, mußten immer unwirksamer werden, und sie wurden ganz nichtig, als die beiden berühmten Gesetzbücher der Deutschen des 13. Jahrh., der Sachsen- und Schwabenspiegel, den Zweikampf als ein altes Herkommen feierlich mit anerkannten. Die übrigen Ordale verloren sich, wie bereits gesagt, nach und nach, aber der gerichtliche Zweikampf blieb die längste Zeit in Achtung und Würden.

Als eine großes Unheil bringende Folge der gesetzlichen Bestätigung der Kampfgerichte erscheint in Deutschland das Faustrecht, oder das Recht der Vornehmen, für sich Einzelkriege zu führen. Dies Faustrecht hat Deutschland, bis zur Errichtung des ewigen Landfriedens durch Kaiser Maximilian, zu einem fortwährenden Schauplatz von Gewaltthätigkeiten gemacht. Von da ab sind aber nun zwei Arten von Zweikämpfen zu unterscheiden: die außergerichtlichen der Ritter und Vornehmen, welche Ehrensachen betrafen; die Zweikämpfe, welche bis auf unsere Zeit geblieben sind; und dann die Kämpfe, welche jeder höhere Richter allen denen, die bei ihm Recht suchten, ohne Unterschied der Geburt, wenn es nur freie Leute waren, in denjenigen Fällen, welche die Gesetze bezeichneten, erlauben oder sogar verordnen konnte. Was dies für Fälle

waren, werden wir sogleich bemerken. Zu einem solchen gerichtlichen Beweismittel durch Kampf konnten sogar Priester und Frauen zugelassen werden, indem sie Kämpfer zu finden suchten, die, im Vertrauen auf die gute Sache und auf die Rechtmäßigkeit der Ansprüche und Forderungen derselben, für sie dem Kampfe sich unterzogen. Frauen wurden aber auch selbst zum Kampfe mit ihrem Manne, oder überhaupt mit Männern gelassen, indem man bei beiden Theilen eine Gleichheit in der Kampfart herzustellen suchte, wie wir in einer kurzen Bemerkung über den Kampf zwischen Mann und Weib weiter unten ausführlicher sehen werden.

Merkwürdig ist es, daß, so sehr die Päpste auch gegen die Kampfgerichte eiferten, doch in Deutschland von weltlichen Herrschern, auch in den spätern Zeiten, keine Verordnungen gegen das Kampfrecht erlassen wurden, sondern daß es sich nur, bei der steigenden geistigen Ausbildung des Volks, nach und nach von selbst verlor. Während die hohenstaufischen Kaiser, z. B. Friedrich II., in ihren außerdeutschen Besitzungen, wie Sizilien, die Kampfgerichte mißbilligten und verboten, müssen sie sie doch mit der Denkart und Bildung des deutschen Volks so verschwistert gehalten haben, so aus der innern deutschen Denk- und Handlungsweise entsprossen, daß sie hier keine Befehle dagegen ertheilten. Mannichfach hat man in neuerer Zeit an der Sittlichkeit der Kampfgerichte gezweifelt, und, im Stolze auf die verfeinerte Bildung der neuern Zeit, sie mit Schimpf und Verachtung belegt. Aber gewiß mit Unrecht, wenn man die ganze Zeit, in welcher sie

herrschten, mit dieser Einrichtung zusammenhält. Die Rohheit und Ungebundenheit der frühern Zeit, die Bandenlosigkeit der späteren Zeit im Faustrecht, machten durch die gerichtlichen Zweikämpfe schon einen Fortschritt zum Bessern und zur Ordnung. Bei einem zum Kriege und zu den Waffen geübten Volke war der Zweikampf unter allen andern Gottesurtheilen wohl das vernünftigste; denn das Gefühl seines Rechts konnte wohl dem Kämpfenden eine größere Stärke geben, so wie das Bewußtseyn des Unrechts die Kräfte lähmen, und für jeden, auch unbedeutenden Vorfall während des Kampfes, Bedeutsamkeit erwecken konnte. Selbst in unsern heutigen Tagen haben wir etwas in unserer Gerichtsverfassung, was einem Gottesurtheile ähnlich ist, nämlich den Eid, besonders den nothwendigen Eid, der als Ergänzung fehlender Beweismittel gebraucht wird. Auch hier wird die Entscheidung eigentlich Gott überlassen, daß er das bessere Gefühl, den religiösen Sinn des Schwörenden lebendig erhalte, auf daß er nichts unter der Anrufung Gottes erhärte, was nicht der Wahrheit gemäß sey. — Schrecklich war das Mittel, welches im 15. Jahrh., nach der Einführung des römischen Rechts, in vielen Fällen die Stelle der gerichtlichen Zweikämpfe vertrat: es war die Tortur, welche bald ein noch unsicherers, verruchteres und abscheulicheres Mittel der Untersuchung ward, als die gerichtlichen Zweikämpfe je gewesen waren, je seyn konnten.

Im gerichtlichen Zweikampf ward als Hauptsatz angenommen, daß, um so zu sagen, Recht und Unrecht selbst mit einander stritten, und es ward geglaubt, Gott

werde dem Rechte gewiß sein Recht widerfahren lassen. Die Personen kamen nicht in Betracht, darum konnten auch ganz andere, als die eigentlich in Untersuchung Begriffenen, in die Schranken treten; darum konnte sogar das schwächere Geschlecht mit dem stärkern, die Frau mit dem Manne kämpfen; darum finden wir sogar Menschen mit einem Thier, einen Ritter mit einem Hunde in jener Zeit streiten, indem auch das Thier als Kämpfer für Wahrheit und Recht angesehen werden konnte, wie wir weiter unten an einem bestimmten Beispiele sehen werden. Dieser gerichtliche Zweikampf war also überhaupt in allen Streitigkeiten erlaubt und vorgeschrieben, bei welchen zu ihrer rechtlichen Entscheidung alle andern gewöhnlichen Beweismittel fehlten. Dann gab es aber auch noch viele besondere Fälle, in welchen der Zweikampf erlaubt war, und in denen derselbe nicht verweigert werden durfte, wenn der Kläger gleich bei der Anklage darauf drang, oder wenn der Beklagte sich dazu anheischig machte. Diese Fälle nun waren:

1) Wer einen andern vor Gericht um den Zweikampf ansprechen wollte, mußte ihn beschuldigen, daß er entweder auf der öffentlichen Straße, oder im Dorfe, oder auf eine andere Art den Frieden an ihm gebrochen, ferner, daß er ihn mit Gewalt angegriffen, verwundet und beraubt habe, wobei er die Wunden oder Narben mußte aufweisen können. Nur dann, wenn er ihm dieses alles auf einmal Schuld zu geben vermochte, und dieser nicht freiwillig bekennen wollte, konnte er auf den Zweikampf bringen.

2) Konnte man einen, welcher der Verrätherei gegen das Reich, oder gegen seinen rechtmäßigen Herren, oder andere ehrbare Leute, oder des Mordes, Brandes und Raubes, oder der Nothzucht und Giftmischerei war beschuldigt worden, zum Zweikampfe verurtheilen. In Hinsicht des Mordes bedurfte es nicht einmal, daß er begangen war, auch schon der Vorsatz dazu erlaubte eine Anklage auf den Zweikampf. Ein Beispiel davon giebt die deutsche Geschichte. Rudolf, Herzog in Schwaben, der in der Folge Heinrich des IV Gegenkaiser wurde, klagte diesen an, er habe einen gewissen Reginger bestellt, ihn zu ermorden, und verlangte vom Kaiser, sich mit demselben in einen Zweikampf einzulassen, damit Gott die Sache entscheiden möchte. Heinrich war dazu bereit; endlich aber wurde durch Vermittelung mehrer Fürsten die Sache dahin gebracht, daß sein Liebling, Ulrich von Koßheim, an seiner Stelle mit Reginger kämpfen sollte. Es unterblieb aber hernach, weil Reginger kurz vor dem zum Zweikampfe bestimmten Tage starb.

3) Fand der Zweikampf noch in allen solchen Sachen statt, in welchen der Richter das von dem Kläger gleich bei der Klage mit angebrachte Verlangen um den Zweikampf bestätigte und die Sache für eine Kampfsache erklärte.

4) Zuletzt ward der Zweikampf auch überhaupt bei allen Klagen zugelassen, die einen öffentlichen Friedensbruch zum Grunde hatten.

Da die Entscheidung durch Kampfgerichte eine völlige gesetzliche war, so war auch die Art und Weise, wie

die Ausforderung zum Zweikampfe geschehen mußte, fest bestimmt, wie auch die Punkte, welche bei der Führung des Kampfes in Anregung kamen. In Hinsicht der Ausforderung war nöthig: 1) daß der, welcher sein Recht oder seine Unschuld durch den Kampf darthun wollte, ein rechtliches Erkenntniß des Richters forderte und diesen um die Erlaubniß dazu bat. Denn selbst bei bestimmten Kampfsachen konnten Umstände eintreten, durch welche die Anwendung des Zweikampfes verhindert wurde. Dieses geschah, wenn der Verdacht gegen den Beklagten gar keine Wahrscheinlichkeit für sich hatte, oder wenn es möglich war, den Beklagten durch Zeugen zu überführen. — Hatte nun 2) der Richter dem Kläger durch Urtheil und Recht die Erlaubniß ertheilt, seine Sache vermittelst des Zweikampfs entscheiden zu lassen, so mußte er abermals durch den Ausspruch des Richters belehrt werden, wie er seinen Gegner zum Kampf auffordern sollte. Es wurde ihm also 3) aufgegeben: er solle denselben oben bei dem Halse am Kleide ziehen. War die Führung des Rechtsstreits durch den Zweikampf auf diese Art, den Rechten gemäß, von dem Kläger eröffnet worden, so mußte er, nachdem er den Beklagten wieder losgelassen hatte, 4) seine Klage nochmals auf die oben bestimmte Art in des Beklagten Gegenwart vor dem Richter anbringen, um dadurch seine Ausforderung zu rechtfertigen. Bei dieser Klage auf den Zweikampf fand, wenigstens in den späteren Zeiten, eine besondere Form statt. Der Beklagte verlangte von seinem Gegner die Gewährleistung der Klage, und ließ sich nun auf dieselbe ein. Wollte er sich nicht

in Güte mit ihm vergleichen, und leugnete er die Beschuldigung, dann wurde der Zweikampf nochmals durch Urtheil und Recht von dem Richter vorgeschrieben. Dem Beklagten war es nur dann erlaubt, sich von der Beschuldigung durch einen Eid zu reinigen, sobald ihm der Kläger dazu seine Einwilligung gab.

Nachdem nun der Richter auf den Zweikampf erkannt hatte, und nachdem die Ausforderung von Seiten des Klägers an den Beklagten geschehen war, folgte nach dem Gesetze des Kampfrechts zunächst die Verbürgung der Streitenden zu dem Zweikampfe. Diese Bürgschaft nannte man Kampfschatz, welchen entweder der Kläger sogleich, wenn der Richter auf Kampf erkannt hatte, durch einen Geldbetrag leisten mußte, oder die Streitenden gaben einander gegenseitig ein Pfand, welches dem Richter eingeliefert und von diesem als die Verbürgung zum Kampfe angenommen wurde. Diese zweite Art der Bürgschaft geschah in Frankreich ehedem so, daß der Kläger dem Beklagten, wenn er ihn herausforderte, den Handschuh zuwarf, welchen dieser aufhob, und ihm dagegen den seinigen gab, zum Beweise, daß er in den Kampf willige, weil man den Handschuh für ein Zeichen der Einwilligung und Annahme bei einem Versprechen hielt, und er daher in der alten Rechtswissenschaft bei den sogenannten Investitur-Arten häufig vorkommt. Es ist daher wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutschland eine ähnliche Sitte wie in Frankreich geherrscht hat, und daß der Handschuh auch hier ein Zeichen des angenommenen Kampfgerichts war, wie sein Hinwerfen überhaupt als Ausforderung

zum Kampfe, sein Aufnehmen als Einwilligung in den Kampf galt.

Einzelne Fälle gab es, in welchen dem Beklagten die Erlaubniß zustand, den Kampf auszuschlagen. Diese Fälle waren: 1) wenn der Kläger von geringerer Geburt als er war, da hingegen ein Höherer von Geburt allemal einen Geringeren mit Recht zum Zweikampf auffordern konnte. Wenn also ein freier Mann einen andern zum Kampf aufrief, so konnte dieser von dem Kläger verlangen, seine vier Ahnen und sein Handmahl, d. h. seinen ordentlichen Gerichtsstand, zu beweisen. Konnte er dieses nicht, so war der Beklagte von dem Zweikampfe befreit, und der Kläger mußte Strafe geben, weil er nicht das Recht hatte, ihn herauszufordern. Ein späteres Herkommen stellte dagegen dem Beklagten frei, wenn der Kläger ihm nicht ebenbürtig war, auf sein Recht, den Kampf auszuschlagen, Verzicht zu thun, und auch mit einem nicht ebenbürtigen Ausforderer den Zweikampf zu halten. Fernere Ursachen, den Kampf auszuschlagen, waren 2), wenn der Kläger wegen Verbrechen und Unthaten bekannt, oder unehelich geboren war. — 3) Wenn man Nachmittags zum Kampfe ausgefordert worden war. Den Kampf auf den Nachmittag konnte man nur dann nicht ausschlagen, wenn man schon Vormittag mit einem gekämpft hatte, und dieser den Kampf Nachmittags fortsetzen wollte. 4) Verwandte konnten den Kampf unter einander ausschlagen und gegenseitig verhindern. 5) Wenn der Beklagte an dem Orte, wo er verklagt und zum Zweikampfe aufgefordert wurde, ein Fremder und einem andern Gerichte unterworfen war.

6) Endlich konnte auch der den Zweikampf ausschlagen, welcher aus Schwächlichkeit oder Gebrechlichkeit des Leibes nicht fechten konnte.

Es waren mehre Umstände im Herkommen und in den daraus entsprungenen Gesetzen festgestellt, durch welche die Hauptpersonen von dem Zweikampfe befreit werden konnten, daß sie nicht genöthigt waren, ihn in Person zu halten. Dann war es ihnen erlaubt, einen freiwilligen Kämpfer an ihrer Stelle zu schicken, oder sogar einen solchen, der von ihnen mit Geld gemiethet war. Man nannte sie Vormünder oder Vorfechter. Das strenge Mittelalter hielt aber doch diejenigen Vorfechter, welche sich für Geld zum Kampfe miethen ließen, für unehrlich, ja selbst auf die Kinder derselben ward es ausgedehnt, die man auch noch für ehr- und rechtlos hielt. Einen solchen Stellvertreter des Zweikampfs zu ernennen, war nun in folgenden Fällen erlaubt: 1) wenn derjenige, welcher dazu aufgefordert wurde oder darauf klagen wollte, schwächlich und gebrechlich war, so daß er nicht fechten konnte. Sobald dieser Umstand eintrat, mußte derjenige, welcher kämpfen sollte, zuerst seinen rechten Vormund, das heißt, einen seiner ebenbürtigen Schwertmagen, einen Verwandten väterlicher Seits, auf den Kampf für ihn zu klagen, oder darauf zu antworten, auffordern. Konnte er nun einen Eid leisten, daß er nicht im Stande sey, einen solchen zu stellen, dann war ihm erst erlaubt, jeden, der es aus Freundschaft thun wollte, oder den er für Geld dazu gewinnen konnte, als seinen Vorfechter zu stellen. 2) War allen denen ein Vorfechter erlaubt, die wegen ihrer Jugend

oder wegen ihres Alters nicht fechten konnten oder durften. Das Alter, welches man besitzen mußte, war durch die Gesetze bestimmt; doch kann man nicht genau angeben, welches Jahr in Deutschland angenommen ward. Darf man aus dem schließen, was der hohenstaufische Kaiser Friedrich II. für Sizilien bestimmte, so wäre die Zeit der Kämpfjahre vom 25sten bis zum 60sten Jahre gewesen. 3) Geistliche konnten einen Vorfechter kiesen. In ältern Zeiten hatten sie bisweilen in Person gekämpft, bis es ihnen durch eine Verordnung der Päpste Alexander und Cölestin III. untersagt worden war. 4) Frauen war es verstattet, einen Vorfechter zu stellen. 5) Konnten auch die Todten, wenn sie in ihrem Grabe beleidigt waren, durch Vorkämpfer im Zweikampfe vertheidigt werden. War der Kläger im Stande, dem Todten das Verbrechen, dessen er ihn beschuldigte, durch 7 Zeugen zu beweisen, so brauchte er nicht sich zum Kampfe anheischig zu machen. Außerdem mußte er dies aber thun und mit jedem Verwandten desselben, der sich zu seiner Vertheidigung anbot, den Zweikampf eingehen.

Fand nun kein einziger von den eben angegebenen Ablehnungsgründen statt, aus denen dem Ausgeforderten frei stand, den Kampf zu vermeiden, so mußte er ihn annehmen und sich dazu verbindlich machen, wenn man ihn nicht für schuldig und überwiesen halten sollte. Der Zweikampf brauchte aber nicht gleich gehalten zu werden, indem dem Beklagten eine gewisse Frist gegeben war, um sich dazu vorzubereiten. Nach Verschiedenheit der Höhe des Standes wurde diese Frist bewilligt, besonders in dem

Falle, wenn man vor Gericht gerufen wurde, ohne daß man vorher gewußt hatte, man würde einen Zweikampf bestehen müssen. Diese Frist bestand bei den schöppenbaren Freien, den Semperfreien, in sechs Wochen, bei den Ministerialen oder Dienstmannen und bei den übrigen Freien in vierzehn Tagen. Während dieser vergönnten Stundung durfte keiner den andern beleidigen; geschah es doch, so wurde der Beleidiger nach dem Friedensrechte gestraft, welches im Mittelalter sehr strenge war; denn das Verbrechen des Friedensbruches zog nach den Gesetzen des Mittelalters den Verlust des Kopfes nach sich. Der Ort des Zweikampfs wurde vom Richter bestimmt und durch eine Umzäunung eingehegt, um das Andringen des Volkes zu verhindern. Dieser zum Zweikampf bestimmte Platz, oder das Kampffeld, hieß in der alten deutschen Sprache Kreyt, Kryt, Krais, Grais, und hatte gewöhnlich eine eirunde oder runde Gestalt, weswegen ihm auch der Name Ring, oder wie im Sachsenspiegel und Reineke Voß, Warf gegeben ward. Die Rüstung und die Waffen, welche die Kämpfer tragen durften, waren durch die Gesetze bestimmt und zwar, nach der Anleitung des sächsischen Landrechts, folgender Gestalt: jedem der beiden Kämpfer war erlaubt, Leder und leinenes Zeug anzuziehen, so viel er wollte, Haupt und Füße mußten vorne bloß seyn, und an den Händen sollten sie nichts als dünne Handschuhe, über der Rüstung aber einen Rock ohne Aermel anhaben. In der rechten Hand mußte jeder ein bloßes Schwert halten; außerdem war ihm erlaubt, nach seinem Belieben noch ein oder zwei Schwerter umzugürten. In der linken Hand

sollte er einen bloß aus Holz und Leder verfertigten runden Schild haben, an dem nur die Buckeln von Eisen wären. Wir finden indessen auf Abbildungen, die wir von solchen alten Kämpfen besitzen, daß die Streiter große längliche Schilde hatten, oben und unten mit einer Spitze, welche den ganzen Leib bedeckten, und die wir schon oben unter dem Namen der böhmischen Pafesen kennen gelernt. Der Richter mußte jedem der Kämpfer zwei Männer zuordnen, welche darauf Acht hatten, daß die Waffen auf die gehörige Weise angelegt wurden.

Erschien nun nach dem gesetzmäßigen Gange des bis jetzt beschriebenen Kampfrechtsstreits der zum Zweikampf bestimmte Tag und die angesetzte Stunde, so begab sich der Richter nebst den Beisitzern und einigen zu diesem Zweck besonders verordneten Kampfrichtern, die meistens alte, verdiente Ritter waren, auf einen erhöhten Platz, der an den Schranken des Kampfringes für sie besonders zugerichtet war. In die Ecken des Kampfplatzes wurde, wenn der Kampf auf Leben und Tod ging, für jeden Kämpfer eine Todtenbahre mit allen Zubehörungen gesetzt, zum Zeichen, daß hier auf Leben und Tod gekämpft werde, der Besiegte jedoch ein anständiges Begräbniß erhalten sollte. Nun erschienen die Kämpfer, jeder von seinem Beichtvater, seinen Verwandten und anderm Gefolge begleitet, vor den Schranken. Sie gingen zu dem Richter und baten nochmals um die Erlaubniß, ihre Sache durch den Zweikampf ausmachen zu dürfen. Der Kläger legte feierlich den Eid ab, daß seine Beschuldigung wahr und gegründet sey; der Beklagte dagegen, daß er unschuldig angeklagt sey. Beide

baten Gott, ihnen bei ihrem Kampfe zu helfen. Dieser gesetzliche Kampfeid wurde nach der damaligen Sitte auf die Reliquien von Heiligen geleistet; der Kläger aber mußte bei der Ablegung desselben den Beklagten oder dessen Kleid anfassen. Außerdem mußten die Streitenden noch schwören, daß sie ehrlich und aufrichtig fechten wollten, und daß sie keine Zauberkräuter oder andere Beschwörungsmittel an sich verborgen trügen. Nach Ablegung des Eides untersuchten die Kampfrichter die Rüstungen und Waffen der Kämpfer, ob alles mit der Vorschrift der Gesetze übereinstimmte. Der Beichtvater reichte dem Ritter, welchen er begleitete, das heilige Abendmahl; sogleich traten sie, zuerst der Kläger und jeder von einem oder zwei Grieswärteln begleitet, in den Kampfplatz. Diese Grieswärtel hatten lange Stangen oder Bäume in der Hand, und waren den Kämpfern zum Beistand gegeben. Fiel einer der Kämpfer zur Erde, oder ward verwundet und bat, daß der Grießwärtel mit seinem Baume ihm hülfreich beispringen solle, so konnte dieser, mit Erlaubniß des Richters, die Kämpfer trennen, dem Gefallenen Luft machen oder dem Verwundeten beistehen. Ueberhaupt mußten die Grieswärtel bei den gerichtlichen Zweikämpfen darauf sehen, daß dabei alles ohne Trug, List und Gefährde zuging, daß Sonne und Wind, Licht und Schatten, alles ganz genau und gleich getheilt wurde, damit keiner einen sichtbaren Vortheil über den andern hätte. Sobald die Kämpfer in den Kreis getreten waren, so gebot der Richter oder Herold der umstehenden Menge Stillschweigen. Er drohte dem, der sich unterfangen würde, zu schreien,

oder sonst ein Geräusch zu verursachen, mit harter Strafe, ja selbst mit dem Tode. Darauf folgte nun eine Todtenstille, und diese vermehrte noch die bange Erwartung des Ausgangs. Die versammelten Frommen in dem Haufen der Umstehenden baten Gott im Stillen um seinen Beistand für den Unschuldigen. Die Kämpfer traten gegen einander auf; man stellte sie so, daß keiner die Sonne allein im Gesichte hatte. Nun rief der Herold dreimal laut oder gab ein dreimaliges Zeichen mit der Trompete, und beim dritten Male gingen die Kämpfer auf einander los. Das verhängnißvolle Schweigen lag auf der umstehenden Menge, alle Aufmerksamkeit war auf die Kämpfer gerichtet. Man hörte nichts, als den Schall der auf die Schilde und den übrigen Theil der Rüstung fallenden Schläge, das fürchterliche Klappen der auf einander prallenden Streitkolben. Lange schlug man sich mit diesen letzten herum, ohne daß man sich beschädigte, sich nur durch die gewichtigen Schläge ermüdete und vielleicht hin und wieder, wenn einer traf, auf Augenblicke lang betäubte. Drauf warf man sie weg und zog die Schwerter. Es gab aber auch verschiedene Gerichte in Deutschland, wo nur mit der einen oder der andern dieser beiden Waffen ausschließend gekämpft wurde, und dies war besonders das sogenannte Kolbengericht, bei welchem nur mit Kolben gefochten ward; davon weiter unten. — Das Ende des Kampfs war da, sobald einer von beiden todt zur Erde fiel, oder schwer verwundet anerkannte, daß der andere sein Sieger, er der Ueberwundene sey. War es der Beklagte, so ward über ihn nach den Rechten gerichtet,

die das schuldgegebene Verbrechen heischte; war es der Kläger, so ward der Beklagte von der Anklage und Beschuldigung vollkommen frei gesprochen, jener aber zur Bezahlung der versprochenen Buße verdammt. Zur Endigung des Kampfes war es nicht nöthig, daß der eine Theil vollkommen besiegt oder gar getödtet wurde, vielmehr war es schon genug, wenn er bekannte, er sey überwunden; gesetzt auch, er wäre bloß von seinem Gegner entwaffnet worden, oder hätte nur eine leichte Wunde erhalten. Auch hing die Beendigung des Zweikampfs von dem Ermessen des Richters ab, welcher den Befehl zur Aufhebung desselben den Kämpfern durch die Grieswärtel bekannt machte, und auch den Sieger durch dieselben mit großer Feierlichkeit vor sich führen ließ. Das Herkommen bestimmte, daß derjenige, welcher sich verwundet seinem Gegner ergab und um Gnade bat, ehr- und rechtlos erachtet wurde. Er verlor Amt und Ehre, durfte keine Waffen und Rüstung und keine andern Ehren- und Ritterzeichen mehr tragen, kein Pferd mehr besteigen und sich den Bart nicht mehr scheeren lassen. Dies war daher auch der Grund, daß sich nur höchst selten einer ergab und daß der Kampf meist immer bis zum Tode und zur letzten Krafterschöpfung ging, so daß der Tod wenigstens bald nach der durch die Kampfermüdung nothwendigen Beendigung des Streites folgte. Derjenige, welcher todt auf dem Kampfplatze blieb, wurde ehrlich und anständig zur Erde bestattet. Gemeiniglich sorgte der Sieger selbst für das anständige Begräbniß des überwundenen Gegners. Hier bei diesen Kämpfen war es auch besonders, wobei

der Sieger dem verwundeten, zur Erde gestreckten Feinde auf die Brust kniete und den kleinen Dolch zog, den er an seiner Seite trug, den Dolch der Barmherzigkeit (miséricorde), wie man ihn nannte. Rief der Verwundete nun nicht um Barmherzigkeit und Gnade, so stieß er ihm denselben durch die Fugen der Rüstung in den Leib. Ungewiß ist, ob die gerichtlichen Zweikämpfe auch zu Pferde gehalten worden sind, wie es die außergerichtlichen meist immer wurden. Die Beschreibungen und Abbildungen, welche uns aus jener Zeit geblieben sind, zeigen meist immer nur Kämpfe zu Fuß, doch kommt auch hin und wieder einer vor, bei dem die Kämpfenden zu Rosse sich befinden. Indessen stimmt die ganze gesetzlich bestimmte Kampfkleidung nur zu einem Fußkampfe, und als Regel ist daher gewiß anzunehmen, daß nur zu Fuße gestritten ward; doch waren in einzelnen und seltenen Fällen, besonders in früherer Zeit, vielleicht Kämpfe zu Roß verstattet.

Zuweilen geschah es, daß der Beklagte, wenn die bestimmte Zeit des Zweikampfs da und der Kläger in den Schranken erschienen war, ausblieb und sich nicht einfand. In einem solchen Falle mußte der Richter, so verordnete es der Sachsenspiegel, den Frohnboten in Begleitung zweier Schöppen in das Haus schicken, wo sich der Beklagte aufhielt, und ihn nochmals durch dieselben vorladen lassen. War dieses dreimal geschehen und der Beklagte nach der dritten Aufforderung nicht erschienen, so stand der Kläger bei dem Kampfplatze auf, trat auf denselben und bot sich, indem er zwei Hiebe und einen Stich in die

Lust that, zum Kampfe an. Dann ward die angebrachte Klage, mit welcher er seinen Gegner in Anspruch genommen hatte, für erwiesen gehalten, und dieser von dem Richter eben so verurtheilt, als ob er im Kampfe überwunden worden sey. Dies geschah besonders dadurch, daß über ihn die Kampfacht ausgesprochen ward und zwar aus folgenden Gründen, wie sie die Gesetzbücher in ihrer alten Sprache angeben, wegen seiner: „Ungehorsambkeit, Verachtung und Versmehung des heiligen Reichs und diß Landgerichts.“ Dabei fand folgendes Verfahren Statt. Der Ausgebliebene wurde nochmals von dem Landgerichtsboten mit lauter Stimme dreimal gerufen, und nun mußte der andere bis zum Untergang der Sonne warten. Erschien jener bis dahin nicht, dann mußte der, welcher sich eingestellt hatte, bei dem Gericht anhalten, seinen Gegner, weil er nicht vor Gericht erschienen sey, mit der Kampfacht zu richten. Hierauf standen nun, nach Vorschrift der Kampfordnung, der Landrichter und Landschreiber des Landgerichts auf, wandten sich zu der Gegend hin, wo der Außengebliebene ansäßig war, und erklärten ihn mit folgenden Worten, welche der Landrichter dem Landschreiber, der sie aufgeschrieben hatte, nachsprechen mußte, in die Kampfacht:

„Ich nimb N. N. Ehre und Recht, aigen und Lehen, und setze das aigen in des Reichs Cammer, und das Lehen den Herrn, Herrn, von dem oder den sie zu Lehen rühren. Ich verkünde auch sein Weib zu einer Wittwen, sein Kind zu Waisen, und theil sein Leib frey den Vögeln in den Lüfften, den Thieren in den Felden, den Fischen in den

Wagen (Wogen, Wellen), und setz ihn von allen Rechten in das Unrecht, und ich nimb ihn auß dem Friede, und setz ihn in den Unfried gehn allermenniglich, und sprich ihn hiemit offenbahrlich in die Kampf-Acht, wie Recht ist, und erlaub ihn allermenniglich, daß niemand an ihn gefrevelt hab, der ihn angreift, von Klag wegen N. N., der das kempflich auf ihnen erklagt und erlangt hat, als Recht ist: darumb daß er an das h. Römische Reich gerathen und das nit verantwort noch versprochen hat, als Recht ist." Anders ist der Schluß der Kampfacht, welche sich in der Ordnung des Kampfrechts am Landgericht zu Franken nach 1512 findet, der weit verwünschender und weit furchtbarer also lautet: „Wir erlauben auch menniglich uff allen Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleid (Geleit) hat, da soltu keines haben, und wir weisen dich die vier Straßen der Welt, in dem Namen des Teuffels bei der Eiden in der Sach."

Wie bereits gesagt, waren die Päpste den Kampfgerichten heftig entgegen, und hin und wieder suchten auch die deutschen Kaiser, wie wir weiter unten sehen werden, dieselben zu beschränken. Doch gaben sie auch wieder Vorrechte, ein solches Kampfgericht zu hegen. Besonders erhielten einzelne Städte einen solchen Vorzug, vermöge dessen in dem Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit, mit Genehmhabung und unter Aufsicht ihrer Obrigkeiten, die in gewissen bestimmten Fällen vorgeschriebenen Zweikämpfe sollten angestellt werden, um dadurch den Streit der Rechtshülfe Suchenden zu schlichten. Dergleichen Vorrechte zu einem besondern Kampfgerichte hatten die Städte Hall

in Schwaben, Würzburg, Anspach, das Burggrafthum Nürnberg, das Landgericht zu Franken u. s. w. Diese Kampfgerichte hatten ihre eigenen Gesetze und Ordnungen für den Zweikampf, welche Kampfordnungen genannt wurden. Das Kampfgericht der Stadt Hall in Schwaben war das berühmteste jener Zeit. Es wurde von vielen besucht, um daselbst ihre Streitigkeiten durch den Zweikampf auszumachen. Vorzüglich haben die Adelichen unter sich Zweikämpfe bei diesem Landgerichte gehalten, wenn einer des andern Ehre angegriffen, oder ihn sonst eines Verbrechens beschuldigt hatte. In solchen Fällen kamen sie häufig mit einander überein, ihre Sache vor diesem Kampfgerichte auszufechten.

Wie überhaupt nun diese Kampfgerichte gehalten wurden, haben wir schon oben gesehen; wie es aber besonders zu Hall herging, das beschreibt uns Müller in seinem Richtstagstheater Thl. 1. Kap. VII. §. 37. (nach Sebastian Münster's Kosmographie 3. 308.) so: „Zu solchen Kampfgerichten wurden auch gewisse Oerter bestellt, maßen dann in der Stadt Hall in Schwaben ein solch Kampfgericht gewesen, wenn 2 edel Rittermäßige mit einander kämpfen wollen, um Ehr' und Glimpf, wobei diese Ordnung gehalten worden: nachdem der Rath daselbst von Kaisern und Königen von vielen Jahren befreit ist, so sich also zween edel Rittermäßige mit einander verunwilligen, und bei dem Rath um Platz und Schirm bitten, schreibt ihnen der Rath folgender Gestalt: Ihr Schreiben und Begehr hab' ein Rath gehöret und der Unwill zwischen ihnen sei ihm leid, wollten gerne, daß sie von ihrem

Fürnehmen abstunden, und bitte sie mit allem Fleiß, das zu überheben, und sonst in andrer ehrlicher und ziemlicher Weis' Mittel und Weg zu vereinigen; deß wolle sich ein ehrbar Rath zu ihnen versehen, das begehre ein Rath um sie zu verdienen. Und da sie beide wieder schrieben, der Meinung wie vor, und wollten nicht abstehen, auf das schreibet ihnen wieder ein Rath, wie vor. Wenn sie aber weiter auf ihrem Fürnehmen beharren, benennet ihnen der Rath einen Tag, darauf zu erscheinen, ihr beider Klag', Anspruch und Anliegen gütlich zu erhören, und so sie den Tag annehmen zu kommen, so hört ein Rath ihr Anliegen, und nach Verhörung thut der Rath möglichen Fleiß, sie auf andere Art und Weise gütlich oder aufs Recht zu vereinigen. Wenn aber solches fruchtlos abgehet, und sie von ihrem Vorsatz nicht abstehen wollen, so saget ein Rath ihnen Platz und Schirm zu und benennet ihnen einen Tag zu kommen. Und wenn sie erscheinen und ihr Begehren wiederholen, müssen sie zu Gott schwören, ihrem Vornehmen stracks auf den bestimmten Tag Folge zu thun, und benennet jedem eine Anzahl Leute, so er mitbringen möchte, aber mehr nicht, als ihnen vom Rathe verwilliget wird. Auf solchen Tag läßet der Rath den Markt oder Platz mit Sand beschütten, denselben umschränken, und jedem eine Hütte, da er mit den Grießwarten und seinen Verwandten sein möge, machen, und jedem eine Todtenbahre mit Kerzen, Baartüchern und andern Dingen, die zu einer Leiche gehören, setzen. Es wird auch einem jeden seines Gefallens ein Beichtvater, zween Grießwarten und einem als dem andern gleiche Harnisch und Wehr zugelaßen,

oder mögen sich desfalls selbst zu Ros oder Fuß vereinen, wie sie deshalber in Schriften versprochen und zugesaget haben. Und alsdann in Gegenwart ihrer beiden läßt ein Rath gleichen Schutz und Schirm öffentlichen ausrufen und verkündigen, daß niemand schreie, deute oder winke und sonst Zeichen thue oder gebe. Und welcher dem nicht also nachkäme, dem wollte der Rath durch den Nachrichter (so gleich da stehet und aufwartet) mit einem Handbeil auf einem Bloch die rechte Hand und den linken Fuß abhauen lassen, ohne alle Gnade. Es werden alle Thore verschlossen, alle Thürme, Wehr und Mauern besetzt, und alle Gassen mit eisernen Ketten durchzogen, bewahret und versehen. Weiter wird verboten und bestellet, daß kein Frauenbild noch Knabe, unter 13 Jahren alt, dabei sei, oder ihm zuzusehen gestattet werde. Alsdann bestimmet der Rath ihnen beiden eine gewisse Stunde auf dem Platz mit ihrem Beichtvater und Grießwarten zu kommen, und verwechselt alsdann einen Grießwarten und befiehlt jedem in seine Hütte zu gehen, und auf das allerheftigste mit allem Fleiße Aufmerken zu haben, daß keiner wider den andern Untreu, noch Gefährde, noch Vortheil der Wehr und Waffen suche oder habe, in keine Wege. So das alles geschieht, alsdann läßt man sie gegen einander antreten, und wird bestellt, mit lauter Stimme dreimal zu rufen, zum ersten, zum andern und zum drittenmale. Alsdann wenden sie sich gegeneinander und heben den Kampf an. Welcher verwundet wird und sich dem andern ergiebt, der soll hinführo geachtet werden ehrlos, auf kein Pferd mehr sitzen, keinen Bart bescheren, noch Waffen

oder Wehr tragen, auch zu allen Ehren untüchtig sein. Wer aber todt bleibet und also überwunden wird, der soll ehrlich zur Erde bestattet werden. Und dieser, der also obsieget, der soll seine Ehre genugsamlich bewahret haben und forthin ehrlich gehalten werden."

Eine andere dabei vorkommende Einrichtung ist aus der Ordnung des Kampfrechts am Landgericht zu Franken, wo ebenfalls Ehrengerichte abgethan werden konnten, zu merken. Darin heißt es: „daß der Landrichter, als ein Herzog in Franken, sein Schwert zwischen den Beinen liegen habend, auf einem hohen Stuhl im Harnisch, und bei ihm auf einem niedern Stuhl 9, 11 oder mehr Ritter, auch im Harnisch, sitzen sollen. Der Forderer und Antworter sollen in ihrem Kampfgewand, nehmlich in einem grauen Rock mit einem Kampfhut, vernähet mit Riemen, in grauen Hosen ohne Füßling, mit Kolben und Schild, durch den Kämmerer, so auch ein Ritter war, bei der Hand mit Gesang und Geschrei: im Namen Gottes fahren wir rc. vor Gericht gebracht, jedem ein Fürsprecher durch Urtel der Richter gegeben, 3 Gerichtstage von 14 zu 14 Tagen (d. i. drei alte deutsche Ladungen) gehalten, im dritten Gerichtstage der untere Kreis beschränkt und die Schranken mit Rittern, Knechten und Wappnern bestellt werden."

Ein immerwährendes Kampfgericht hatte auch das Burggrafthum Nürnberg, von dem noch eine Kampfordnung aus dem Jahre 1410 übrig ist, woraus sich die dortige Einrichtung von demjenigen, der sich ausführlicher darüber belehren will, ersehen läßt. Der Zweikampf vor

diesem Kampfgerichte wurde allemal zu Fürth bei Nürnberg gehalten. Das Burggrafthum Nürnberg hatte von alten Zeiten her das Recht, daß das Amt zu Fürth die Schranken um den Kampfplatz mußte fertigen lassen, und daß es in alle, im Umkreis einer Meile von Fürth gelegenen Häuser das Aufgebot ergehen lassen konnte: jedes solle am Tage des Zweikampfs einen gerüsteten Mann zu früher Tageszeit nach Fürth schicken; alte Weibspersonen und andere, die nicht kommen konnten, sollten einen andern tauglichen Mann an ihre Stelle schicken, damit sie:

> „den Schirm der Herrschaft getreulich helfen handhaben und schützen, nach ihr jedes bestem Vermögen, auf ihr selbst Kosten, und welche, oder welcher auf den gesetzten Tag nicht kommen, oder schicken, und ohn redlich Ursach außen bleiben, den hat die Herrschaft des Burggrafthums zu Nürnberg darumb zu straffen umb 10 Heller, alter Währung, und solch Straff soll man dem Volk verkünden, so man die fordert, das Kampfgericht zu beschirmen."

Schon oben bemerkte ich, daß es selbst Frauen verstattet wurde, gegen die Männer zu kämpfen, um ihre Unschuld an den Tag zu legen. In Franken vorzüglich war es den Frauen vergönnt, wenn ihre Unschuld durch boshafte Beschuldigungen angegriffen ward, denjenigen, der es wagte sie auf diese Art zu beleidigen, zum Zweikampfe zu nöthigen. Dieser Kampf ging auch unterweilen auf Leben und Tod. Die Verfahrungsart dabei war verschieden; hier einige Nachrichten darüber: zuerst, wie

die Verordnungen im Brückengericht zu Würzburg darüber sprechen. Indem nach den Gesetzen des Zweikampfs ein jeder Kämpfer dem andern nicht allein in Hinsicht auf die Waffen, sondern auch an Stärke und Gewandtheit, so weit als möglich, gleich seyn sollte (daher man z. B., wenn einer der Kämpfer einäugig war, bei den Kampfgerichten dem andern einige Tage vor dem Gefechte das eine Auge zuband), so wurden auch Anstalten gemacht, dem stärkeren Manne nicht zu viele Vortheile im Kampfe mit dem schwächeren Weibe zu lassen. Die Gesetze darüber lauten daher nun so: Item: in der Maß soll es gehalten werden, daß man dem Mann mitten in dem Kreis ein' Gruben machen soll, die dreier Schuhe weit sei, zu ring um (ringsum), und als (also) tief, daß sie ihm bis an den Nabel geht. Darinn soll er stehen und daraus gen der Frauen kämpfen und soll ein' Wehr' haben, nehmlichen ein'n Stecken, vorderlichen (vorne) zweier Mannsdaumen dick und einer Elle lang, derer soll er drei haben und je ein'n nach dem andern gebrauchen, durch sein'n Grießwarten. Item: die Frau soll haben ein Häsleinstecken (Haselstecken) von einer Sommerlatten (eines Jahres alt), und soll auch einer Ellen lang sein, und vor der Hand gleich des Mannes Stecken lang, und vorn daran soll gebunden sein ein Wacke (Stück) von einem Stein, der eines Pfundes schwer ist, und soll zusammen umwunden sein in ein'n Stauchen (eine Art Schleier) mit einem schweinen oder rossen Riemen (Riemen von Schweine- oder Pferde-Leder), in Kolben weis' (nach Art eines Kolben); und derer soll sie auch drei haben, und je

einen nach dem andern gebrauchen, durch ihren Grießwarten. Item: wenn der Mann nach der Frauen schlägt und mit dem Schlage mit seiner Hand oder Arm die Erde rührt, so hat er ein' Stange verloren, das ist einmal die Sicherheit. Thut er das zum andernmale, so hat er aber ein' Stangen verloren, die ander' Sicherheit. Und thut er das zum drittenmal, so hat er ganz verloren den Kampf, daß die Frau mag über ihn lassen richten zum Tod, ob sie will, oder mit ihrem Willen laßen teidingen, und darnach mit der Herrschaft und dem Gericht. Und der Tod ist: enthaupten. Item: desgleichen wäre es, daß die Frau nach dem Mann schlug, so er in Sicherung verfiel, in obberührter Maß; thut sie das einmal, so hat sie auch ein'n Stangen der Sicherheit verloren; thut sie das zum andernmal, so hat sie aber ein'n Stangen verloren, thut sie das zum drittenmal, so hat sie den Kampf ganz verloren. So mag der Mann alsdann auch über die Frauen zum Tod lassen richten, nach Erkenntnis des Rechten, ob er will und mit seinem Willen lassen teidingen, und darnach mit der Herrschaft und Gericht; und der Frauen Tod ist: lebendig begraben. Item: der Frauen Kreis, darin sie sein soll, der soll zehn Schuh lang sein, zu ring um (ringsum) von des Mannes Gruben, darinn er ist." Hier bestand also die Hauptsache darin, daß jeder der Kämpfenden seine drei Waffen zu bewahren suchte: der Mann verlor seine Stäbe, wenn er beim Schlage mit Leib oder Stab die Erde berührte, die Frau, wenn sie ihn, während er ein solches Versehen beging, schlug. Dies wenigstens scheint der Sinn der langen Gesetzstelle zu seyn.

Etwas abweichende Gebräuche beschreibt Thalhofer, in seinem großen Fechtbuche, welches auf der königlichen Büchersammlung zu München aufbewahrt wird. Nach seiner Angabe mußte der Mann die Frau über Kopf in seine Grube stürzen, um für den Sieger erklärt zu werden, oder die Frau zog als Siegerin den Mann aus der Grube. Thalhofer giebt eine Reihe von Vorstellungen, wie der Mann die Frau, und eine andere Reihe, wie die Frau den Mann bezwingen konnte, welche Abbildungen sich Bd. I. der Curiositäten Taf. 18, 19 finden.

Wieder etwas anderes erzählt ein altdeutsches Gedicht, Apollonius von Tyrland genannt, welches Heinrich von der Neuenstadt, zu Wien, ein Arzt, um 1400 dichtete, diesen Kampf zwischen Mann und Frau; der hier auch kurz zu erwähnen, da sich eine etwas abweichende Art der Gerichtsverfassung dabei zeigt, und auch die Frage darin beantwortet wird, in welchen Fällen die Gerichte einen solchen Zweikampf erlaubten. Das Gedicht erzählt so: Der König sitzt an der Tafel, als plötzlich eine schöne Jungfrau auf einem stattlichen Rosse herangeritten kommt, begleitet von einem Knappen und einer Zofe. Sie verneigt sich ehrerbietig und ersucht den König, ihr Gerechtigkeit zu verschaffen, da einer der Ritter seines Gefolges ihre Schwester, deren Gemahl er tödtlich haßte, im Walde allein gefunden und ihr Gewalt angethan habe. Der Mann, sie für schuldig haltend, habe sie eingekerkert; seinen Vorsatz indessen, die ihm angethane Schmach zu rächen, habe er noch nicht ausführen können, weil der Verbrecher entflohen sey. Sie selbst finde ihn nun hier und begehre

mit ihm zu kämpfen. Obgleich sie ein schwaches Weib sey, vertraue sie doch ihrer gerechten Sache, hoffe den Verräther zu besiegen und die Unschuld ihrer Schwester zu erweisen. Nach aufgehobener Tafel geht der König mit seinen Mannen zur Entscheidung der Frage: ob der Streit stattfinden solle. Die Königin und ihre Frauen folgen ebenfalls, da Flordelise (die Klägerin) durch ihre Schönheit und Anmuth alle für sich gewonnen hat. Die Klage wird vorgetragen, aber der Angeklagte, Silvian mit Namen, weigert sich mit der Frau zu kämpfen, weil keine Ehre dabei zu gewinnen sey, er möge den Sieg davon tragen oder im Kampfe unterliegen. Dagegen erbietet er sich, einen Eid zu leisten, daß er unschuldig sey. Diesen will aber Flordelise nicht zugeben, sondern verlangt wieder den Kampf. Wie soll dieser ergehen? fragt der König; sie ist ja ein schwaches Weib, und wäre ein ganzes Heer der Mägde, das in den Kampfkreis mit ihm träte, so triebe er sie alle zurück. Da antwortet ihm einer der Alten und Vornehmen des Hofes: Herr, verstehe wohl, was dieses Urtheil besagen will. Wenn ein Weib mit einem starken Manne kämpfen soll, so theilt man die Kampfesart unter sie gleich. Ein Weib ist nur einem halben Manne gleich zu achten; darum soll ein jeder Mann in einer engen Grube stehen, daß er halb darin sey. Scharfe Waffen sind ihm nicht erlaubt, und auch seine rechte Hand soll hinter ihn gebunden werden: das ist mein rechtes Urtheil. Einen Stecken, der die Länge einer Elle hat, soll man ihm geben, auf daß er damit sein Leben wehre; den giebt man ihm in die linke Hand und nun

keine Waffe mehr; ein bloßer Rock, über ein Hemde angelegt, ist sein Kleid. Die Frau geht außen herum (aber wieder in einer Umzäunung, wie das Bild anzeigt, von der indessen hier im Gedichte nicht die Rede ist) und hat einen leinenen Beutel, zwei Ellen lang, in der Hand; in den ist mit einem Riemen ein Stein gebunden, der eine Schwere von drei Pfunden hat. Von der Mitte des Morgens bis auf den Tag soll der Kampf dauern; kann keiner dem andern bis dahin einen merklichen und bedeutenden Schaden angewinnen, so soll der Mann als genesen und von der Frauen Beschuldigung ledig angenommen werden. Schlägt aber sie ihn zu Tode, oder er sie, so hat der überlebende Theil durch diesen Sieg sein Recht bewährt. Da erklärten alle: so soll es seyn und ergehen. Flordelise, die kühn und unverzagt war, erfreute sich dieses Beschlusses, aber Silvian nicht, indem er sagte: wie soll mir je gut geschehen? Schlage ich sie, das steht mir nicht wohl; schlägt sie mich, ist es noch übeler, dann heißt es: eine schwache Magd hat einen Mann erschlagen. Ihr Schwager solle dagegen kommen, — meint er — wenn er brav sey, mit ihm wolle er kämpfen. Aber es erging der Magd Begehr und Willen, so leid es auch allen that, die dabei waren, daß eine so schöne Magd ihr junges Leben wagen sollte. Sie erhielt ihre Waffe, einen in einen Beutel fest gebundenen Stein, sie gürtete sich und band ihre Haare und Zöpfe oben um ihre Hauptlocken, und nun sprang sie um den in der Grube Stehenden her, ihn bald da, bald dort bedrohend; aber er schlug mit dem Stabe, den er in der linken Hand hielt, tapfer um sich, und gab ihr

auch einen tüchtigen Schlag über den Rücken. Indem sie ihm nun wieder einen Schlag zuschleuderte, ergriff er sie bei dem Saume ihres Kleides und zog sie zu sich. Da war großes Leid bei allen, die es sahen, und allgemein sprachen sie: Flordelise ist verloren und todt. Sie aber wand ihre Waffe fest um und gab ihm einen Schlag auf die Hand, daß ihm der Kampfstecken entfiel. Da schlug sie ihn einmal auf die Augen und darnach auf den Schlaf, daß er laut aufbrüllte. Vollendet war Flordelisens Kampf, sie ließ ihn für todt liegen. Man wollte ihn darauf verbrennen; aber als man zu ihm trat, spürte man noch einige Lebensbewegung in ihm. Als der König dies erfuhr, trat er selbst zu ihm und befragte ihn: ob die Anschuldigung Flordelisens wahr gewesen? und er bejahte es, das ihm Schuld gegebene Verbrechen bekennend. Da ward er verbrannt, und so büßte er seine Sünde.

Auch die schweizer Chronik von Johann Stumpf (Zürich 1548. fol. Buch VIII. Cap. VI. S. 250) erzählt ein Beispiel von einem Kampf zwischen Mann und Frau mit folgenden kurzen Worten: „Darnach im jar des Herren 1288 am 5 Tag Januarij geschah zu Bern an der Matten (da yetzund die groß Kilchhofmauer stadt) ein kampff zwischend einem man vnd seinem weyb. Das weyb lag ob, und gewan den kampff."

Schon oben erwähnte ich, daß sogar Menschen mit einem Thiere kämpfen durften, indem auch dieses ein Gotteseurtheil war, wodurch Schuld oder Unschuld entdeckt werden konnte. Natürlich war dies nur immer ein seltenes Ereigniß, und der Sonderbarkeit wegen verdient wohl

ein solcher Kampf hier angeführt zu werden, der im Jahre 1371 unter der Regierung Königs Karl des V zu Paris, auf der Insel Notre-Dame, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofstaates, zwischen einem Edelmanne und einem **Hunde** gehalten wurde. La Colombière in seinem Théâtre d'honneur et de Chevalerie Tom. II. p. 300 erzählt diesen Zweikampf so: Macaire, ein Edelmann und Bogenschütze bei der Leibwacht des Königs, beneidete einen andern Edelmann, Aubry de Montdidier genannt, welcher ebenfalls Bogenschütze war, um die Gunst, welche der König für ihn hatte. Er lauerte ihm daher so lange auf, bis er ihn endlich, bloß von seinem Hunde begleitet, in dem Walde von Pondy antraf. Hier fand er die günstige Gelegenheit, seinen Haß zu befriedigen: er brachte ihn meuchelmörderischer Weise um das Leben, scharrte ihn in dem Walde ein, und kehrte darauf unbefangen nach Hofe zurück. Der Hund aber blieb so lange unbeweglich auf der Grube, worin sein Herr lag, bis ihn die Gewalt des Hungers zwang nach Paris zur Hofhaltung des Königs zu gehen und von den Freunden seines Herrn Brot zu begehren; wonach er alsogleich wieder an den Ort zurückkehrte, von dem er gekommen war. Da er dies öfter wiederholte, dabei sehr niedergeschlagen und traurig war und durch sein außerordentliches Bellen seinen Schmerz verrathen zu wollen schien, so folgten ihm einige, die ihn immer kommen und gehen sahen, in den Wald. Dort sahen sie ihn auf einem Orte stille stehen, wo die Erde noch ganz frisch umgegraben war. Dies bewog sie nachzugraben, und sie fanden den Ermordeten,

den sie dann auf eine anständigere Art zur Erde bestatteten. Ein Verwandter des Ermordeten nahm den Hund nachher zu sich; und da dieser seinen neuen Herrn begleitete, bemerkte er von ungefähr den Mörder seines ersten Herrn. Sogleich fiel er denselben in der Mitte von andern Edelleuten mit der größten Heftigkeit an, sprang ihm an den Hals und schien ihn erwürgen zu wollen. Man schlug ihn, man jagte ihn weg, er aber kam immer wieder zurück; und weil man ihn abhielt, sich dem Mörder zu nähern, so richtete er sein Gebelle und seine Drohungen nach dem Orte zu, wohin sich derselbe gerettet hatte. Da er seine Angriffe jedesmal wiederholte, so oft er jenem begegnete, und da er übrigens niemand was zu Leide that, so fing man an, die Ursache davon zu vermuthen. Der König, welcher von allem benachrichtigt ward, wollte die Bewegungen des Hundes selbst mit ansehen. Er ließ ihn daher zu sich bringen und befahl, daß sich der verdächtige Edelmann in die Mitte der Anwesenden verbärge, die in großer Anzahl zugegen waren. Der Hund wählte sich unter allen diesen sogleich seinen Mann aus, er warf sich mit noch größerer Heftigkeit als gewöhnlich auf ihn und schien den König durch sein erbärmliches Gebelle um Gerechtigkeit und Rache anzuflehen. Er erhielt sie auch. Denn der König, durch diesen wunderbaren und seltenen Vorfall und durch andere Anzeigen bewogen, ließ den Verdächtigen vor sich kommen und drang in ihn, die Wahrheit von dem zu bekennen, dessen ihn die allgemeine Sage und die Angriffe des Hundes beschuldigten. Aber aus Schaam und Furcht, eines schändlichen Todes sterben

zu müssen, läugnete er alles auf das hartnäckigste; so daß der König endlich gezwungen war, einen höchst sonderbaren Zweikampf zwischen ihm und dem Hunde zu verordnen; als das einzige Mittel, wodurch mit Gottes Fügung die Wahrheit entdeckt werden möchte. Sie wurden daher beide in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes auf den Kampfplatz geführt. Der Edelmann war mit einer großen und schweren Keule bewaffnet; der Hund hatte außer seinen natürlichen Waffen nur ein Faß mit durchbrochenem Boden zu seinem Zufluchtsorte. Sobald er losgelassen wurde, lief er sogleich auf seinen Feind zu; aber durch die Keule desselben, welche stark genug war, ihn mit einem Schlage zu Boden zu strecken, wurde er bewogen, ihm auszuweichen und bald da bald dort um ihn herum zu laufen. Endlich ersah er seinen Vortheil so wohl, daß er sich mit Einem Sprunge an die Kehle seines Feindes warf und ihn so gut faßte, daß er ihn zu Boden riß. Nun war dieser gezwungen, um Barmherzigkeit zu rufen und den König zu bitten, daß man das wüthende Thier von ihm los machen möchte, indem er alles bekennen wolle. Der Hund wurde also von ihm weggebracht, und er bekannte den Richtern, die sich ihm auf Befehl des Königs genähert hatten, daß er seinen Amtsgenossen ermordet, ohne daß es jemand gesehen hätte, als der Hund, den er für seinen Sieger erkannte.

Schon oben habe ich der päpstlichen Verordnungen gegen die Kampfrechte, die als etwas Gottloses und Verwerfliches betrachtet wurden, gedacht; hier zum Schlusse mögen noch einige Worte von den Verordnungen folgen,

welche die deutschen Kaiser, Könige und andere Fürsten gaben. Sie ertheilten besonders den Bewohnern der Reichsstädte Vorrechte und Vergünstigungen, daß sie, wenn sie auch gefordert würden, nicht kämpfen sollten. Diese Vergünstigungen sind für die ganze damalige Zeit bedeutsam; sie beweisen, daß die Bürger, die Bewohner der Städte, nachdem sie in den unruhigen Zeiten der fränkischen und schwäbischen Könige das Recht der Wehrhaftigkeit und hierdurch das vom Adel ihnen oft und lange bestrittene Recht der freien Geburt wieder erlangt hatten, auch vollkommen befugt waren, sich des Kampfrechtes zu bedienen, wie es dem Adel und den andern Freien erlaubt war. Aber der frühere kriegerische Hang war durch bürgerlichen Fleiß und Arbeitsamkeit gemäßigt worden, sie fanden wenig Behagen daran, durch eine so heftige Art und Weise sich Recht zu verschaffen und sich von Beschuldigungen zu befreien. Vielmehr ging ihr Bestreben nunmehr dahin, sich dieser Verbindlichkeit des Kampfes, wenn sie dazu aufgefordert wurden, zu entledigen. Deshalb waren sie bemüht, von den Königen die Vergünstigung zu erhalten, daß sie nicht zu dem Zweikampfe gezwungen werden durften, und erhielten sie auch. So gab Rudolf von Habsburg der Stadt Rothenburg an der Tauber 1274 eine solche Vergünstigung, worin es heißt:

„Es soll noch mag kein Auswartman (kein außer der Stadt Gesessener) vmbe keinerley Sache nicht laden, noch kempflichen ansprechen, keinen vnsern Burgern von der vorgenannten Statt.“

Kaiser Karl IV bestätigte im Jahre 1358 das schon von Rudolf von Habsburg und dessen Sohn Albrecht der Stadt Frankfurt am Main ertheilte Vorrecht mit folgenden Worten:

„Daß niemand keinen vnsern noch des Reichs Burger von Franckfurt, auß derselben Statt von Franckfurt vor kein Gericht laden noch beclagen soll — weder vmb Gut, noch vmb Schuld, aigen, Lehen, Pfandschaft, noch vmb kein ander Gut — vnd auch in Kampfweise."

Eine gleiche Vergünstigung ertheilte Karl IV im Jahre 1355 auch der Stadt Worms:

„Wir bestätigen ihnen auch die Freyheit, daß sie niemand kemppen (zum Kampf ausfordern) mag."

Solcher Verordnungen finden wir nun mehre; bei den meisten indessen ist anzunehmen, obgleich es nicht klar ausgesprochen ist, daß die Reichsbürger, die Bürger also bevorrechteter Städte, nur die Vergünstigung erhielten, sich nicht bei auswärtigen Gerichten zum Zweikampf zu stellen, bei ihren eigenen Gerichten aber konnten sie ihn nicht ausschlagen. Als ein merkwürdiges Beispiel, wie verbreitet diese Kampfesgewohnheit war, wie sie die Kaiser selbst nicht zu vernichten wagten, zeigt eine Vergünstigung, welche König Siegismund im Jahre 1437 seinem berühmten Kanzler Kaspar Schlick ertheilte, worin es heißt:

„Es sollen auch egenante Caspar, Seine Brüder vnd Ihre Erben, niemand wer der sey pflichtig sein, zu antworten, oder statt thun, es seye vmb

Kampf, oder keinerley ander Sachen willen, es sey dann ein Graf oder Grafens Genoß."

* * *

Wir gehen nun von diesen Einzelkämpfen zu den Gesammtkämpfen der Ritter über, und zu der Art, wie sie im Feld- und Festungs-Kriege mit einander stritten.

Die Verkündigung des Krieges ward sehr einfach gehalten, indem man Friede und Freundschaft feierlich aufsagen ließ. Ein Beispiel aus Ottokar v. Hornek wird dies am besten verdeutlichen.

Nach Ostern kamen ungrische Boten (von König Andreas von Ungarn) in Wien an, besorgten sich zuerst Herberge und gingen am andern Tage zum Herzoge (Albrecht), der sie minniglich grüßend empfing. Sie sprachen: Gnade, edler Fürst, sey euch von uns gesagt. Worauf einer von ihnen dem Herzog ihre Beglaubigung überreichte. Der Herzog gebot einen Schreiber zu rufen, der den Brief öffne und lese. Das geschah. In dem Briefe stand: Was euch die Ueberbringer dieses im Namen ihres Herrn vortragen, das sollt ihr für gültig annehmen. Da sprach Albrecht: ich glaube gern, was ihr von eurem Herrn bringt; redet also. Hierauf nahm der Boten einer das Wort und nach der Anrede: Edler Fürst und Herr! bat er, daß man seinen Auftrag nicht ihm zurechnen möchte, und fragte den Herzog, ob er geneigt sey, in die Auslieferung der neulich von ihm genommenen ungrischen Orte zu willigen. Als Albrecht, statt der Antwort, weitläuftig zu erörtern versuchte, wie er zu jener Fehde durch

den ungrischen Grenzherrn Grafen Iban selbst genöthigt gewesen sey, so lenkte die Botschaft wieder auf ihre Frage ein, sie nochmals in bestimmte Worte fassend. Ich bin bereit zu Recht und Minne, erwiderte der Herzog darauf, früher geb' ich aber die Feste nicht. Darauf erklärten die Boten Absage und Aufhören von Fried' und Sühne im Namen ihres Herrn, des Königs, der bereits die Heerfahrt gegen Oesterreich gelobt habe. „Es ist nicht zum erstenmale, rief Albrecht, daß von den Ungern gegen diese Lande gestritten worden, ohne uns von Ehr' und Habe zu vertreiben." Die Boten aber beurlaubten sich.

Die Ritter waren es, denen die ganze Last dieser genannten Kriege oblag, indem sie stets bereit waren zu Pferde zu streiten, oder sogar auch von den Pferden abzusitzen, um Verschanzungen anzugreifen und gegen die Mauern einer befestigten Stadt Sturm zu laufen. Die übrigen Kriegsvölker leisteten nur eine schwache Hülfe. Einige schlechte Bogenschützen und eine zahlreichere Masse von schlecht zusammengehaltenen und noch schlechter geübten Gemeinen diente fast zu weiter nichts, als daß sie die von der Ritterschaft geschlagenen, niedergemachten oder verjagten Kriegsvölker umbrachten und beraubten. An der Seite der Ritter und unter ihrem Fähnlein fochten ihre Knappen, Knechte, Wappener, die Fußgänger u. s. w., wenn die Ritter im Stande waren, eine Anzahl solcher Leute im Kriege zu ernähren und zu unterhalten. Wenn sie dies nicht konnten, so war es ihrer Würde nicht nachtheilig, der Lehnmann eines reicheren und mächtigern Ritters zu werden, Sold von demselben anzunehmen, und

unter dessen Panier Kriegesdienste zu thun. Sobald die Ritter auf ihre großen Streitrosse sich begeben hatten und es zum Handgemenge gekommen war, hielten die Knappen hinter ihren Herren, die vollständig von ihnen bewaffnet worden waren, und sie konnten meist als müssige Zuschauer betrachtet werden. Die Ritter waren entweder in Flügel abgetheilt, oder nach einer Linie in doppelte Glieder gestellt. Diejenigen, welche erst vor dem Treffen die Ritterwürde erhalten hatten, wurden gewöhnlich in das vorderste Glied gestellt, um ihnen Gelegenheit zu verschaffen, die gute Meinung zu rechtfertigen, welche man von ihrem Muthe gefaßt hatte. In kleinern Geschwadern zu streiten, scheint erst in der spätern Zeit aufgekommen zu seyn. In dem Gefecht der beiden Ritterschlachtordnungen rannten die Ritter mit niedergelassenen Lanzen auf einander los. Die, welche verwundet, gestürzt oder aus dem Sattel gehoben waren, rafften sich entweder selbst auf, oder ihnen wurde durch ihre Knappen in die Höhe geholfen; sie ergriffen ihre Schwerter, Streitäxte oder Kolben und suchten sich zu rächen oder wieder in Gegenwehr zu setzen. So fluthete dann in lautem Gewimmel die Schlacht hin und her, meist von aller Ordnung verlassen, bis der eine Theil sichtbar die Oberhand gewann.

Wie solche Schlachten in frühster Ritterzeit geführt wurden, das beweiset uns wohl am besten die Abenteure der Nibelungen, in welcher erzählt wird, wie Siegfried, als Schaarmeister, das heißt Führer der Burgunden, gegen die Sachsen streitet. Die Fahne, welcher die ganze Schaar folgte, führte Volker, und als Schaarmeister ritt

Siegfried dabei. Als sie des Feindes Land berührten, verwüsteten sie es mit Raub und Brand. Sobald sie in die Nähe des Feindes rückten, sonderte sich der Heereszug, die Ritter zogen voran und ihnen folgte, als eine Nachhut, die Schaar der Knechte, geführt und beschützt von Dankwart dem Marschall und Ortwein. Drauf ritt Siegfried allein gewappnet auf die Warte aus, um zu beobachten, wie des Feindes Heer gegen sie anrücke, seiner Schaar Befehl an Hagen und Gernot überlassend. Bald erblickte aber Siegfried, daß auch ihm ein Held von des Feindes Heer auf der Warte entgegengesprengt war, um auch seiner Schaaren Zug zu beobachten. Das war der Führer des ihm feindlichen Kriegsgeschwaders, der König Lüdegast. Beide hatten sich kaum ersehen, als sie auch gleich mit ihren Lanzen auf einander losrannten, und als diese zerbrochen waren, gezogenen Schwertes wieder auf einander ritten. Nachdem Siegfried seinem Gegner drei tiefe Wunden beigebracht hat, nimmt er ihn gefangen und schlägt darauf noch von den 30 Mannen, die ihrem König zu Hülfe kommen, 29 nieder, nur einen am Leben lassend, der die Nachricht von der Tödtung seiner Gefährten und der Gefangennehmung des Königs ins Lager bringt.

Als Siegfried mit seinem hohen Gefangenen zu seinen Freunden zurückkehrt, heißt er ihnen die Fahnen aufbinden und sich seiner Leitung in die feindlichen Schaaren, die nun Lüdeger, der Bruder des gefangenen Lüdegast, befehligt, überlassen. Frohlockend eilten alle zu ihren Rossen, der kühne Spielmann Volker hob bald die Fahne empor und ritt muthig der Schaar vorauf. Als

beide feindliche Heere einander naheten, da drangen sie auf einander ein mit grimmigen Stößen und furchtbaren Schwertes-Streichen, und viel manche weite Wunde ward gehauen, so daß man über die Sättel das rothe Blut fließen sah. Laut hörte man die Helden, ihre viel scharfen Waffen in der Hand, ertönen, und die von den Niederlanden drangen ihren Herren, die ihnen vorauf ritten, in die harte Schaar des Sachsen-Feindes nach. So ritt wie durch blutige Straßen dreimal Siegfried mit seinen Mannen durch das Heer des Feindes, und ihm folgten, auf allen Seiten in das Heer der Feinde dringend, die Burgunden-Ritter. Endlich reiten auch Siegfried und Lüdeger gegen einander. Da aber dieser an einer Krone, die auf dessen Schild gemalt war, den Helden Siegfried erkennt, da ruft er seinen Freunden und Mannen laut zu, des Streites sich zu begeben, da Siegfried vom bösen Teufel hier gegen Sachsen gesendet worden sey und mit ihren Feinden streite. Nun wäre kein Sieg zu hoffen, und sie sollten die Fahnen niederlassen, damit sich der Kampf im weiten Felde lege. So geschieht es auch.

Dies mag ein ungefähres Bild von dem geben, wie der Kampf in freiem Felde gehalten ward; und so lange es bloß auf körperliche Kraft, Stärke und Gewandtheit ankam, ist wohl anzunehmen, daß es immer so blieb und sich nur in wenigem änderte. Die Ritter führten auch oft Geschwader ihrer Mannen oder Söldlinge an, theils in offener Feldschlacht, theils zu kleinern Gefechten. An Ermahnungen vor Beginn des Kampfes fehlte es nicht, besonders in den Augenblicken, wenn die erste Nachricht

von der Nähe des Feindes kam. So erzählt denn z. B. Hornek in der Schilderung eines Krieges in Kärnthen (Kap. 566—576), daß der Marschall des alten Herzogs Meinhard von Tyrol und Kärnthen, Heinrich der Zold, mit einer Schaar Kärnthner, so wie Konrad von Aufenstein mit einem Haufen von der Etsch, einen Zug gegen die Stadt Griven machte, worin der Gegner seines Herzogs, Graf Ulrich von Henneberg saß, dem ein Dienstmann des Herzogs, Wilhelm Scherfenberg, bestochen durch 4000 Mark, zugezogen war. Als die Nachricht von der Nähe und Menge des Feindes erscholl, da rief Heinrich mit starker Stimme: ihrer keinen möchte ich von dannen wünschen; wir gewinnen desto mehr, wenn ihrer viele sind. Ich sehe hier so manchen werthen Mann, von dem heute so mannlich und so wohl gethan wird, daß ihm Herzog Meinhard der Alte immer dafür danken soll. Wer daheim eine liebe Ameie (Freundin, Geliebte) hat, der soll sich heute durch sie vor Hauptschande befreien. Ihr Kärntner, gedenkt, daß man euch zaghafter That vor kurzem geziehen, vernichtet heute diesen Ruf. Nun drauf, ihr zieren Leute! Gedenkt an den Augenblick, wo ihr von rothem Munde freundlichge grüßt sein werdet, und wißt, daß ihr euren Frauen jede Trauer nehmt, wenn ihr euch heute so erschauen laßt, daß man sagt, ihr seid gut. Nichts thut dem Gemüt der Frauen so sanft, als wenn man ihrem Geliebten den Preis zuerkennt." — Drauf sprach Konrad von Aufenstein: „So wie der Marschall hier den Kärntnern gerathen hat, so sei auch den Etscher Herren von mir gerathen, daß sie nicht handeln, wie sie

handelten, als man zu St. Veit meinen Herren aus dem Kampfe hinführte, daß ihrer keiner unter ihnen weder an seinem Leibe noch an seinem Ros eine Wunde empfing. Hinfort sagt man von uns nichts Ehre Bringendes, sondern: wir wären hohes Muthes voll, wenn wir Tirolisch bei den Frauen tanzen und in Kleidern herumschwänzen, die mit Silber beschlagen sind. Sehe ich heute einen Verzagten, der sei gewiß, er sei wer er wolle, wenn ich nach Meran komme und sehe ihn bei seiner Frau sitzen und in seiner Minne mit höflichen Geberden gar schön thun, ich ruf ihn darum an. Heute sollen wir uns wehren und solch Fechten erblicken lassen, daß die Frauen daheime Streit darüber haben, wer der Mann sei, welcher das Beste gethan." — So ritten die Schaaren gegenseitig heran; bald erklang das Kyrieleis, und sie stürzten gegen einander, daß das Krachen weit hin erscholl.

An Zaghaften fehlte es, trotz der ermuthigenden Rede, auch hier nicht, die sprengten entsetzt zurück und schwuren, wo sie hinkamen, es sey hinter ihnen alles umgekommen. Solchen ging es dann aber doch gemeinhin schlecht, wie Hornek in derselben Stelle ein Beispiel erzählt. Unter ihnen war ein Mann von der Etsch, Schönecker geheißen, den man, dem Leibe nach, für einen Weigand (mächtigen Kämpfer) hielt. Der war mit 7 Knechten gekommen; 4 von ihnen hielten wacker im Streit aus, aber nicht so ihre 3 Mitknechte und der Herr selbst. Dieser spottete des Marschalls, der, als ein bejahrter Mann, von rothen Lippen geschwatzt habe und ihretwegen den Tod im Felde suchen wolle. Freilich könne der wohl sterben, da er so

alt sey, und seine Kinder würden vom Herzog desto mehr Gewinn zu erwarten haben. Auch der Aufensteiner sey ein Thor, mit den Frauen zu drohen. Ich, setzte er hinzu, bin ein junger Ritter, der Lebensfreuden nicht satt. Mich mag meine Frau lieber gesund schauen und herzen, als schwere Wunden salben. Dies seinen Knechten sagend, ritten sie frisch zu über das dürre Moor. Da traf sichs, daß Herr Friedrich von Chanol, ein mannhafter Ritter, um noch am Streite Theil zu nehmen, mit zween Knechten eilig des Weges dahertrabte. Wie er durch den Staub den Flüchtling mit aufgebundenem, glänzendem, verziertem Helme erblickt, redet er ihn sofort an und fragt: wo er hin wolle? und obgleich jener erwidert: der Told und der Aufensteiner sind auch auf der Flucht, wir haben den Sieg verloren, — merkt er dennoch, daß er einen Flüchtling vor sich habe. So sollst du auch vor mir verloren seyn, ruft er ihm zu und fällt ihn unwillig an. Mit blutigen Wunden endlich läßt er ihn und die Knechte weiter ziehen und reitet dann zum Kampfplatz. Nicht besser ging es den andern Flüchtlingen, die gen Volkenmarkt geeilt waren und dort dem Sohne des Herzogs Meinhard, Heinrich, verkündeten der Streit sey verloren. Der war sehr betrübt, bis der wahre Bote angeritten kam, der Sieg und Freude verkündete, und sich reichen Botenlohn erwarb. Nicht lange, so zogen die heimkehrenden Siegeshelden heran. Das Thun der Flüchtlinge ward nun offenbar. Vorm Spott mußten sie seitwärts in Ställen sich verbergen und ließen sich wohl zehn Tage lang

ihre Speisung durch Knechte bringen. Andern Tages sah man die Beute theilen, viel Eisengewand und Rosse.

Die Art und Weise der Ritter, in ganzen geschlossenen Reitergeschwadern, Mann gegen Mann, oder auch einer gegen mehre, von der Nähe aus zu kämpfen, wurde schwäbische Sitte genannt, weil das ritterliche Leben und Kämpfen in Schwaben und den Rheinlanden wohl seine größte Ausbildung gefunden hatte. Schlimm waren nun die Ritter daran, wenn sie mit andern Völkern, z. B. den leichten Ungarn und Tartaren, die eine ungeschlossene, schwärmende Kampfart hatten und aus der Ferne schossen, streiten sollten; dann verloren sie gemeinhin, besonders wenn sie tollkühn in diese Kampfart eingingen. Ein Beispiel, welches uns Ottokar v. Hornek in seinem österreichischen Zeitbuche Kap. 268—279 ebenfalls erzählt, möge für viele dienen. Es ist der Kampf der Ungarn unter Graf Yban mit Herzogs Albrecht v. Oesterreich Mannen, welche sein Marschall von Landenberg, ein Schwabe, führte, im Jahre 1286. Beide Schaaren waren gegen einander gerückt, und die Markmänner hatten wohl die große Anzahl der Bogenschützen erkundet. Da hält der Marschall von Landenberg Rath: die Herren Albert von Buchheim (ein Oesterreicher) und Berthold von Emmerberg (ein Steirer) rathen zum Rückzug, da man hier im ungarischen Felde Umgehung und Schießen aus der Ferne, worin man dem Feinde ungleich sey, fürchten müsse. Dieser Meinung stellten sich die anwesenden schwäbischen Herren entgegen, welche solchen Rückzug für Zaghaftigkeit ansahen. Besonders breit mit Worten machte sich einer

von ihnen, der Herr von Wangenberg, sprechend: „Herzogen Albrecht müßte ja sein Gut reuen, das er jährlich an mir verthut. Die Oesterreicher beneiden mich so schon, wenn ich so weite, scharlachene, auf die Schuh hangende Ermel trage, und fluchen dem Herzoge, daß die Ermel sogar mit Hermelin unterzogen sind. Die Ermel kosten manch Pfund; bloß an Behwerk so viel, als drei andrer Ritter Mantel an Futter kosten. Man schrie gewis mehr über mich zu Wien, wenn ich solcher Milde heute nicht dienen wollte. Wer weggehen will, gehe. Ich will mit Ungarn streiten."

Ein Herr von Wartenfels sprach im gleichen Tone, und der von Ried sagte: „Ziehen wir zurück, so plündern die Ungern in Oesterreich. Drum denk' ich, wir empfangen sie mit Stich und Schlag. Mit uns Schwaben sollen sie nicht, wie mit den Markmännern, zu thun haben, ihrer besten Schützen vier lass' ich auf mich schießen. Wann ich in meiner Platten und in meinem Helmfaß bin, was frag' ich darnach? Herr Marschalk, ich will hier bei diesen guten Knechten bleiben und mit den Ungern fechten. Wem das nicht behagt, der reite, wo er will." — Noch mehre vom Hofgesinde sprachen. Die Verhandlung dauerte lange. Unterdeß kam ein Wartmann gerannt und schrie: „Bereitet euch schnell, die Ungern ziehen heran, Ros an Ros, Speer an Speer!" — „Herr Marschall, — riefen die Schwaben, — nun gilts, die kommen nicht zum Spaß!" — Aber ein Oesterreicher rief: „Oesterreich geht zu Schanden, eh' ihr die Geigen stimmt! (ehe ihr mit Kriegsrath

fertig werdet und zum Aufspielen mit blutigem Fiedelbogen bereit seyd)."

Im Fluge kamen die Ungern mit ihrem Bogengeschoß, worin sie stark zu fürchten sind. Die wenigen Bogenschützen befehligte man ihnen entgegen; aber bald wurden der Ungern immer mehr und mehr, und zur Verwunderung wie zum Verdruß der Schwaben, welche glaubten, daß nach schwäbischer und rheinischer Sitte gekämpft werde, bemerkten sie, daß die Feinde sich nicht schaaren wollten. Yban hatte den Befehl ertheilt, man solle die Deutschen nur in ihren Rotten lassen und sie allein mit Schießen beängstigen; niemand solle so nahe gehen, daß es zum Stechen und Schlagen käme. So wurden nun die Deutschen umzogen, vorn und hinten, und viel Pferde und Leute erschossen. Man sah keinen Ausweg. In der Noth rief der Marschalk die Gesellen um Rath an: „Ihr habt — antwortete der Buchheimer — heut meinen und anderer Märker Rath verschmäht. Sehet nun, was kommt. Ich jedoch bleibe bei euch, und wär' es nur, um zu wissen, wie viel Ungern ihr hier im weiten Felde erschlagt. Ich und meine Gesellen (die mehrfach genannten Markmänner, Gränzvertheidiger, die allein auf Kampf mit den Ungern sich einlassen konnten, da sie ihre Art verstanden), wir könnten uns wohl retten, wir thun es aber nicht. Ich will nicht den Fluch auf mich laden, daß ich den Magenbuch (einen andern früher genannten Ritter, der ungrische Rosse fangen wollte) abgehalten, für seinen Wirth in Wien sich vier ungrische Rosse zu fangen, um damit sein Pfand zu lösen."

Eben so vergeblich bat der Marschalk den Emmerberg um Rath, der ihm nichts zu sagen wußte, als daß er, da man einmal ins Verderben gerannt, zu Gefangenschaft oder Tod bereit sey. „So sendet doch, — sagte der von Ramschwag im Zorn — einen Knappen hinüber, der entweder Frieden begehre, oder daß der Feind nach Männersitte um aller Frauen willen degenlich mit uns zu fechten komme.“ Dies that man; ein Schütze erhielt den Auftrag. Der schrie laut den Ungern zu, daß er ein Friedensbote sey. Sie erschossen ihn. Solche Missethat können die Ungern begehen!

Nun hatte diese Noth wohl bis zur fünften Stunde gedauert, da bat der Marschall den Herrn Pernold von Tellisbrunn, hinüber zu reiten und den Grafen Yban zu mahnen, daß er sein unritterlich Schießen einstelle und, wenn er Ruhm suche, geschaart heranziehe zum Kampf mit den Schwertern. Der Tellisbrunner erwiderte: „Wollt ihr, Herr Marschalk, daß ich euch solche Antwort, wie jener Bote, zurückbringe? Ich möchte wissen, ob ihr im Ernst redet, daß ich die zum Schwert herausfordern soll, die keinen Harnisch tragen. Es wäre der Ungern Spott, die von uns begehren möchten, daß wir den Harnisch ausziehen und mit Bogen anreiten sollten.“ — „In Treuen — sprach ein Schwabe — die Harnisch ziehen wir nicht aus, so lange wir Händ' und Füße rühren. O weh dieses Unglücks! müssen so nackte Leute solche Ritterschaft überwinden! welch ein Schimpf, wenn diese Mähr' nach Schwaben kommt und an den Rhein!“ — Indessen flogen fortwährend Pfeile und Speere zu den Rittern, und

die Rosse bäumten sich vor Wunden. Da ritt einer vom Rhein, dem gleichfalls die Sitte seiner obern Lande im Sinne steckte, herzu mit den Worten: „Herr Marschall, eilt euch mit dem Frieden. Wir taugen zuletzt zu gar keiner Vertheidigung mehr, wenn all' die Rosse drauf gehen." — Diesen fuhr der Marschall unmuthig an: „Held! glaubt mir, ich habe so viel fremder Länder Sitte erfahren, als ihr. Möcht' ich uns auf diese Weise retten, daswär' längst geschehen. Nach unsrer heimischen Art haben wir heute die Landleute (d. h. hier den östreichischen Adel) zu Schaden gebracht, denen wir hätten folgen sollen. Ihr Schwaben habt gedacht, es ginge gegen die Franzosen; aber so kurtois ist Herr Yban nicht." — „In Treuen — sagten da die Schwaben — das haben wir nicht gewußt, daß das Ding hie also liegt."

Endlich, da Ross' und Mannen voller Pfeile waren, hielten die Ungern inne und gaben den Bitten Gehör. Die Steirer ritten über, als Gefangne sich entblößend von Harnisch und Kleidern. Graf Yban theilte die Gefangenen mit seinen Brüdern und zog mit der Beute fröhlich ab. —

Da in dieser Stelle gerade kurz auf die Art und Weise hingewiesen ist, wie Gefangene behandelt wurden, so wird es am besten seyn, ausführlicher das darüber aus alten Nachrichten Hervorgehende hier anzuführen. Der Ueberwundene verlor zuerst seine Rüstung und sein Roß, oft mußte er auch noch ein beträchtliches Lösegeld versprechen, oder ward auch so lange in Haft gehalten, bis er es bezahlt hatte. Hier ist auch die Quelle der meisten

Klagen in altdeutschen Gedichten über das Pfand zu setzen, welches die Ritter auszulösen genöthigt waren. Daher waren so vielen die reichen Geschenke der Fürsten und Herren bei großen Festlichkeiten so willkommen, indem sie auf solche Weise in den Stand gesetzt wurden, theils ihre Schulden zu bezahlen, theils aber auch durch erhaltene Harnische, Schwerter, Gewande, Rosse den früher erlittenen Schaden und Verlust zu decken. Auch bei dem Beute-Machen im Kampfe gab es bestimmte Richtschnur und Gesetze; denn es gab Beute, die nur den Herren, andere, die den Knappen zufiel. Auch davon giebt Hornek ein Beispiel, so wie von der hurtigen Art, mit der es dabei herging. Die Stelle ist genommen aus der Geschichte, wie die Venezianer Triest belagerten und zerstören wollten, und daher ein festes Lager der Stadt gegenüber errichteten, gleich einer Stadt, das sie semper Venetia nannten. Als den Triestern aber Entsatz kam, dessen Bedeutsamkeit sie durch List vermehrten, da entfiel den Venezianern der Muth und alles beeilte sich zur hastigen, übereilten und thörichten Flucht: „Den Triestern entging nicht, was da draußen plötzlich geschah. Losa her, los! riefen sie, die müssen Nachricht haben, daß der Patriarch (zum Entsatz) kommt! Und eilten flugs zum Ausfall, schickten auch Boten zum Raimundus, dessen Kriegsvolk hurtig anrückte. Indessen waren die Triester schon in des Feindes Stadt eingedrungen, recht, als kämen sie geflogen. Warta her! Warta! was die Schildknechte da Wunders thaten, und wie die Herrn es kräftig anfingen. Die Venediger hatten kaum Zeit mit schneller Eil auf das Wasser.

Mancher sonst träger Wälsche ward nun mit einemmale schnell, damit ihm seine Haut ganz ungehauen bliebe. Den Plünderern geriethen Beutel und Säcke in die Hände. Manch buntes Gewand ward in Theile zerrissen. Rosse und Eisengewand, Silbergeschirr und Gefäße wurden erbeutet. Was Schildknechte nicht haben dürfen, kommt den Knappen zu; und Silber- und Gold-Gulden, so auch Tuch und anders noch unverschnittenes Gewand wird für die Herrn genommen. Die Knechte sah man handhaben Madratzen, Gulter (Kolter, Decken, Polster), Rock und Gugel (Kappen), Hut, Harnisch, Pelz, Suknei, Lilachen, Plumit, Mantel, Decken, Umschlagetücher, Teppiche und Ueberzüge von Stühlen" u. s. w. Bei dem reichen Weinvorrathe entstand der meiste und hitzigste Streit.

Tag und Ort der Schlacht wurden oft vorher bestimmt; oft suchte aber auch jeder den besten Platz zu gewinnen, Späher schlichen umher, Wartmänner wurden ausgeschickt, wie z. B. Kaiser Rudolf von einer Höhe, die man der feindlichen Warte abgejagt, „durch erfahrene Männer, welche große Schaaren zu schätzen im Stande sind," Königs Ottokar Lager beobachten ließ. Oft wurden die Wartmänner handgemein, und die von beiden Seiten gesendete Verstärkung entzündete die allgemeine Schlacht.

Ausgezeichnete Ritter strebten das Hauptbanner zu tragen; einem der kühnmuthigsten und tapfersten ward es ertheilt, einer ordnete alle Schaaren und verordnete gemeinhin eine Nachhut, um dem Angriff mehr Nachdruck, dem

etwaigen Rückzug Halt und Stärke zu geben. Ungern traten die Ritter in diese Nachhut.

Unterdessen musterten Ritter und Knechte ihre Waffenstücke, Uebergurte und Steigbügel, in der Seele von verschiedenen Gefühlen bewegt. „Manchem, der noch nie betäubenden Schlag empfand, schlug das Herz. Dieser und der traf Anordnungen zur Pflege seines Weibes daheim, und ein Freund sagte dem andern zu, am Tage der Schlacht stets nah und gegenwärtig zu sein. Man beichtete, man hörte die Messe im Lager und genoß den Leib des Herrn, und zwar früh am Tage, worauf die Zeichen der Heerpauken und Posaunen oder Trommeln und Heerhörner erhallten." Alsbald bestieg man die Rosse, die Rottmeister und Marschälle ordneten schnell, und die Schaaren rückten aus. In diesem Augenblicke sprengten der Jungherren viele zu ihrem Fürsten und Feldherrn heran, mit dem höflichen Gesuch um den Ritterschlag, der ihnen, wenn die Zeit kostbar ist, nur kurz, über Schild und Schwert ertheilt wird. (König Albrecht gab an einem solchen Morgen 100 Jungherren das Schildesamt.)

Drauf rücken nun die Schaaren weiter und breiten sich im Gefilde, oft getheilt in 2, 4, 6 Schaaren und Treffen. Ihre Führer oder Bischöfe und andere Geistliche ermuntern sie durch Reden. Sobald der Feind erblickt wird, stürzt man die Helme nieder, und ein Kyrie Eleison oder Sancta Maria wird angestimmt, welches dumpfmurmelnd in den Helmen ertönt haben muß. Selten nur wurden einzelne Schützen, also geringe Knappen, vorangesendet, um den Feind zu hindern, daß er sich in seine

Rotten theilen konnte; gemeinhin ritten einzelne Ritter aus Hoffahrt oder Ruhmsucht auf den Plan, um einzelne Kämpfe zu suchen. Diese rief man nun entweder zurück, und dies galt als Zeichen des Schlacht-Anfangs, oder ihnen folgten auch wohl mehre, wie den Wartmännern, und so entzündete sich oft nach und nach die Schlacht.

Anders war es, wenn ganze Schaaren auf einander stürzten. „Womit soll ich, ruft Hornek (Kap. 154) aus, den ungeheuern Krach vergleichen, der sich erhub, als man stark anreitend von beiden Heeren mit kräftigem Druck zusammen stieß, mit Hurt in einander sich klemmte und mannhaft stach und schlug?"

Da ward, heißt es auch Kap. 521, ein

Temmern und ein Klingen
Von Swerten und Kolben swer,
Als do tausend Mäder (Mäher)
Schärfen ihr' Senneisen.

Und (Kap. 521.):

Da ward gedengelt und getemmert
Und auf Helmen gehämmert,
Daß das Feuer glest (glänzte)
Aus manchem Helme fest,
Von manchen Swertes slägen.

Entweder fochten nun alle Schaaren zugleich in der Breite des Feldes mit den Schaaren der Feinde, oder nach einander aufreitend, erst die vordersten, bis diese ermüdet, von den andern unterstützt wurden. Der deutsche Heerführer zeigte sich selbst als mannhafter Ritter mit Speer und Schwert, wie denn Kaiser Rudolf in der

Schlacht am Weidenbache dem Ritter Herbot von Füllenstein mit dem Speer durchs Helmfenster stach, daß er vom Rosse stürzte. (Wogegen die Könige von Frankreich und Ungarn, wie Hornek sagt, dem Herkommen ihrer Lande gemäß, den Kampf mieden und nur von ferne zuschauten.)

War des Gegners Macht durchritten und geschlagen, so wandten sich die Sieger, um die Abgeschnittenen und Bügellosen zu Gefangenen zu machen, was aus Ritterlichkeit und des Lösegeldes wegen dem Morden vorgezogen wurde. Die Gefangenen behandelte der Ritter, der sie fing und behielt, mit Milde und Großmuth; nur wer den Ungern in die Hände fiel, mußte sogleich Harnisch und Kleider hergeben.

Uebrigens schwärmten Schildknechte und Buben auf dem Wahlplatze und im ersiegten Lager umher, wo die Kammerwagen erbrochen, die Saumschreine zerschlagen, Watsäcke umgestürzt und zerschnitten wurden. Treue Knechte sah man nach ihren Herren suchen. Der Sieger blieb aber, nach alter Sitte, auf dem Schlachtfelde bis zum dritten Tage, die Todten und Verwundeten zu besorgen.

Für unritterlich ward jeder Zeit das Ablegen des Harnisches und verstellte Flucht, um dadurch Vortheil zu gewinnen, gehalten. Vielmehr sagt Hornek:

An Rittern priesen die Frauen
Nichts anders dann hauen
Und feste vorhalten.

Was den Festungskrieg der Ritter anbetrifft, den Krieg gegen feste Städte und ihre Burgen, so mangeln

darüber theils Nachrichten im Ganzen, und nur einzelne Bruchstücke kamen auf uns, theils war aber auch die ganze Kampfart sehr einfach. Was den Kampf aus der Ferne betraf, so sagt uns davon die Chronik von Speier beim Jahre 1375: „in und außer der Stadt Speier sind Geschütz, Bliden genannt, gestellt worden, damit man mit großen Steinen gegen die Feinde werfen könne. Auf die Thürme und Mauern hat man viele große Böcke mit Armbrüsten gebracht, daraus man starke, dicke, mit Eisen aufgespitzte und gefiederte Pfeile geschossen." Eben so warf man mit solchen Schleuderwerkzeugen große Steine, ja auch Kugeln von Metall, suchte die feindlichen Mauern zu zertrümmern, die Gegner zu erschlagen und unter den niedergestürzten Mauern zu begraben. Besonders wichtig erachtete man aber auch an den Orten, die auf flachem Felde lagen, unterirdische Gänge zu machen und sich in die Burgen und Städte hinein zu graben, um unvermuthet die Belagerten anzugreifen und zu empfangen. Je größer nun die Gefahr war, durch diese unterirdischen Gänge in die Städte einzubrechen, um so mehr drängten sich die Ritter zu diesen Unternehmungen voran; und so oft diese Kriegslisten auch glückten, so waren sie doch auch wieder zu gewöhnlich und bekannt, als daß nicht dagegen gearbeitet worden wäre. Die Belagerten hatten Wege und Mittel, solche Arbeiten vorher zu entdecken, und dann ward eifrig aufgesehen, Frauen und Männer waren Tag und Nacht bereit und wach; diese, um den ersten, der den Kopf hervorstreckte, auf's Haupt zu schlagen; jene, ihm brühheißen Brei und Wasser auf den Kopf zu

gießen und so ihn und die ihm folgenden zu ersticken. Bei dem Sturm der Festen war es dagegen die Hauptsache, zuerst auf der Mauer zu stehen und im Angesicht der Feinde die Fahne des Ueberwinders aufzupflanzen. Ritter scheuten sich nicht, im Sturme die ersten zu seyn und die Leitern hinan zu steigen; ja es gehörte bisweilen mit zu den ritterlichen Gelübden das Versprechen, die Mauern der belagerten Stadt oder Feste zu ersteigen, wenn auch gewisser Tod dort ihnen drohte. Diesen stand denn auch oftmals schreckliches Verderben entgegen, indem die Belagerten ungeheure Felsenstücke und Steine auf die Anklimmenden schleuderten und sie, so wie ihre Sturmwerkzeuge, zu zerschmettern sich bemühten. Da waren denn auch die Frauen, wie wir eben gesehen, nicht ferne mit glühheißem Breie und siedendem Wasser, welches ebenfalls die Köpfe der Belagerer traf und sie vom Sturme abschreckte, oder sie gar unfähig machte, ihn auszuführen.

Bei Belagerungen fester Orte suchte man den in der Feste Befindlichen allen möglichen Abbruch zu thun, daß man keinen Vorrath, keinen Entsatz hinein ließ, das Trinkwasser und die Gräben ihnen abgrub und die Mauern zu zerstören suchte, um desto leichter in die durch Mangel von Besatzung entblößte Stadt dringen, oder die Burg stürmen zu können. Als Sturm- und Zertrümmerungswerkzeuge gab es nun viele, welche genannt wurden: Bliden, Tummerer oder Tummler, Katzen, Ebenhoch, Petrer (petrarii), Antwerke, Rutten, Mangeln und Igelswehr. Meist alle sind Wurfwerkzeuge, um Steine von gewaltiger Schwere gegen die oberen Wehre und Erker der Thürme

zu schleudern. So heißt es z. B. in Hornek's Zeitbuche, Kap. 691, bei einer Belagerung: „72 Wagen waren fortwährend beschäftigt, Steine herbeizufahren, und 4 Bliden und einige Mangeln, arbeiteten Tag und Nacht bis Wehre und Erker an den Ringmauern und am Thurme zerstürzten." Außer dem, daß sie zertrümmerten, füllten diese Steine auch die Gräben aus.

Aber nicht bloß Steine, sondern auch eigends bereitete Schwefelfeuer wurden von diesen Geschützen geworfen. Im Hornek (Kap. 311) thun dies einmal die Meister mit Rutten und stellen Antwerke dahinter, um eine Masse von Steinen in die Gegend des Daches, wo das Feuer fassen sollte, zu schleudern und das Löschen zu verhindern.

Ja Kap. 789 wird erzählt, daß in der Belagerung von Kuttenberg Albrechts Meister ein Antwerk aufrichtete, woraus er große, mit brennbarem Stoff gefüllte Kugeln schoß, die beim Niederfallen ein wüthendes Feuer von sich gaben.

Was die oben bemerkten Katzen betrifft, so sind dies gedeckte Werke mit Stoßzeug im Innern, die man, nach Ausfüllung der Gräben, trotz der Geschosse der Belagerten, bis dicht an die Mauern vorschob. Eben so wurden die Ebenhoch hinangetrieben, eine Art von Thürmen, mit Wurfzeug versehen und hoch, daß sie dazu dienten, in's Innere der belagerten Schlösser zu blicken. Daher auch der Name.

Hören wir, wie Kaiser Albrecht die Stadt und Burg Bingen belagerte! Da ihm sehr daran lag, diese Orte zu erhalten, so arbeitete sein sinnreicher Meister, Rot Erme-

lein genannt, gar thätig an allerlei Gerüst zur Brechung der Mauern, und nicht minder thätig waren die andern Meister mit ihren Werken. Einige Bliden kamen bald in Schwung, große Steine zu schleudern; Katzen und hohe Ebenhoch wurden hinangetrieben, selbst unter der Erde ward gearbeitet.

Nach 6 Wochen hatten sie die Mauer durchlöchert und so weit zerworfen, daß man hinein konnte. Da warteten die Bürger den Sturm nicht ab, und sobald sie durch Verordnung der Herren Gnade erhalten hatten, schwuren sie dem König und dem Reiche. Nun wendete sich der Angriff gegen die Burg an der Nahe, wo der Weg so schmal war, daß keine weite Katze da stehen konnte. Der kunstreiche Meister ließ daher eine kleine Katze machen und trieb sie ohne Säumen an die Mauer. Die Belagerten, um die Katze zu verdrängen, gruben dagegen. Darauf wußten die Angreifer Feuer in diese Gruben zu bringen, Rauch und Gestank zu erregen. Jene, zur Rache, wehrten sich wieder mit Rauch, indem sie Massen pechigen Holzes daran wandten. Da geschah, daß von dem ungeheuern Qualm sich die Burg entzündete, so daß die Besatzung nur einen einzigen Thurm zu enger Zuflucht behielt. Sie dachte an Ergebung. Dies war nicht nach Albrechts Sinn, der sie gern, zum schreckhaften Beispiel, getödtet hätte. Nur die Fürsprache Herzogs Otto von Baiern und vieler Freien, Grafen, Ritter und Knechte, bewog ihn, daß er nachgab und freien Abzug sammt der Habe verwilligte.

Die Belagerung der Stadt Günz und ihre Einnahme,

welche Ottokar v. Hornek, Kap. 312, erzählt, wird das Bild der Belagerungskunst und Art jener Zeit vollenden.

Als Albrecht sich mit starkem Haufen der Stadt nahete, begann ein kleiner Krieg in der Umgegend. Graf Ivan wußte den Futterholern allerlei Schlingen zu legen, so daß man unter den Deutschen bald an 600 Schildknechte vermißte, viele andere Händ' und Füße verloren und ferner nur mit Angst nach Futter ausgeritten ward. Endlich nach 11 Tagen hatte man sich zum Sturm bereitet. Sobald dies der Feind an dem Schallen und Tosen der unsrigen — Hornek erzählt — merkte und sah, wie die Panner gewappneter Helden sich naheten und man Tartschen und Leitern trug, so gab er die untere Stadt verloren und flüchtete in die Burg. Leicht wurden also die Unsrigen Meister des Orts, worauf die Schildknechte plünderten, vieles zerschlugen und Häuser in Brand steckten. — Schwerer war die Einnahme der Burg. Zwar trieb man Antwerke, Katzen und Ebenhoch hinan, und was irgend zur Vernichtung von Erker und Mauer dienen konnte, und des Herzogs sinnige Meister bemüheten sich Tag und Nacht; aber die Besatzung hielt sich, wie es biedern Männern geziemt.

Nun war ein Graben da, tief und wasserreich. Dorthin wurden alle Katzen getrieben, besonders eine, die gar tüchtig gearbeitet, an entblößten Stellen mit Rinderhäuten gedeckt und sonst gegen Feuerwürfe und Steine wohl geschirmt war. Man hatte sie bereits, dem feindlichen Schießen zum Trotz, bis in die Mitte des Grabens getrieben, als die Ungern, die Sorglosigkeit der Wachen

merkend, bei Nacht auf einem Floß überfuhren und die Katze anzündeten. Es gelang ihnen so, daß bald die Lohe aufschlug. Zum Glücke aber schnell bemerkt, ward das Feuer gelöscht, und die Anzünder mußten sich eilig entfernen. Seitdem schuf Albrecht bessere Hut; Ritter oder Knechte, an wen die Reihe kam, der mußte seine Zeit hüten. Tumberer, Rutten und Bliden arbeiteten derweil unverdrossen, und Wehr und Erker stürzten von der Mauer. Selbst unter der Erde ließ der Herzog einen Versuch machen; das Wasser war jedoch zu tief. Mehr fruchtete ein langer, mit Eisen beschlagener Stoßbaum gegen die Mauer. Um aber die Kraft desselben zu brechen, ließen die Belagerten dreifache Hürden herab, womit sie die Stöße auffingen. Der Herzog ließ deshalb scharfe, große Sicheln an lange Stangen befestigen, und die Stricke der Hürden damit abschneiden. Endlich siegte Gewalt über Witz; die Burg vermochte sich nicht länger zu halten; ob der Herzog gleich schwere Rache nehmen wollte, so ward er doch eines andern beredet, und der Besatzung wurde freier Abzug bewilligt, mit so viel, als die vorhandenen Männer und Pferde tragen konnten.

Das Ziel und der Zweck aller dieser kleinen und größern Kämpfe war, dem Feinde so viel als möglich Abbruch zu thun. War man nun dieser Plackereien satt und müde, dann wurde der Friede unterhandelt. Ein Beispiel, wie dies geschah, wird alles dahin Gehörige am besten erläutern, und da wir oben gesehen haben, wie König Andreas von Ungarn mit Herzog Albrecht von Oesterreich den Krieg anfing, so wollen wir nun sehen, wie er den Frieden schloß.

Sechs Wochen, oder mehr, hatte das ungarische Kriegsvolk auf östreichischem Boden gelegen, und der Stadt Wien so nahe, daß die Frauen häufig auf die Thürme stiegen und den Gefechten zusahen. Endlich, des Unfugs überdrüssig, ward Friede gewünscht. Von Seiten der ungarischen Bischöfe von Gran und Kolitscha wurden die deutschen Bischöfe von Passau und Sekkau zu einer Zwiesprach geladen, worauf ein lebhaftes Botenschicken zwischen Wien und dem ungarischen Lager, und gar bald ein Friede auf 8 Tage erfolgte. Sobald dies erreicht war, wählten die Ungern 4 hohe Grafen aus des Königs Rath, welche, nebst den zween genannten Bischöfen, mit Vollmacht zur Sühne versehen, nach Wien ritten. Die Bischöfe unsrerseits *) und viel andre Herrn ritten zur Ehrenbezeugung entgegen. Als man zusammentraf, begrüßten sich die geistlichen Herren lateinisch; die andern, so weder Latein noch Deutsch verstanden, verneigten sich nur gegenseitig. Dann ritten alle gemeinschaftlich nach Wien, wo ihrer beim Herzog, auch bei der Herzogin und deren Frauen, welche sich mit den besten Kleidern geschmückt hatten, ein freundlicher Empfang wartete.

In der Sitzung nahmen Steirer und Österreicher neben dem Herzoge Platz, gegenüber setzten sich die Ungern. Unsrerseits führten der Bischof von Sekkau und der Ordensmeister, Berthold von Maurperg, als Dollmetscher, das Wort. Man kam überein, daß die Gegner zuvor das

*) Man sey immer eingedenk, daß hier der Oesterreicher, Ottokar von Hornek, spricht.

Land räumen, alsdann die völlige Ausgleichung durch den Rath beider Fürsten, auf dem Felde zwischen Heunburg und Presburg vor sich gehen solle. Der Herzog nd 12 seiner Herren schwuren fernere Haltung des Stillstandes.

Zum Heimritt ward den ungrischen Gästen ein Geleit von 10 Herren gegeben, denen viele ihrer Mannen folgten. Sie hatten zugleich den Auftrag, vom König Andreas die Bestätigung des Verabredeten zu empfangen, die ihnen nicht versagt wurde. Der König gab sogleich Befehl zum Rückzug, und ließ die deutschen Herren durch Ungarn und Valbe wieder nach Wien geleiten.

Man sah nun auf dem bestimmten Plan zwischen Heunburg und Presburg, herrliche Gezelte aufschlagen. Der Herren, die sich alle da versammleten, war eine nicht geringe Anzahl, so Ungern als Deutsche. Und als die Verhandlung begann, gingen aus den 2 nicht fern von einander errichteten Hauptgezelten die Redner hin und her, den ganzen Tag durch, bis noch vor Anbruch der Nacht beschlossen ward, daß jede Partei 4 Schiedsrichter wählen solle. Diese 8 sollten schwören, nach Treue, Recht und Wahrheit die Streitsache zu ebnen. — Der König wie der Herzog, denen die Meldung davon zukam, gelobten schriftlich, dem Ausspruch derselben sich zu fügen.

Es war in Heunburg, wo die erwählten Schiedsrichter sich besprachen, und einig in ihrem Ausspruch, beide Fürsten nach Presburg luden. Nach wenig Tagen langten sie mit zahlreichem Gesinde an. Der Herzog, welcher sich zuerst eingefunden, sprang vom Pferde, dem einreitenden König entgegenzugehen. In den höflichen Reden,

deren hier viel geführt wurden, erinnerte man sich an des Königs vormaligen Aufenthalt in Wien. Als darauf beide von der getroffenen Einigung unterrichtet waren, reichte man in feierlicher Versammlung dem Könige die Handfeste, die er mit 30 Magnaten beschwur und mit königl. Insiegel versah; worauf sie durch den Erzbischof v. Gran dem Herzog überreicht wurde, der ebenfalls nebst 30 Herren schwur und sein Insiegel daran befestigen ließ. Alsdann stellte man sie dem Könige wieder zu, der sie laut zu verlesen befahl. Das Fernere gehört nicht hieher.

Ein viel besprochenes und in der Geschichte des Mittelalters und in der Ritterwelt oftmals vorkommendes Wort, ist das Wort Fehde. Ueber die Ableitung desselben herrschen verschiedene Ansichten; so viel erscheint nur gewiß, daß es mit Fecht, d. h. Feindschaft zusammenhängt, und damit fehten, fechten und also auch befehden verbunden ist. Im mittlern Latein heißt dies Wort Faida, Feindschaft, sowohl öffentliche, als auch heimliche. Jemandem eine Fehde ankündigen, ist daher nichts anders, als einem seine Feindschaft oder den Krieg verkündigen; ein sogenannter Fehdebrief ist deswegen eine schriftliche Ankündigung des Unfriedens; und daraus schon möchte allein erhellen, daß die Fehden oder Befehdungen nichts anders sind, als die Kriege einzelner gegen einander, durch welche einer ein erlittenes Unrecht oder eine Beschimpfung abzutreiben oder zu rächen suchte. Die Fehde ankündigen, hieß im mittlern Latein: diffiduciare oder diffidare. — Der Ursprung der Fehden ist nicht erst, wie einige geglaubt haben, vom 12. und 13. Jahr-

hundert ab zu rechnen; vielmehr ist er schon weit früher begründet, wenn auch in jener Zeit die Fehden hauptsächlich überhand nahmen und dieser Unfug sehr eingerissen war. Auch hier müssen wir wieder auf die frühesten Sitten, Gewohnheiten und Ansichten der Deutschen zurückgehen, die es so sehr liebten, alles, was sie nur dadurch zu schlichten vermochten, durch die Schärfe des Schwertes zu entscheiden; und Vellejus Paterculus sagt daher auch im 2ten Buch seiner Geschichte, Hauptstück 118: daß die Deutschen sich sehr verwundert hätten, wie sie bei den Römern gesehen, daß das, was sie durch die Waffen ausmachten, bei diesen nach den Rechten erörtert würde. — Diese also schon in den frühsten Ansichten des deutschen Volkes begründeten Fehden wuchsen unter Heinrich IV, Friedrich I und deren Nachfolgern, so wie durch das sogenannte Interregnum immer mehr, ja bekamen von jener Zeit an eine bestimmte Form und Regelmäßigkeit, wie auch sogar eine Art Gesetzlichkeit, wodurch sie späterhin um so schwerer auszurotten wurden. Wie sich nun in dem Mittelalter deutsche Gewohnheiten und Rechte beinahe über ganz Europa verbreiteten, so finden wir auch die Fehden in England und in Frankreich wieder, doch nirgends in solcher Ausdehnung, wie in Deutschland.

Diese Fehden konnten nun in der Regel nur von Reichsunmittelbaren an Reichsunmittelbare erklärt werden; und wenn man auch Beispiele findet, daß Mittelbare an Reichsunmittelbare ihre Erklärungen ausgehen ließen, so gehören diese doch zu den seltenen Erscheinungen. Hier kommt auch manches lächerliche Beispiel vor, von denen

uns z. B. Müller in seinem Reichstags-Theater, S. 96 ein Beispiel aufbewahrt hat, wonach der Koch eines Herren von Münzenberg, mit allen seinen Untergebenen, als Küchenknaben, Metzgern, Schüsselwäschern u. s. w. einem Grafen von Solms die Fehde ankündigte; welches Schreiben indessen mehr als ein Spaß lautet, denn daß es Spuren der Wahrheit in sich trägt. Am allerhäufigsten waren die Fehden in Schwaben und Franken, wo die schwankenden Verhältnisse der größern Herzöge die übermüthige Selbsthülfe kleinerer Edelleute nicht zurückzudrängen und zu vernichten vermochte. Mit diesen Fehden ist indessen das Faustrecht nicht zu vermischen, sondern davon gehörig zu unterscheiden, indem, wie gesagt, die Fehde nur von einem Reichsunmittelbaren dem andern erklärt, der Kampf im Faustrecht dagegen von einem jeden Einzelnen unternommen werden konnte. Die Fehden waren durch gesetzliche Bestimmungen geduldet; ja es wurden zu ihnen gewisse Feierlichkeiten gebraucht, wenn sie als gesetzlich bestätigt und erlaubt angesehen werden sollten, da das Faustrecht meist wüst hinein seine Angriffe machte. Indessen giebt es auch wieder Punkte, wo der Unterschied zwischen beiden schwer zu ermitteln, und die Grenzlinie nicht wohl genau zu ziehen seyn möchte.

Ein Lehnsvasall durfte seinen Lehnherrn ebenfalls befehden, obgleich einige darein Zweifel gesetzt haben, aber es gehörte dazu, daß der Vasall vorher dem Lehnherrn sein Lehn auffagen mußte. Nachher wurde aber nicht eher Frieden gemacht, als bis das aufgesagte Lehn dem Vasallen wieder zurückgegeben worden. Nach dem schwä-

bischen Lehnrechte mußte einer dem andern die Fehde mündlich oder persönlich ankündigen. Dabei bestimmte dasselbe aber auch zugleich, daß, wenn der Lehnherr das freie Geleit versagen würde, um die Fehde anzukündigen, oder, während derselben, um das aufgekündigte Lehen zurückzufordern, so sey es dem Vasallen erlaubt, an das dem Lehnsherrn nächst gelegene Haus zu gehen und daselbst seine Fehdeankündigung so laut zu rufen, daß, wer in selbigem Hause wohnte, solches hören und dem Lehnsherrn davon Nachricht geben könne. — Drei Tage vorher, ehe die Fehde begann, mußte sie angekündigt werden, weshalb es schon in einer Verordnung des Kaisers Friedrich I vom Jahre 1187 heißt: Werram propriam pro amico, pro parente, vel causae cujus, quam alterius occasione suscipere licet, modo damnum alii facere aut laedere ipsum intendens, tribus ad minimum ante diebus, per certum nuntium suum diffiduciaret eum. Ward dieses nicht beobachtet, so wurde die Fehde für ungerecht, die Befehder aber für schändliche Verräther gehalten und von den Turnieren ausgeschlossen. — Daß durch diese häufigen Fehden unendlich viel Unglück über die deutschen Lande gebracht wurde, daß sie kaum Aufgebautes bald wieder zerstörten und keiner sich eines ruhigen Besitzthums erfreuen konnte, das lehrt uns die Geschichte. Die Kaiser waren daher bemüht, diesen Uebeln abzuhelfen, indem z. B. Rudolf I die Raubschlösser zerstörte, und die übrigen Kaiser, besonders Sigismund, Albert II und Friedrich III die Fehden auf das strengste verboten. Da alle diese Verbote nichts fruchten wollten, ließen die Kaiser

sogar die Verbote, welche sie gegeben, vom Papste bestätigen und zogen seine geistlichen Strafen zu Hülfe. Alles dieses wollte indessen nicht den gewünschten Erfolg haben, bis endlich durch den Landfrieden, den Kaiser Maximilian im Jahre 1495 gab, dem Uebel Einhalt geschah, obgleich es nicht im Augenblicke mit der Wurzel ausgerottet wurde, indem wir noch mancherlei Fehden nachher finden, aber doch keineswegs in einer so bedeutenden und übermäßigen Art, wie früherhin. Vier Ursachen trugen endlich am meisten zur völligen Ausrottung dieses für Deutschland so großen Uebels bei: die Anordnung des Reichs=Kammergerichts, wodurch eine rechtliche Hülfe bei obwaltenden Streitigkeiten festgesetzt ward; die Eintheilung des Reichs in bestimmte Kreise, wodurch die Verordnungen des Reichs=Kammergerichts mehr Unterstützung gewannen, indem nun von einem festen Punkte aus verfahren werden konnte, da es jetzt möglich ward, bestimmte Länderabschnitte theils verantwortlich zu machen, wenn die Erkenntnisse nicht in Ausübung gesetzt wurden, theils aber auch als hülfreich für einen und den andern zu bestimmen. Dann traten die Bündnisse hinzu, welche in dieser Zeit zwischen Hohen und Niedern zu gegenseitiger Beschützung, Vertheidigung und Friedhaltung gemacht wurden; und zuletzt der große schwäbische Bund, der besonders zur Aufrechthaltung des Friedens beitrug und die Mitglieder gegenseitig schützte.

Die Art und Weise, wie die Ritter nun bei solchen Fehden einer dem andern halfen, waren meist so, daß, sobald einer seinem Feinde oder Beleidiger eine Fehde ankündigen wollte, er es seinen Freunden und Verwandten

meldete und ihre Hülfe begehrte. Ein Gleiches that nachher derjenige, gegen den die Fehde gerichtet war, sobald sie ihm verkündet worden. Jeder sammelte seine Dienstmannen und Vasallen, so viel er erhalten konnte, seine Freunde fanden sich zu ihm, und der Krieg begann meist mehr mit einem Kriegführen gegen die ruhigen Dörfer und mit deren Vernichtung, als mit offenen Feldschlachten. Einer suchte dem andern so viel Schaden und Abbruch, als nur irgend möglich, zu thun, um ihn zu zwingen, die Friedensbedingungen, die er ihm vorschrieb, anzunehmen, oder er suchte seinem Feinde eine bedeutende Beute abzugewinnen.

Das im Mittelalter in Deutschland so berüchtigte Faustrecht hatte in manchen Stücken Aehnlichkeit mit den Fehden, nur war es eine zügellosere, weniger nach Gesetzen geregelte Art und Weise, bei der bloß nach Gutdünken einzelner rohen Ritter der Kampf angefangen ward. Schon sehr früh hatten die Deutschen begonnen, sich nach dem Muster römischer Festen Burgen auf Berghöhen zu erbauen, und nur zu leicht ward nun ein jeder Burgbesitzer verführt, sich des Rechts der Waffen gegen seine Nachbaren zu bedienen. Die Fehden, als erlaubte Kriege Einzelner gegen Einzelne, sind mit eine Folge dieses Faustrechts, aber hauptsächlich benannte man so das unvermuthete Ueberfallen Wehrloser, die Beraubung der auf den Landstraßen ruhig ziehenden Kaufleute; denn man übte dieses Faustrecht nicht bloß gegen seine Feinde, oder gegen solche aus, an die man gegründete Ansprüche zu machen hatte, sondern die mächtigen Burgbesitzer brauchten

es auch, ohne allen rechtlichen Schein, die benachbarten Landbebauer zu überfallen, zu berauben oder zu zwingen, sich unter ihren Schutz zu begeben und deshalb auch ihnen Dienste zu leisten. Selbst damit begnügten sich die Burgbesitzer noch nicht; viele von ihnen lebten sogar als offenbare Räuber, worin sie das Vorrecht in ihrem Stande zu finden glaubten, indem sie die benachbarten Heerstraßen mit ihren Reisigen besetzten, um die Vorbeiziehenden zu berauben, zu plündern, oder so lange mit in ihre Burgen zu schleppen, bis sie sich durch ein großes Lösegeld frei machen konnten. An ihren Burgen zogen sich meist Landstraßen und Bergwege vorüber; von ihren hohen Warten konnten sie die ganze Gegend umschauen, und bald ward ein vorüberziehender Kaufmann ihnen verrathen, um als Beute in ihre Hände zu fallen.

Die deutschen Könige widersetzten sich zwar gleich anfangs, so viel sie nur konnten, diesen Gewaltthätigkeiten und Räubereien; sie waren aber zu schwach, ihren Drohungen Nachdruck zu geben, und das eingerissene Uebel nahm immer mehr überhand. Als das eigentliche Ritterwesen und die Ritterzeit eintrat, da war es schon ein so gewöhnliches und festgewurzeltes Uebel, daß die edlern und bessern Geistesrichtungen, die sich in und mit dem Ritterthum entwickelten, nicht mehr darauf wirken konnten. Die Könige mußten zufrieden seyn, wenn ihre Vasallen die Lehndienste gehörig leisteten, so oft sie es verlangten; und sie durften sich nicht viel darum bekümmern, was jene mit ihren Bauern oder Leibeigenen vornahmen, oder was sie unter einander für Streitigkeiten hatten. So gab

es denn im frühern Mittelalter Zeiten, in denen, nach der Erzählung damals lebender Schriftsteller, ein großer Theil des Adels vom Straßenraube lebte. Die Könige und Kaiser Deutschlands waren bemüht, durch Gesetze diesen gesetzlosen Zustand zu verbannen; aber vergeblich, und die meisten mußten sich damit begnügen, daß sie eine sogenannte Treuge durchsetzten und einführten. Diese bestand darin, daß, durch die Geistlichen bestätigt, also gewissermaßen auf göttlichen Befehl selbst (und so ward es wenigstens angesehen), einige Tage in der Woche verordnet wurden, an denen bei schwerster Ahndung ein Waffenstillstand seyn mußte und keine Waffenkämpfe stattfinden durften. Durch diese einzelnen, fest bestimmten Wochentage wurden die Landfrieden vorbereitet, welche unter den Hohenstaufen oftmals, wenn auch meist vergeblich, beschworen wurden, indem selbst die entehrende Strafe, der sich die Landfriedensbrecher unterwerfen mußten, nichts fruchtete. Diese Strafe war damals das Hundetragen, besonders in Franken, Schwaben und Sachsen gewöhnlich, und darin bestehend, daß der Verbrecher einen räudigen Hund bis an einen bestimmten Ort tragen mußte. Zuweilen geschah dieses vor der Vollziehung des über den Verbrecher gesprochenen Todesurtheils; gemeinhin war aber der Verlust des Lebens nicht damit verbunden, sondern der Verurtheilte wurde nach Erfüllung dieser Strafe von dem Banne oder der Acht losgesprochen, in welche er durch die Brechung des Landfriedens gefallen war. Der Ursprung dieser Strafe fällt, nach Wittichinds von Corbei Zeugniß, in die Zeiten Kaisers Otto I, wenigstens ist bis

jetzt kein früheres Beispiel gefunden worden. Einzelne Kaiser wendeten dies strenge Mittel ohne Ansehen der Person an, und so traf die Strafe sogar den Pfalzgrafen Herrmann und andere Grafen und Ritter unter Kaiser Friedrich I. Die Verordnungen und Einrichtungen endlich, die wir bereits oben kennen gelernt haben, durch welche die Fehden gehemmt wurden, vernichteten auch das Faustrecht.

Indessen erscheint das Wegelagern und das Leben vom Stegreif, wie man es wohl auch nannte, noch bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts; denn etwas anderes ist es doch nicht, wenn der Herzog Heinrich II, als er in Eimbeck ist, eine Burg will heimlich überrumpeln lassen, oder wenn der bei ihm befindliche, landsknechtische Hauptmann Braun Wagen, worauf heimlich in Wachs gegossenes Geld geladen ist, mit Gewalt auf offener Straße nehmen will, oder gar der Diener des Herzogs, Seidenberg genannt, einem Juden auf offener Landstraße mehre Geldbeutel abnimmt. Eben das alte Faustrecht ist es, welches denselben Herzog in seinem eigenen Lande, das aber von seinem Bruder, nach kaiserlichem Befehle, verwaltet wird, dahin bringt, daß er diesem seinen Bruder die Feste auf dem Gröditzberge mit Gewalt überfällt und abnimmt; daß er ausreitet, um seinem Bruder Fische aus dem arensdorfer Teiche, Wolle aus Groß=Wandris, Butter, Schöpse u. s. w. zu stehlen: wie dies alles im ersten Theile des Lebens von Hans von Schweinichen ausführlicher zu sehen ist, worin wir, wie schon oben bemerkt,

das ritterliche Leben in seinem ganzen Verfalle, in seiner größten Entartung, einem gemeinen und zügellosen Hofwesen weichend, erblicken. Da sehen wir des Ritterlebens größte Entwürdigung, von der wir in folgender Abtheilung noch einige Punkte berühren müssen.

Neunte Abtheilung.

Vorzüge und Auszeichnung der Ritterwürde; Verfall derselben.

Zu einer Zeit, in welcher körperliche Kraft und Stärke als das Höchste und Größte anerkannt wurden, mußte auch daraus ein mächtiges Uebergewicht für den Stand entspringen, der die Ausbildung derselben für seine vorzüglichste Beschäftigung hielt. Ihm konnte nur der geistliche Stand, als derjenige, welcher die geistige Ausbildung in sich darstellte, — sie mochte auch oft so geringe wie möglich seyn, — gegenüber treten; und so finden wir es denn auch durch die ganze Geschichte der damaligen Zeit. Einzelne Vorzüge der Ritter habe ich bereits in den frühern Abtheilungen anführen müssen, wo ihnen ihre Stelle gebührte, z. B. bei Betrachtung der Waffen und Kleidungen, deren sich die Ritter bedienten, indem sie, als Vorrecht, bestimmte Stoffe und Farben trugen; hier nur noch dasjenige, was, unabhängig von andern Verhältnissen, bloß ihre Würde und Auszeichnung betrifft. Das Vorzüglichste, wodurch sich die Ritter von den übrigen Adelichen unterschieden, bestand eben in dem Titel: Ritter, den sie sich durch mannichfache Proben und Uebungen, wie wir oben gesehen, erworben und durch den Rit-

terschlag erhalten hatten. In Deutschland nannte man sie in Urkunden, Gesprächen, Liedern und andern Verhandlungen noch mit verschiedenen Beinamen zu diesem Worte Ritter, nämlich: ehrenhafte, ehrenfeste, edle, fromme, tüchtige, strenge Ritter u. dgl. Ihren Frauen wurden die für heutiges Tages einfachen, für jene Zeit aber bedeutenden Benennungen gegeben: ehr- und tugendhafte Frau, Gemahel, Hausfrawe; ihre Töchter hießen Jungfrauen.

Außer der Kleidung, die ihnen als Rittern besonders erlaubt war, zeichneten sie sich durch die verschiedenen Wappen aus, die sie auf ihrem Schild, auf ihrem Wappenrock, auf dem Fähnlein ihrer Lanze, oder der Spitze des Helms trugen. Die ersten Ritter hatten, als dieser Stand eine eigene verleihbare Würde ward, meist Titel und Schwert von ihren herrschenden Gebietern und den Oberlehnsherren empfangen, auch rechneten sie es sich bei ihrer Aufnahme zur Pflicht und Ehre, die Wappen derer anzunehmen, von denen sie in den Ritterstand aufgenommen worden waren, oder wenigstens ein Stück aus dem Wappenschilde derselben dem Wappen ihrer eigenen Familie beizufügen. Hiervon schreiben sich zum Theil denn auch oftmals die so sehr zusammengesetzten Wappen her. Wenn nun diese Ritter in der Folge andern die Ritterwürde ertheilten, so trugen sie auch auf diese die Wappen über, welche sie selbst von andern angenommen hatten. Dies war besonders in Frankreich der Fall; und daher kommt es, daß in einzelnen Landstrichen bestimmte Farben in den Wappen, oder besondere Auszeichnungen darin, die dem Beherrscher zukamen, sich auch in vielen Wappen

der Ritter dieses Landstriches fanden. Ein solches Wappen und Siegel zu führen, war nun ein besonderes Vorrecht der Ritter, andern Personen wurde es meist immer verweigert.

Aus dem Vorrecht der alten römischen Soldaten mag es sich wohl auf deutschen Boden verpflanzt haben, daß ein Ritter frei von allen Abgaben war, die sonst auf die Lebensmittel und auf Waaren gelegt waren, welche er zu seinem Privatgebrauche nöthig hatte. Dies Vorrecht befreite ihn auch von allen Arten der Zölle. Doch war auch dieser Grundsatz möglichster Freiheit schon in den alten deutschen Gewohnheiten gegründet, wonach alle Lasten auf eine Abtheilung des Volks, die Unfreien oder Minderfreien, gewälzt ward. Des Ritters ganzer Anzug, vielmehr noch seine Rüstung, machte ihn schon aus weiter Ferne kenntlich, und sobald er sich daher näherte, öffneten sich ihm alle Thore, Schlagbäume und andere Schranken, um ihm einen freien Durchzug zu gewähren. Je mehr ihm nun hier Freiheit vergönnt war, allenthalben ungehindert zu erscheinen und sich aufzuhalten, um so mehr mußte er aber auch darauf halten, daß diejenigen, welche in seinem Gefolge waren, streng auf Zucht und Ordnung sahen, damit die Einwohner des Landes keine Ursache hätten, sich über Bedrückungen zu beschweren. Wurden dergleichen begangen, so mußte der Ritter für seine Leute stehen und die Strafe bezahlen; doch ward gewiß vieles im Stillen verschmerzt, damit durch die einstweilige Entschädigung nicht etwa der größere Zorn gereizt und andere heimliche, tiefer greifende Bedrückungen veranlaßt werden möchten. Wollte

der Ritter seine Wohnung in einer Stadt nehmen, so durften auch seinen Leuten die Abgaben und Schatzungen nicht aufgelegt werden, welche die Bürger von allen neuen Einwohnern zu erheben berechtigt waren. Hingegen hatten sogar die Besitzer adelicher Güter das Recht, wenn ihre ältesten Söhne die Ritterwürde empfangen sollten, zu den hierzu erforderlichen Kosten von ihren Unterthanen eine der vier Arten von Abgaben zu erheben, die man Rittersteuern nannte. Außer diesem einen Falle, in welchem die Unterthanen eine Rittersteuer zahlen mußten, gab es noch drei andere; nämlich: wenn der Ritter eine Tochter vermählte; ferner: wenn er in Gefangenschaft gerathen war und ein Geldbetrag verlangt wurde, gegen dessen Erlegung er losgelassen werden sollte; und zuletzt: wenn er sich entschlossen hatte, eine Reise über's Meer zu machen, die natürlicherweise immer einen frommen Zweck hatte, indem er entweder die Ungläubigen bekämpfen wollte, oder auch eine fromme Wallfahrt zum Grabe des Heilandes sich vorgenommen hatte. Der Rittertitel, der bei allen Ständen des Staats in Ansehen stand, fand in jedem Gerichtshofe Richter, die stets geneigt waren, seine Rechte zu handhaben. Außer dem, daß ein Ritter nur mit der gehörigen Schonung und Achtung für seine Würde vor Gericht gefordert werden durfte, erhielt er auch, wenn ihm der Gegner seine Kosten ersetzen mußte, doppelt so viel, als man einem Knappen zuerkannte; wurde er aber verurtheilt, so ward er auch um so viel strafbarer erachtet, da er andern ein Muster aller Tugenden und vorzüglich der Rechtlichkeit und Billigkeit seyn sollte, und er mußte

daher seine Strafe noch einmal höher, als ein Knappe, bezahlen. So war die höhere Geltung auch immer mit höherer Verpflichtung verknüpft, und ein hierin merkwürdiges Beispiel giebt uns die französische Geschichte, in der beim Jahre 1411 erzählt wird, in den Begebenheiten der Belagerung von Dun = le = Roi, daß den Rittern auferlegt worden sey, 8 Strauchbündel zu den Wällen zu tragen, da die Knappen im Gegentheil nur viere tragen durften. Weil die Ritter, als Freie und Adeliche, nach germanischen Sitten, seit ihrem Ursprunge Oberhäupter und Räthe aller Gerichte waren, so erhielten sie sich auch lange Zeit in dem ausschließenden Rechte, daß gewisse ansehnliche obrigkeitliche Aemter mit Gliedern ihres Ordens besetzt werden mußten. Eben daher wurden sie auch in der Folge zu allen wichtigen Unterhandlungen gezogen. Mußte man z. B. Gesandte schicken, um Unterhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten, wegen Krieg und Frieden, zu pflegen, so wählte man zu jeder Gesandtschaft und zwar immer in gleicher Anzahl, Geistliche und Ritter. Die Wahl der Geistlichen zu solchen Geschäften erklärt sich leicht. Beide Stände wurden als die höchsten und vornehmsten betrachtet, ja man verglich beide mit einander und fand in ihnen große Uebereinstimmung. Dann waren aber die Geistlichen damals beinahe allein diejenigen, die eine höhere Kenntniß der Wissenschaften besaßen; und was daher die Ritter durch ihre äußere Erscheinung und ihr gewichtiges Auftreten solchen Geschäften an Glanz verliehen, das mußten die Geistlichen, bei denen die äußere Würde und die Anerkennung derselben zwar auch nicht fehlte,

durch Kenntnisse und Gewandtheit in Geschäften erhöhen, und so ergänzten sich beide Stände, im Verein zu ein und demselben Geschäfte, gegenseitig. Nach und nach verloren aber auch die Ritter den Vorsitz in den Gerichten, als die deutschen ursprünglichen Gesetze und Einrichtungen des Landes durch das römische Recht verdrängt wurden, als alles nach einem ausländischen, oft unpassenden Muster geregelt ward, und nun viele Geistliche und Laien das römische Recht außer Deutschland, besonders auf italienischen Rechtsschulen, erlernten und eine ganz andere Ansicht mit heim brachten, als die schlichten Ritter mit ihren ungelehrten, aber durch richtiges Gefühl geleiteten Beisitzern in den Gerichten hatten. Spuren jener frühern Einrichtung der Gerichte zeigen sich indessen noch hin und wieder in Deutschland, besonders in der bei einigen Gerichten gewöhnlichen Abtheilung der Beisitzer einer adelichen und unadelichen Bank.

Eben berührte ich die Aehnlichkeit zwischen der Ritter- und geistlichen Würde, welche besonders oft von Dichtern ergriffen und durchgeführt worden ist. Diese zeigte sich: in der Aehnlichkeit der Namen und Titel, in der Kleidung, in ihren Vorrechten und in ihren Pflichten oder Verbindlichkeiten. Dichter, wie gesagt, und Geschichtschreiber haben diese Aehnlichkeit durch Vergleiche hervorzuheben gesucht, um einer jeden dieser beiden Würden dadurch einen höhern Glanz zu geben. So nennt z. B. der Verf. des Werkes: l'ordre de chevalerie, den, der die Ritterwürde ertheilt hatte, einen irdischen oder weltlichen Ritter, und den Priester, zu welchem sich der Neuzuweihende begeben

hatte, um jene von ihm zu empfangen, einen geistlichen oder überirdischen Ritter. In Hinsicht der Kleidung sagten sie: eben so, wie jeder Schmuck des Priesters, womit er, wenn er Messe hält bekleidet ist, eine auf seine Verrichtung sich beziehende Bedeutung hat, so sind auch für das Amt eines Ritters, das große Aehnlichkeit mit dem Amte eines Priesters hat, gewisse Waffen und Kleidungsstücke bestimmt, die auf den Vorzug seines Standes und seiner Würde ihren Bezug haben. — Die mit der geistlichen Kleidung verbundenen Vorrechte waren auf gleiche Weise mit der Kleidung der Ritter verknüpft; und wenn der Ritter diesen Stand annahm, um gewisse zeitliche Vortheile zu erlangen, so ward dies für verbrecherisch gehalten. Dagegen war es sehr häufig, daß, um ewige Vortheile zu erlangen, in weit vorgerückten Jahren, wenn dem Ritter der kampfgewohnte Arm ermüdete, die Gattin gestorben, die Kinder erwachsen und selbst wieder ansäßig waren, er in den geistlichen Stand überging. Einzelne Dichter haben sogar, damit in der Vergleichung des Ritterstandes mit dem geistlichen Stande nichts fehlen möge, auch die Verbindlichkeit zum ehelosen Stande auf die Ritter erstrecken wollen, und da die Kirche ihren Dienern die Ehe verbietet, so wollten sie solche auch denen vom Ritterstande versagen; ein Verlangen, worein indessen die Ritter zu willigen, niemals sich bereit zeigten. Indessen liegt doch in diesen dichterischen Wünschen und Vergleichungen alles das, was die Vereinigung der Geistlichen und Ritter in einigen geistlichen Ritterorden bewirken

konnte und jene merkwürdigen Ritterorden der Johanniter, deutschen Ritter und Tempelherren begründete.

Auch die Wohnungen der Ritter mußten mit Merkmalen versehen seyn, die ihre Vorzüge vor andern bewiesen und so schon im Stande waren, von außen Achtung für die Einwohner zu erwecken, indem bereits diese äußern Zeichen dahin wiesen, daß die in dem Gebäude Wohnenden durch Auszeichnungen erhöht waren. So zeigten schon die Thürme und Mauerzinnen, welche zur Beschützung der Schlösser dienten, den Vorzug ihrer Einwohner an. Nur die Edelleute hatten das Recht, die Gipfel ihrer Häuser mit Wetterfahnen zu schmücken, und selbst die Gestalt dieser Wetterfahnen zeigte die Würde des Hausbesitzers an. Waren sie nach Art der Fähnlein gebildet, so bedeuteten sie Ritter. Waren sie wie Panner geschnitten, so bedeuteten sie Pannerherren. Bei dem Eintritt in diese Häuser konnte man den Rang des Besitzers noch besser an den verschiedenen Verzierungen des Hausgeräths erkennen.

Die Einrichtung der Ritterschaft erlaubte selbst armen Rittern in die Reihe der reichern zu treten, ja setzte sie in den Stand, selbst Reichthümer zu erwerben, oder wenigstens so viel, daß sie auf eine anständige Art ihr Leben zu führen vermochten. Wer den Krieg mit vorzüglicher Wachsamkeit, Tapferkeit und Thätigkeit führte, der ward durch Beute bereichert und durch die Gelder, welche für die Loslassung der Gefangenen bezahlt wurden. Nach der Schlacht ward gemeinhin die Beute vertheilt; Gold, Silber, Pferde, Prunkrosse und Maulesel erhielten gewöhnlich

die Ritter; das Uebrige der Beute ward vermuthlich den Knappen überlassen, und was diese nicht wollten, den geringern Personen, die sich in dem Heeresgefolge befanden. Nach verschiedenen verglichenen Angaben bestand das Lösegeld, wie es scheint, gewöhnlich in den einjährigen Einkünften des Gefangenen. — Einem Ritter war es erlaubt, besonders einem berühmten, nicht allein einem Fürsten und Hofe seine Dienste zu leisten, sondern auch mehren; und von jedem durfte er die freigebigen Beweise der Gnade und der Anerkennung seiner ritterlichen Kraft und Berühmtheit genießen. Es war auch gerade nicht nöthig, daß ein Ritter bei einem Hofe in Diensten war, um von der großmüthigen Freigebigkeit dessen, der den Hof hielt, Vortheil zu ziehen. Ein jeder fahrender Ritter ward an den Höfen fröhlich und mit Lust und Liebe aufgenommen, ja auch andere Personen aus dem Heere und Adelstande nahmen die fahrenden Ritter freundlich und gerne in ihre Wohnungen ein, und hatten deshalb, wie wir schon oben bemerkten, als Zeichen der bereitwilligen Aufnahme, Helme über die Thore ihrer Burgen und Schlösser setzen lassen, welche als sicheres Schild günstiger Aufnahme eines jeden Ritters galten. Wenn also Ritter und Knappen, die auf Turniere, oder in den Krieg, oder zu andern Abenteuern reisten, sich an diesen Höfen oder in diesen Schlössern einfanden, so wurden sie daselbst mit allen Merkmalen der Achtung und Sorgfalt aufgenommen. Indem man sie und ihr Gefolge während ihres Aufenthalts in allem frei gehalten hatte, wurden sie sogar noch bei ihrer Abreise mit Geschenken überhäuft. Man verehrte

ihnen Waffen, kostbare Kleider, Pferde, ja man schenkte ihnen sogar Geld. Aber auch hier fand das schon oben erwähnte Verhältniß statt: die Ritter erhielten einen doppelt so starken Betrag an Gold und Silber, als die Knappen, und eben so erhielten die Pannerherren noch einmal so viel, als die bloßen Ritter. Bei diesen Geldgeschenken war das Eigene, daß selbst die vornehmsten Herren die Annahme derselben nicht ausschlugen, und dies aus dem Grunde, daß man diese Gaben eigentlich nicht als Geschenke betrachtete, welche der Person des Gastes gemacht wurden, sondern sie bedeuteten vielmehr, daß man an dem Vorhaben dessen Theil nähme, dem man es gab, und daß man das Seinige zu dem Ruhme beitragen wollte, der dadurch auf die ganze Ritterschaft fiel. Noch war es ein sicheres und oftmals in Ausübung tretendes Mittel für ärmere, aber tapfere und dadurch bekannt gewordene Ritter, daß ein reiches Erbfräulein, oder auch eine vornehme Frau, die mit ansehnlichen Besitzungen Wittwe geworden war, außerordentlicher Hülfe bedurfte und einen solchen Ritter von bekannten guten Eigenschaften und Fähigkeiten zu Hülfe rief; Verhältnisse, die nicht bloß die Ritterromane erzählen, sondern die häufigst in der Geschichte vorkommen, da sie sich im Leben ereigneten. Eine solche übergab nun diesem Ritter, unter dem Titel eines Schloßvogts, die Beschützung ihres Schlosses und ihrer Lehngüter, nebst der Befehlshaberstelle über die unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Lehnleute und die zum Kriege Verpflichteten. Hierdurch gewann der Ritter ein ruhiges, behagliches und gesichertes Daseyn; aber bisweilen belohn-

ten auch die von ihm Beschützten seine wichtigen Dienste durch das Geschenk ihrer Hand. Solche Verbindungen wurden meistentheils auf Anrathen und mit Genehmigung der Herrscher des Landes eingegangen. Als geborene Beschützer der adelichen Wittwen und Waisen in ihren Staaten, erfüllten die Fürsten, eben durch die Verbindung der Vortheile zweier Personen, die edelmüthigen Pflichten des königlichen Schutzes, und zugleich belohnten sie damit die Tapferkeit der tüchtigsten Ritter an ihrem Hofe.

Wenn ein Edelmann die Ritterwürde erhielt, so wurde er von dieser Zeit an nicht mehr als ein Minderjähriger betrachtet, und stand nicht mehr unter der väterlichen Gewalt, wenn er auch noch so jung war, da man Beispiele hat, daß junge Leute im funfzehnten oder sechzehnten Jahre schon die Ritterwürde erhielten. Wenn in den uns nähern Jahrhunderten die Söhne herrschender Personen schon in der Wiege zu Rittern gemacht wurden, so fällt dies gerade in die Zeit, in welcher das Ritterthum bereits verfiel, in der die Würde des Ritters nicht mehr so geachtet ward; und die Befreiung von der väterlichen Gewalt fand also dann gewiß nicht statt. Ließ das Schicksal des Krieges einen Ritter in die Hände seiner Feinde fallen, so befreite ihn schon seine Würde allein von den Fesseln, wenigstens bei allen christlichen Mächten, und auch bei den Kreuzzügen war wohl meistentheils eine ehrenvollere Behandlung der Ritter vorherrschend, bis die gesteigerte Wuth des Religionskrieges alles andere vergessen machte und jede Rücksicht vernichtete. Des Ritters Ehrenwort war sonst das stärkste Band, das ihn zurückhielt.

Nach ihrer verschiedenen höhern Würde im Ritterstande, z. B. ob sie Pannerherren waren oder nicht, richtete sich auch manches in ihrem kriegerischen Schmuck, und manches kleinere Stück ihrer Rüstung bekam dadurch eine andere Gestalt, die sich besonders an den Helmen, Helmkleinodien, Helmdecken, Kronen u. s. w. zeigte. Diese einzelnen Vorzüge in der Tracht gingen am Ende in ihre Wappen über, wo sie sich erhielten, ja bis auf unsere Tage bewahrten.

Wenn wir daher so viele Vortheile und Vorzüge mit der Würde und dem Stande des Ritters verbunden sehen, ist es wohl natürlich, daß recht viele sich bemühten, dieser Würde theilhaftig zu werden; und in dieser Vermehrung der Ertheilung des Ritterstandes müssen wir eine Hauptursache vom Verfalle des Ritterwesens finden. So wie sich die Turniere, welche einzelne Personen gaben, und die innerlichen so wie auch die äußerlichen Kriege vervielfältigten, ward auch eine Vermehrung der Ritterschaft immer nothwendiger und fand sich durch mannichfache Anreize von selbst. In frühern Zeiten hatte auch wohl eine bedeutende Vermehrung der Ritterschaft zu einer Zeit stattgefunden, besonders bei großen Festlichkeiten, vor feierlichen Turnieren, bei Vermählungen hoher Personen, wobei dann diejenigen, welche die Würde ertheilten, ihren Reichthum und ihre Macht zeigen wollten, da, wie wir auch bereits oben gesehen haben, es Sitte war, solche neu geschlagene Ritter vollkommen zu bekleiden und mit allem, was zu ihrer Ausrüstung gehörte, zu beschenken, so wie ihnen auch reichliche Gaben an Gelde zu geben. Um auch

hier nur ein Beispiel dieses reichlichen Ritterschlages zu erwähnen, so schlugen die drei Söhne Philipps, des Sohnes Philipps des Schönen, als sie diese Würde so eben erhalten hatten, gleich nachher 400 Knappen zu Rittern; und daß funfzigen zu gleicher Zeit diese Würde ertheilt ward, dies fiel gar nicht auf, wie dies alles ausführlicher im Abschnitt von dem Ritterschlage und den Festlichkeiten des Mittelalters bemerkt worden ist. — Die Großen eines Reichs, die gegen einander oder gegen ihr Reichsoberhaupt in Fehde waren, glaubten sich nur mit Hülfe der Ritterschaft erhalten zu können; und da sie nicht bedachten, daß nur die gute Verfassung der Ritterschaft und nicht die Menge der Ritter ihre Stärke ausmachen könne, so suchten sie sich eine große Anzahl von Anhängern zu gewinnen, um deren Rechtschaffenheit, Aufführung und gute Sitten sie sich übrigens nicht bekümmerten, indem sie eine große Masse zur Ritterwürde beförderten. Aber auch die Herrscher selbst wurden immer verschwenderischer mit der Ritterwürde. Sie ertheilten sie nicht nur an unadeliche Gelehrte und Staatsmänner, auch Bürger und geringere Leute erhielten sie. So ging z. B. schon Kaiser Friedrich I in Deutschland so weit, daß er, zum großen Aergerniß und Nachtheil der ächten Ritterschaft, anfing, geringe Soldaten, Kriegsknechte, ja sogar Handwerker auf dem Schlachtfelde zu Rittern zu schlagen, wenn sie sich nur tapfer gehalten, ja bloß durch einen rohen Muth ausgezeichnet hatten. Ihn giebt man auch als Urheber des Gebrauchs an, die Ritterwürde an Geschlechter (Patrizier) zu ertheilen, die das Recht hatten, daß aus ihnen in den

Städten die vorzüglichsten Ehrenstellen und Aemter besetzt werden mußten, und die daher einen städtischen Adel bildeten. Kaiser Friedrich III ertheilte endlich sogar allen Bürgerlichen förmlich das Recht, daß sie zu Rittern geschlagen werden konnten. Dadurch verringerte sich der Glanz der alten Ritterschaft nicht wenig: die alten Ritter sahen mit Mißvergnügen auf diesen neuen Anwuchs nieder; sie mochten die Kampfbahn nicht mit denen theilen, die nicht auf gleicher Stufe mit ihnen standen, und so erkaltete bei ihnen die Liebe für Ritterthaten und zur Ritterschaft. Wie es aber auch hierbei noch nicht ein Bewenden hatte, sondern man sogar Kinder und Knaben, Gaukler und Possenreißer, und Leute des niedrigsten Standes und keinesweges edler Gesinnungen, zu Rittern machte; als ein jeder, der nur ein wenig geschickt Lanze und Schwert zu führen wußte, sich selbst für einen Knappen und Ritter ausgab; als die alten Turnierhöfe den Fechtschulen und den Uebungen darin, die von meist rohen und ungebildeten Menschen gehalten wurden, wichen: da war es kein Wunder, daß der alte Rittergeist und mit ihm die erstaunenswürdigen Wirkungen, die er durch Jahrhunderte über einen so großen Theil Europas ausgeübt, verflogen. Nachdem aber schon länger der Geist eines in seiner Blüte so schönen Strebens und Lebens gewichen, und nur die todte Form und ein leeres Spielwerk übrig geblieben, wollen wir nicht klagen, daß auch dieses entwich und die ganze ächte Ritterzeit als ein schöner dichterischer Traum, vielleicht oft durch die Einbildungskraft zu schön geschmückt, vor dem Blick der Geschichte liegt, zumal da der

eigentlich daran nagende Wurm, der sogleich zu erwähnen, viel Bösliches und Gehässiges hineingetragen hatte.

Diese das Ritterwesen hauptsächlich vernichtende innere Ursache war: die gar mächtig anwachsende Sittenverderbniß, die sich durch alle Stände zog, und bei den Rittern, die in Glück, Reichthum und Wohlleben sich befanden, die mit allen Ständen in so vielfache Berührung kamen, und gerade durch den Schwung der Einbildungskraft leichter bewogen werden konnten, von der edlen Seite der Bildung abzugehen und sich einer verderblichen, Geist, Gemüth, Herz und Leib zerstörenden Schrankenlosigkeit hinzugeben, vorzüglich tief Wurzeln geschlagen hatte. Gottesfurcht und Liebe, die Grundpfeiler eines edlen Ritterthumes, waren nach und nach ganz untergraben worden. Wie sinnlich die Gottesverehrung sich in jener Zeit gestaltete, das haben wir schon oben gesehen, und die Diener der Religion trugen gewiß sehr viel zum Verfalle der Gottesfurcht bei. Der Wunsch, ihre Stiftungen zu bereichern, hatte die Geistlichkeit, besonders während den Kreuzzügen, zu manchen Schritten vermocht, wodurch das Vermögen der einzelnen Familien sehr verringert worden war; und die so bereicherten Klöster lebten jetzt nicht mehr bloß ihren frommen Werken, nicht etwa den Wissenschaften, sondern genossen die Reichthümer, die sie gesammelt hatten, oft im prassenden Wohlleben. Die dadurch bewirkte größere Freiheit der Sitten erstreckte sich auch über die Gränzen der Klostermauern, und die Ritter, welche manche andere Begriffe und Ansichten mit aus dem Morgenlande brachten, sahen so die Geistlichkeit, die von

dem Vermögen ihrer Voreltern schwelgte, nicht bloß mit neidischen Augen an, sondern sie versuchten auch die Güter, die sie sich ungerechterweise entrissen achteten, wieder zu erlangen. Die Zänkereien, Streitigkeiten und Befehdungen, welche daraus entstanden, erbitterten die Gemüther und erfüllten sie mit Haß gegen diejenigen, welche sie für Räuber des ehemaligen Eigenthums ihrer Väter ansahen. Aus diesem Hasse gegen die Diener der Religion entstand auch Geringschätzung, Abneigung und Verachtung der Gottesverehrung; und daraus floß eine laue und verderbliche Ansicht aller der Pflichten, welche bloß die Menschen in einer edlen Geistes- und Thaten-Richtung erhalten können. Wie nun die Gottesfurcht schwand, so verringerte sich auch die zweite Grundfeste des Ritterthums und der große und mächtige Hebel desselben, der so viele bewunderungswürdige Thaten hervorgebracht hatte: die Verehrung der Frauen und die reine, durch Sinnlichkeit so wenig wie möglich getrübte Liebe der Ritter. Die Bekanntschaft, die sie in den Kreuzzügen mit den morgenländischen Frauen und deren Verhältniß zu den Männern gemacht hatten, war ihnen höchst nachtheilig gewesen und diente nur zu sehr dazu, die geistige Liebe, die sie sonst beherrschte, und die sie vor allem, wenn auch nicht immer, doch oft gesucht hatten, zu untergraben. Dazu kam, daß die europäischen Frauen, verführt durch Beispiel und Gespräche der ausgearteten Ritter, selbst sinnlicher wurden; und so begann die Verführung und Anleitung zu immer höher wachsender Sinnlichkeit ihren Kreislauf unaufhaltsam

wodurch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Sittenverfall sich verschlimmerte. Die ehemaligen Anstrengungen der Ritter, ihre Pflichten zu erfüllen und sich auszuzeichnen, bloß um einige geringe Gunstbezeugungen ihrer Geliebten zu erhalten, Bänder, Schleifen, Armbänder und anderen Schmuck, den sie an ihren Helmen befestigten, hörten auf, da sie nun die größten Gunstbezeugungen mit leichter Mühe von denselben erhalten konnten.

So war durch innere zerrüttende Gründe die äußere Haltung und der Grundpfeiler des Ritterthums vernichtet, es hatte das Vertrauen in sich verloren und Liebe, Achtung und Vertrauen der damaligen Zeit meist ganz verscherzt, so daß einzelne Ritter, die den alten Rittergeist zu erneuern und in sich zu befestigen suchten, als ein Wunder dastanden und die erstaunten Blicke und die Lobpreisungen ihrer Zeitgenossen auf sich zogen. Es bedurfte nun nur eines äußern Beweggrundes noch, um das Ritterwesen ganz zu vernichten, es bedurfte nur noch eines Anleits, das Ansehn der persönlichen Tapferkeit zu erschüttern und die Last, so wie die Ehre des Krieges, von den Rittern ab auf einen andern Stand zu schieben, die Unentbehrlichkeit der Ritter in den Kriegen aufzuheben: und dies beides bewirkte — die Einführung der stehenden Heere und die Erfindung des Schießpulvers mit dem Geschütz. So wichtig auch für die Herrscher die Hülfe der Ritter gewesen, so war und blieb es doch immer nur eine freie Hülfe, sie war durch kein bestimmtes Band geknüpft und unauflöslich, noch weniger blind an den

Willen des Herrschers gebunden. Diese blinde, bloß folgende, nicht erwägende Hülfe sich zu verschaffen, war ein Hauptstreben der Herrscher; sie bemühten sich daher, durch ihren Sold und andere Vergünstigungen eine Masse sich zu gewinnen, die immer sich um sie befinden konnte und ganz in ihrer Hand war. Dies begann besonders in Frankreich mit König Karl VII, der die Ordonnanz-Compagnien, bekannter unter dem Namen Gensd'armerie, einführte. Bald sah er aus dieser Einrichtung Krieger hervorgehen, die folgsamer und ihm ergebner waren, als die Ritter, und die er daher für völlig würdig hielt, die Stelle dieser einzunehmen; ja er hielt dafür, daß sie im Stande seyn würden, der Ritterschaft alle den Ruhm einst streitig zu machen, in dessen ausschließendem Besitze dieselbe bisher gewesen war, wenn auch nicht ahnend, daß sich mit und durch sie eine neue Art der Ritterschaft entwickeln würde, die auf die Gestaltung Europas in den folgenden Jahrhunderten so vielen Einfluß, bis auf die heutigen Tage, gezeigt hat. Je mehr Eifer die neu angeworbenen Krieger zeigten, und je mehr sie belohnt und begünstigt wurden, um so mehr bemühten sich die Adelichen, darin mit aufgenommen zu werden, besonders auch darum, weil sie das Recht erhielten, die Befehlshaberstellen dabei einzunehmen. Die neue eifrige Einübung der zum Kriegesdienst gehörigen Söldner erwarb diesen bald eine große Fertigkeit, so daß sie, da sie auch meist nichts anders trieben, sondern ihre Tage zwischen Müßiggang und weniger Uebung theilten, die ritterlichen Künste

bald inne hatten und nur darauf warteten, sie auf den Wink ihres Fürsten auszuüben.

Ueber ein halbes Jahrhundert später, als in Frankreich, entstand in Deutschland unter Kaiser Maximilian I, gerade unter dem Kaiser, der als der letzte Ritter Deutschlands zu betrachten ist, und der des Ritterthums älterm Glanze freudig nachfolgte und nachspürte, der neue Stand der Söldner und Landsknechte, die damals indessen als ein sehr wüstes und unheimliches, in Deutschland herumschwärmendes und viel Uebeles anrichtendes Völklein von den Geschichtschreibern beschrieben wurden *). Erst der berühmte kaiserliche Feldherr Georg von Frundsberg gab ihnen eine bessere und passendere Einrichtung, die mehr Ordnung und Regelmäßigkeit unter sie brachte. Dergleichen Söldnerhaufen oder stehende Kriegesheere wurden in ganz Europa immer gewöhnlicher, und die Ritter übernahmen wohl den Oberbefehl solcher Fähnlein, oder warben selbst welche, wie das Leben des Götz v. Berlichingen schon mannigfache Beispiele enthält. Nun kam dazu noch die Vervielfältigung des Schießgewehres, besonders des groben Geschützes, welches in seinen reißenden und furchtbaren Wirkungen alle die alten Wurfgeschütze hinter sich ließ, und indem es die ganze Kampfart verwandelte, besonders die Angriffswaffen der Ritter beinahe ganz unnütz machte. Die mächtigen Vertheidigungswaffen, die

*) Man sehe nur, was der Renner und Hans Sachs von ihnen sagen.

sie bisher trugen, gereichten ihnen nach und nach nur zur Last; und je mehr sie davon ablegten, je mehr wich auch der wahre Rittergeist, der so nur noch schwach in ihnen gelebt, von ihnen, und man könnte ihn daher wohl zum Theil an jene Waffenstücke gebannt erklären.

Zehnte Abtheilung.

Strafen der Ritter, Tod und Leichenbegängniß.

Nachdem wir dem Glanze der Ritterschaft bisher durch alle Abtheilungen des Ritterlebens gefolgt sind, kommen wir nun auf die, in welcher zu erzählen ist, wie der Glanz dieses Ritterlebens verlosch, sey es nun als Strafe, oder durch die Auflösung aller menschlichen Einrichtungen und Betriebsamkeit, durch den Tod. Je höher und allgemein die Ritterwürde geachtet wurde, je größer man dieses Vorrecht hielt, um so mehr bemühte man sich auch, dasselbe zu bewahren; und eben hierin ist auch ein Grund zu suchen, daß man die Lebensart vermied, durch welche man diese Würde verlieren konnte, denn so unzerstörbar diese Würde auch war, wenn man sie einmal erhalten hatte und einen Lebenswandel führte, der ihrer Ansicht entsprach, so gab es doch Bedingungen, unter denen sie aufhörte. Geringere Strafen der Ritter haben wir schon oben in der Abtheilung von den Turnieren kennen gelernt, als z. B. Entfernung von den Vortänzen bei den feierlichen Tänzen, welche nach Turnieren gemeinhin stattfanden; Verbot, die Turniere zu besuchen; Empfang mit Schlägen derjenigen Ritter in den Turnieren, welche sich durch irgend einen geringen Fehler strafbar gemacht hatten, wobei die Strafe mehr oder minder heftig war, je nachdem ihr

eigenes, großes oder kleineres Verbrechen, so wie das eines nahen Anverwandten in ihnen bestraft ward; zuletzt Beraubung des Pferdes und Zwang, während des Turniers auf den Schranken der Turnierbahn zu reiten, wie dies alles ausführlicher im Abschnitt von den Turnieren erörtert und betrachtet worden ist.

Wenn nun aber gar ein Ritter seinen Stand durch schlechte Handlungen, durch ein Verbrechen, oder durch irgend eine andere entehrende That brandmarkte, dann ward er mit dem schandvollsten Zustande, durch eine Absetzung aus der Ritterwürde, durch eine Erniedrigung bestraft.

Diese Entsetzung der Ritterwürde häufte auf den Verbrecher, wie es in der damaligen strengen Zeit gewöhnlich war, eine große Masse bedeutender und ergreifender Beschimpfungen. Denn sobald ein Ritter für seine Verbrechen zu solcher Beschimpfung gerichtlich verurtheilt worden war, wurde er sogleich auf ein Gerüste geführt, wo man vor seinen Augen alle seine Waffen und die verschiedenen Stücke seiner Rüstung, die er entehrt hatte, in Stücken brach und ihm vor die Füße warf. Die Sporen wurden ihm auf einem Misthaufen abgenommen (jenes Hauptzeichen der Ritter und ihnen so werth, daß, wie wir bereits oben gesehen haben, der Ausdruck: die Sporen anlegen, mit Ertheilung der Ritterwürde gleichbedeutend war), seinem Pferde ward ebendaselbst der Schweif abgehauen. Auch mußte er sehen, wie sein Schild, auf dem das Wappen ausgelöscht war, an dem Schweife eines schlechten Pferdes hangend, mit der Spitze in die Höhe

gekehrt, auf eine schimpfliche Art durch den Koth gezogen ward. Die Umkehrung des Schildes, so daß die Spitze in die Höhe gekehrt war, bedeutete immer, wie bereits oben bei der Betrachtung des Schildes angeführt worden, daß der Inhaber und Eigenthümer verstorben sey. Hier ward also der Ritter wie ein Verstorbener betrachtet, und sein sittlicher Tod galt für einen wirklichen Leibestod. Wappenkönige, Herolde und Wappenpersevanten mußten für die Vollziehung dieser Strafe sorgen, wobei sie gegen den Frevler die bittersten Beleidigungen und Schimpfworte ausstießen. Die Priester verlasen über ihn, nachdem sie vorher die Vigilien der Todten abgesungen hatten, den hundert und achten Psalm, welcher viele Verwünschungen und Vermaledeiungen wider die Verräther enthält. Dreimal fragte der Wappenkönig oder der Wappenherold nach dem Namen des Verbrechers. Jedesmal nannte ihn der Wappenpersevant, und immer sagte der Herold, daß dieser nicht der Name desjenigen wäre, der hier vor seinen Augen stände; denn an diesem erkenne er weiter nichts, als einen Verräther, einen Treulosen und Eidbrüchigen. Hierauf nahm er aus den Händen eben dieses Wappenpersevanten ein Becken mit warmem Wasser, warf es mit Unwillen auf das Haupt des ehrlosen Ritters, um dadurch die heilige Würde, welche ihm durch den Ritterschlag verliehen worden war, zu vertilgen. War der Verbrecher auf diese Weise herabgewürdigt, so wurde er an einem, unter seinen Armen befestigten Stricke von dem Gerüste niedergezogen, auf eine Schleife oder Tragbahre geworfen, mit einem Todtentuche bedeckt und in die Kirche geschleppt, wo man

die nämlichen Gebete und Feierlichkeiten, wie bei Verstorbenen, über ihn verrichtete. Bei schweren Verbrechen, z. B. der beleidigten Majestät, ward das Wappen, wie noch heut zu Tage geschieht, durch den Scharfrichter öffentlich zerbrochen. Sleidanus in seinem Comment. B. VI. p. 146 erzählt ein solches Beispiel von dem Herzoge Karl von Burgund, wegen seines Abfalls von dem Könige von Frankreich.

Waren geringere Verbrechen begangen, so war auch die Strafe milder, und es wurde zum Beispiel der Ritter nur von der Tischgesellschaft anderer Ritter ausgeschlossen. Hatte die Ankündigung dieser Entfernung aus ritterlicher Tischgemeinschaft keinen Eindruck auf ihn gemacht, war er frech genug, sich zur Rittertafel zu drängen und daran Platz zu nehmen, so ward vor ihm das Tischtuch zerschnitten, indem ein Wappenherold an den Tisch trat und erklärte, kein ehrsamer Ritter könne mit ihm das Mahl einnehmen, wobei er das Tischtuch vor ihm entzweischnitt und sein Brot umkehrte. Verstattet war es aber auch dem Ritter, der so verunglimpft ward, seine Unschuld zu beweisen, oder auch, wenn er dies wirklich nicht konnte, späterhin durch ein untadelhaftes Betragen seine Schmach wieder zu sühnen. Ein Beispiel davon liefert uns die Geschichte: Als einst Wilhelm von Hennegau, Graf von Ostrevan, an der Tafel Königs Karl IV speisete, trat ein Herold in den Saal und schnitt vor dem Grafen das Tischtuch entzwei, unter der Ankündigung, daß ein Unbewaffneter nicht verdiene, an der Tafel des Königs zu sitzen. Der Graf, den dieser unerwartete Auftritt überaus

befremden mußte, antwortete, daß er so gut wie andere Ritter Schild und Lanze führe. Unmöglich, erwiderte der älteste Herold, denn Ihr wisset, gnädigster Herr, daß Euer Großoheim von den Friesen getödtet worden ist, und daß sein Tod bis jetzt ungerächt blieb; hättet Ihr Waffen, so würde dies gewiß längst geschehen seyn. Diese Beschimpfung erregte den Ehrgeiz des Grafen, der nun an nichts weiter dachte, als wie er seine Schande wieder gut machen könne; er fand das Mittel und erreichte seine Absicht. (Histoire géneral de la vie privée des Français.)

War ein Ritter genöthigt worden, durch die vor ihm geschehene Zerschneidung des Tischtuches die Stelle an der Rittertafel zu verlassen, so ward ihm nicht einmal erlaubt, an der Tafel der Knappen seine Stelle einzunehmen, wenn er nicht einer gleichen Beschimpfung gewärtig seyn wollte. Dies beweiset eine Stelle aus dem französischen Gedichte Lancelot du Lac, wo es heißt: Ein Ritter, den man als einen berüchtigten Menschen ansah, kam an den Hof des Königs Artus und wollte an der Rittertafel Platz nehmen; keiner wollte ihn aber daran leiden. Verstoßen aus jedem Range, wo er sich zeigte, wollte er sein Tischtuch auf der Knappentafel auflegen; hier empfing man ihn nicht besser, sie jagten ihn ebenfalls von sich; endlich war er genöthigt, sich eine Stelle außerhalb des Saales zu suchen. — Diese Erzählung scheint durchaus aus dem Leben gegriffen zu seyn und beweisend hier eintreten zu können.

Nach Alain Chartier, soll Bertrand du Guesclin, dieses Muster eines französischen Ritters, der erste gewesen seyn, welcher diesen Gebrauch eingeführt hat; indessen ist

es nicht wahrscheinlich, daß diese Sitte erst von ihm herrühren sollte; vielmehr ist wohl anzunehmen, er erneuete sie, da das ganze ritterliche Wesen in ihm einen Anhalt, eine Stütze fand, sowohl durch sein eigenes Verhalten, als auch durch die von ihm ausgehenden Verordnungen.

Solche entehrende Strafen, die letzte etwa ausgenommen, hatten immer die Folge, daß der Ritter seinem ritterlichen Werke entsagen mußte, denn niemand würde wohl mit ihm gekämpft haben. Gleiche Entehrung traf denn auch, wie wir bereits früher gesehen haben, diejenigen, welche in einem angeordneten Kampfgerichte ausgeblieben waren, oder überwunden und nicht tödtlich verletzt, das Mitleiden ihres Siegers angerufen hatten, bloß um ihr Leben, und noch dazu von da an ein schmachvolles sich zu retten. Dies braucht indessen hier nur angedeutet zu werden, da es ausführlicher in der achten Abtheilung erzählt ward.

Es gab indessen auch eine ehrenvolle Art, wie der Ritter seine Kampfzeit enden konnte: durch das Alter. Wenn auch ein französischer Dichter, Balduin von Condé, meint, ein Ritter müsse das Kriegeswerk so lange treiben, als es seine Kräfte verstatteten, so trat denn doch ein Zeitabschnitt ein, in welchem er ehrenvoll, bei noch nicht ganz erschöpften Kräften, zurücktreten konnte: dies war, sobald er das sechzigste Jahr erreicht hatte. Zuerst zogen sich diese Alten von den Turnieren zurück, wobei sie doch noch zugegen seyn durften, ja immer eine ehrenvolle Stelle, wohl gar Dänke, den Aeltesten-Dank, empfingen. Sie waren hier nicht allein den jüngern Rittern ermuthigende

Beispiele durch den Ruf ihrer Thaten, sondern besonders auch Richter; denn sie kannten alle Arten des Kampfes, sie wußten nach Recht, Sitte und Billigkeit den Sieg zuzusprechen.

Gemeinhin turnierten vor dem Schlusse ihrer Ritterbeschäftigungen solche Greise noch einmal, zeigten sich mannlich und wacker und gelobten nun, nicht mehr zu kämpfen. Ein Beispiel davon liefert die französische Geschichte unter König Ludwig XII. In den Ritterspielen, die in Gegenwart des ganzen Hofes in der Straße St. Antoine gehalten wurden, zeichnete sich, wie Jean de St. Gelais (Geschichtschreiber Ludwigs XII) erzählt, unter andern Herr von Clerieux, ein Mann, der schon im Winter seiner Lebenszeit war, auf das bewunderungswürdigste aus. Denn durch einen Lanzenwurf streckte er einen Edelmann aus der Picardie, Reuter und Pferd zugleich, zu Boden, und alsobald, nachdem er dieses gethan hatte, ging er hin und legte die Rüstung ab, um frische Luft zu schöpfen. Er überschickte, zwischen zwei schönen Tüchern, seinen Helm einer pariser vornehmen Frau, mit der Bitte, daß sie solchen aufbewahren möchte, indem er nun seine Laufbahn geschlossen habe und gesonnen sey, nie wieder bei einem Ritterspiel oder Turnier, wo man einen Harnisch tragen müsse, sich einzufinden. Ungern wichen indessen die Ritter aus dieser geliebten und ehrenvollen Beschäftigung und verstachen wohl noch gerne, wenigstens in der Stille, eine Lanze: wie der Kurfürst von Sachsen heimlich mit Georg von Schweinichen, dem Vater des bekannten Hans von Schweinichen, noch eine Lanze

bricht, und als beide fallen, der Kurfürst vom Stoß und der Schwere seiner Lanze überwogen, Georg von Schweinichen aber aus Höflichkeit gegen den fallenden Kurfürsten, gelobt auch der Kurfürst, dies solle seine letzte Lanze seyn, die er bräche *) Die Ritter, welche das sechzigste Jahr überschritten hatten, brauchten auch keine Ritterdienste, in Hinsicht ihres Lehns, mehr zu thun, und überschickten daher statt ihrer Person dem Lehnherrn ihr Pferd und ihre Waffen, oder stellten auch, wie Georg von Schweinichen, an ihrer Statt den ältesten Sohn.

Alles schloß aber der allen gemeinsame Tod, und auch hier wurde nun die möglichste Pracht angewendet, um die letzte Ehre dem Ehrenvollen noch auf die würdigste Art zu beweisen. Gemeinhin wurden die Ritter in voller Rüstung beerdigt, vorzüglich aber mit dem Schwerte und den Sporen, angethan mit ihrem Wappenrocke, es sey denn, daß sie selbst gewünscht hatten, auf eine nicht so weltliche, sondern mehr geistliche Art beigesetzt zu werden, das heißt, angethan mit der Kutte eines Geistlichen, wodurch sie glaubten manche weltliche Sünde abzubüßen. In Deutschland wurde die Beerdigung mit Schild und Helm dann besonders angewendet, wenn der letzte einer adelichen Familie dem Schooß der Erde anvertraut wurde. Mit ihm gingen ja die Zeichen und Kleinodien seines Helmes und Schildes zu Grabe. In Deutschland ist diese Sitte sehr alt. Manche Schriftsteller wollen sie aus der Zeit Kaiser Heinrichs V herleiten, der im Jahre 1125 ohne

*) Leben des Hans von Schweinichen. Bd. I. S. 39.

Nachkommen verstarb, und der nach Crusius (annales Sueuicae) Nachrichten lib. IX. P. II. c. 11. zu Speier (wovon indessen die speierschen Jahrbücher nichts erzählen) mit Schild und Helm begraben worden seyn soll. Höchst wahrscheinlich ist aber diese Sitte uralt und schreibt sich schon aus dem Heidenthume her, wo ja alle Waffen und sogar das Leibpferd des Verstorbenen mit verbrannt und beerdigt wurden, er sey nun der letzte seines Stammes gewesen, oder habe auch noch so viel Nachkommen gehabt. Aber auch Nachfeiern seines Todes fanden statt, welches er indessen mit den übrigen Christen jener frühern Zeit theilte, indem der dritte, siebente und dreißigste Tag feierlich begangen ward. Denn schon der im elften Jahrhundert lebende Bischof Dithmar von Merseburg sagt in seinem höchst wichtigen merseburger Zeitbuche (S. 383): „denn eben war es der dritte Tag nach dem Absterben des Erzbischofs, welcher so, wie der siebente und dreißigste, bei eines jeden gläubigen Christen Abschiede feierlich begangen wird, und zwar um des Geheimnisses willen, welches damit verbunden ist, nämlich wegen des Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit, und wegen der siebenfachen Gaben des heil. Geistes." Nicht minder wurde der Jahrestag seines Todes gefeiert, und wir finden daher bedeutend viel Stiftungen in alten Urkunden, theils von den Verstorbenen selbst, theils von ihren überlebenden Kindern, Erben und nähern Freunden, die Seelenmessen zum Heil der Verstorbenen auf bestimmten Altären oder in genau angegebenen Kirchen stiften.

Nach den Bemerkungen, welche la Colombière in

seinem théâtre d'honneur II. 625 gemacht hat, sollen durch die verschiedenen Umstände, welche den Tod des Ritters begleiteten, ob er im Kriege, oder in einem Kampfe, oder bei den Kreuzzügen, oder im Schooße des Friedens gestorben, wenn er Sieger, Ueberwundener oder Gefangener war, verschiedene Stellungen eingetreten seyn, die man seinem Schwerte, Schilde und Helme auf seinem Denkmahle gab. Da aber la Colombière selbst gesteht, seine Lehren stimmten nicht immer mit dem überein, was sich auf dem Denkmahle dieses und jenes Ritters finde, so ist es wohl besser, ein so wenig haltbares Gewohnheitsgesetz mit Stillschweigen zu übergehen. Favin versichert in seinem théâtre d'honneur, daß Ritter, die nach unternommenem Kreuzzuge starben, wenn sie demselben auch nicht bis an das Ende beigewohnt hatten, mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen beerdigt wurden.

D. Vaisette erzählt (in seiner hist. de Languedoc T. IV. p. 520 beim Jahre 1443): „in jenen Zeiten ließ man es in Ansehung der Pracht bei Beerdigungen oder Begräbnissen an nichts fehlen, und die Großen verordneten hierzu in ihrem letzten Willen außerordentliche Geldbeiträge. Man beobachtete eine sonderbare Gewohnheit bei den Begräbnissen der Freiherrn und andern Ritter; man ließ in dem Prunkbette, das man an den Ort des Begräbnisses trug, einen lebendigen, vom Kopfe bis zu den Füßen gerüsteten Mann liegen, der die Person des Verstorbenen vorstellen sollte. In den Rechnungen des Hauses Polignac findet sich dazu der Beweis, indem darin bemerkt ist, daß man im Jahre 1573 fünf Sous an

Blaise gab, weil derselbe, bei der Beerdigung Johanns, Sohns des Randonnet Armond, Vicomte von Polignac, den todten Ritter gemacht hatte."

Die Waffen der Ritter wurden auch häufigst an den Decken und Pfeilern der Kirchen befestigt, damit sie in diesen ein fortwährendes, feierliches Andenken blieben. Entweder weihten die Ritter selbst, nach einem bedenklichen und schweren Kampfe, ihr Schwert, ihre Sporen, oder auch wohl die Rüstung ihrer Gegner, wenigstens einen Theil derselben, einer Kirche, oder wenn sie starben, wurden die Rüstungsstücke, die bei der Beerdigungs- und Leichenfeierlichkeit gebraucht worden waren, neben ihrem Leichendenkmahle befestigt. Am häufigsten finden sich Lanze, Schwert, Sporen, Helm und Handschuh, man findet aber auch in Kirchen vielfältige Beispiele, daß große Tafeln befestigt worden sind, um daran die ganze Rüstung, nämlich die schon bereits erwähnten Stücke, und außerdem noch den Panzer, die Arm- und Bein-Schienen zu heften.

Wenn auch hierüber allgemeine Gesetze geherrscht haben, — wie z. B. einem Ritter sein Panier, seine Standarte und sein Fähnlein zusammen nur dann mit in sein Grab gegeben werden durften, wenn er in einer Schlacht geblieben war, außerdem aber nur eines oder zwei der genannten drei Sachen, nie alle drei zusammen, — so waren doch so viel besondere Einrichtungen dabei, daß sich darüber nichts in ganz allgemeine Sätze fassen läßt.

Starb ein sehr berühmter und mannhafter Ritter, so suchte man sein Andenken auf alle Weise zu erhöhen und das Gefühl des großen Verlustes auf jegliche Art auszu-

drücken. Land, Ort, die Person, welche betrauert ward, und die Personen derjenigen, welche die Trauer-Feierlichkeit veranstalteten, machten dabei bedeutende Unterschiede; und es muß daher genügen, ein einzelnes Beispiel anzuführen von einem der mannhaftesten und berühmtesten Ritter Frankreichs, dem Konnetable Bertrand du Guesclin, genannt die Blume der Ritter.

Als du Guesclin im Jahre 1380 Chateau-neuf oder das Kastell von Randon belagerte, begannen beide Theile, über den Ausgang auf gleiche Weise beunruhigt, Unterhandlungen und kamen überein: von der einen Seite, die Angriffe einzustellen, von der andern den Platz zu übergeben, wenn die Engländer nicht in dem Tageslaufe des zwölften Heumonds eine ausreichende Unterstützung erhalten würden, um die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Indessen erkrankte der Konnetable in dem Laufe des Waffenstillstandes; die Aerzte erklärten seine Krankheit bald für tödtlich. Als diese Entscheidung bekannt ward, waren der Schmerz und die Bestürzung im Heere allgemein: Generale, Hauptleute, Soldaten, alle erschreckte der Verlust eines Vaters und unschätzbaren Freundes. Die Altäre waren Tag und Nacht von Flehenden umringt, die ihre Gelübde und ihre Gebete um seine Erhaltung dahin führte; selbst die Belagerten, ein erstaunenswürdiges Ereigniß, stellten öffentliche Gebete an und forderten von dem Himmel die Herstellung eines Feindes, der ihnen so furchtbar, aber so voll Tugend und Güte, so edelmüthig im Siege war, daß sie es für ruhmwürdig hielten, vor ihm die Waffen niederzulegen. Du Guesclin fühlte seinen Zustand

ohne Unruhe: er ließ seinen Degen, den er als Konnetable führte, auf sein Bette bringen, faßte ihn mit den Händen so kraftvoll als ehemals in der Mitte der Schlachten, betrachtete ihn einige Minuten schweigend, wie zur Erinnerung an den Ruhm, mit dem er ihn empfangen und den er durch ihn erworben hatte. Ich denke, sagte er zu dem Marschall Sancerre, indem ich diesen Degen betrachte, darüber nach, ob ich jemals in dem Gebrauche desselben gefehlt habe. Ich gestehe es, daß andere einen bessern Gebrauch von ihm hätten machen können, aber keiner konnte reinere Absichten haben, als ich; ich bedauere nur sterbend jetzt, daß ich die Engländer nicht gänzlich aus dem Königreiche vertrieben habe, wie ich hoffte; Gott hat diesen Ruhm für einen Würdigern aufbewahrt, vielleicht für Euch, Herr Marschall, vielleicht wird der Himmel Euch diese Gnade erweisen; ich wünsche es und halte Euch für den Mann im Königreiche, dem diese Ehre vorzüglich gebührt. Dann ließ er sein Haupt entblößen und sagte zu dem Marschall: empfangt den Degen von meiner Hand, und — ich bitte Euch — wenn Ihr ihn dem Könige zurückgebt, so drückt ihm meine Dankbarkeit für seine Wohlthaten aus, und mein Bedauern über die Fehler, die ich gegen seinen Dienst durch Unwissenheit kann begangen haben, die aber niemals absichtlich gewesen sind; versichert ihn, daß ich als sein Diener und als der ihm ergebenste von allen sterbe. Er umarmte den Marschall zärtlich, der, in Thränen zerfließend wie alle Umstehenden, den Degen hinnahm. Und dann, an die bejahrten Hauptleute sich wendend, die sein Bette umgaben, fuhr er fort:

meine theuern Gefährten! Ihr seht meinen Zustand, und daß der Tod mich übereilt und mir nicht erlaubt, das für Euch zu thun, was ich gewollt habe; aber das muß Euern Muth nicht niederschlagen; wenn ich bei dem Könige nicht mehr für Euch reden kann, so müssen Eure Dienste für Euch sprechen. Fahret fort ihm gut zu dienen, er ist gerecht und edelmüthig, und wird Euch gewiß belohnen, wenn Ihr es verdient habt. Aber ich will Euch, ehe ich sterbe, noch die Worte wiederholen, die ich Euch tausendmal gesagt habe: erinnert Euch überall, wo Ihr Krieg führt, daran, daß die Geistlichen, das arme Volk, Weiber und Kinder nicht Eure Feinde sind, daß Ihr die Waffen nur zu ihrer Vertheidigung und zu ihrem Schutze tragt: ich habe Euch das immer anempfohlen, und wiederhole es Euch zum letzten Male, indem ich Euch mein letztes Lebewohl sage und mich Euch anempfehle.

Er sprach noch einige Augenblicke, blieb dann fast eine Viertelstunde schweigend, die Blicke auf ein Christusbild geheftet, das er in beiden Händen hielt; in diesem Zustande seufzte er noch zwei oder dreimal, und gab seine edle Seele dem Himmel zurück. Dieser trauerbringende Tag war der 13. Julius 1380. Du Guesclin war damals in dem Alter von 60 bis 62 Jahren.

Da die Engländer die erwartete Hülfe nicht erhalten hatten, ward der Kommandant des Castells von Randon von dem Marschall Sancerre zur Uebergabe des Platzes aufgefordert. Er hatte den Tod des Konnetable erfahren, fühlte einen sehr lebhaften Kummer und beantwortete die Aufforderung als ein edelmüthiger und hochherziger Mann:

ich habe Euch nicht versprochen, meine Festung an Euch zu übergeben; dem Herrn Konnetable habe ich mein Wort gegeben, und ihm will ich es halten; aber es soll auf eine außerordentliche Weise geschehen, welche die Achtung ausdrückt, die ich immer vor ihm gehegt habe, und die ich von seinem Andenken beibehalte; ich würde mich schämen, einem andern als ihm meine Thore zu öffnen; es ist gerecht, daß ich ihm erweise, was ich ihm schuldig bin, obgleich er todt ist. Ich will die Schlüssel einer Festung, deren wahrer Besieger er ist, auf seinen Sarg niederlegen.

Das französische Lager ward in Schlachtordnung gestellt, mit fliegenden Fahnen, in der Stellung der Sieger. Die Engländer traten beim Schalle der Trommeln aus der Stadt, durchzogen das Feld und gelangten zur Wohnung des Verstorbenen. Sie fanden ihn noch auf seinem Todeslager von Waffenherolden umgeben, den Degen, welchen er als Konnetable geführt, entblößt an seiner Seite, auf einem Kissen von violenfarbenem, mit goldenen Lilien überstreuetem Sammt. Der Marschall Sancerre führte den englischen Kommandanten und dessen Hauptleute hinein; diese knieten nieder und verrichteten ihr Gebet. Der Kommandant erhob sich, richtete seine Worte an den entseelten Konnetable und sagte: „nicht an diesen Leichnam, den ich gefühllos hingestreckt vor mir sehe, — an Euch selber, Herr Konnetable, übergebe ich meine Festung; die Macht Eures unsterblichen Geistes allein kann mich zur Uebergabe an die Franzosen zwingen, obgleich ich dem König von England geschworen habe, sie bis zu meinem letzten Blutstropfen zu vertheidigen.“

So sprach er, legte die Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen nieder und zog sich mit denen, die ihm folgten, in Thränen zerfließend, zurück. Ueberall in Frankreich ehrten Thränen den Edlen nach seinem Tode; die Engländer selbst beweinten diesen edelmüthigen und menschlichen Sieger. Aber der Schmerz des Königs war unbeschreiblich; er kannte den ganzen Werth und den Umfang der geleisteten Dienste Guesclin's, und schloß von der Vergangenheit auf das, was er für die Zukunft hätte hoffen dürfen.

Der Marschall Sancerre ließ den Leichnam einbalsamiren und nach der Franziskanerkirche zu Puy in Velay bringen, wo die innern Theile eingesenkt wurden. Als man den Körper zu der Gruft seiner Vorfahren nach Bretagne führen wollte, kamen Befehle des Königs und ein Bestattungsgefolge an, um ihn nach St. Denys zu bringen, wo der König für sich und für die Königin Johanna von Bourbon, die schon seit dem Jahre 1377 daselbst ruhte, eine Kapelle hatte erbauen lassen. In dieser Kapelle und in demselben Gewölbe ward die Leiche des Konnetable beigesetzt, damit auch der Tod sie nicht trennen sollte. In nicht langer Zeit ward auch der König mit der Königin, seiner Gemahlin, vereinigt, da er wenige Monate nach dem Konnetable starb. Da der König befohlen hatte, die Leiche nach St. Denys zu führen, so ward dort auch die Todtenfeier gehalten, und mit allen Feierlichkeiten, allem Aufwande und aller Pracht, wie bei den Beerdigungen der Könige. Die Herzöge von Anjou, von Berry, von Burgund und von Bourbon waren, begleitet von den

größten und berühmtesten Männern des Königreichs, an der Spitze des Todtenzuges; es ward eine Leichenrede gehalten, eine Ehre, die bis dahin den Königen und Prinzen vorbehalten war.

Zehn Jahre darauf ließ Karl VI dem Konnetable eine neue Ehre erweisen, und zwar folgende: das Bild des hochberühmten Todten ward unter ein erleuchtetes Trauergerüst gestellt, das mit Fackeln und Wachskerzen bedeckt war; in der Mitte eines Chors, das gleichfalls Fackeln und Kerzen umgaben, die während der ganzen Feier brannten. Herr Olivier von Clisson, Konnetable von Frankreich, führte, nebst den Marschällen Ludwig von Sancerre und Monton von Blainville, den Leichenzug, den der Graf von Longueville, Olivier du Guesclin, der Bruder des Verstorbenen, und mehre andere Herren von hohem Stande bildeten; alle des Verstorbenen Verwandten oder vorzüglichsten Freunde, in Trauerkleidung, nach kriegerischen Gebräuchen das Todtenopfer bringend. Der Bischof von Auxerre, der die Messe las, ging, da er den Dienst des Meßopfers verrichtet, mit dem Könige bis an die Thür des Chors, um sie zu empfangen; da erschienen vier Ritter in der vollständigsten Rüstung und mit den Wappenzeichen des verstorbenen Konnetable; ihnen folgten vier Waffenträger auf den schönsten Pferden aus dem Stalle des Königs, deren Decken dieselben Wappenzeichen hatten, und trugen die Paniere des Konnetable, die vormals den Feinden des Reichs so furchtbar waren. Der Bischof empfing die Pferde mit Auflegung der Hände auf ihre Köpfe, dann naheten sich der Konnetable von Clisson und

die beiden Marschälle zum Todtenopfer, in der Mitte von acht Begleitern, deren jeder einen Schild mit den Wappenzeichen des Verstorbenen trug, dessen Spitze in die Höhe gekehrt war, als eine Andeutung seines Todes; alle waren von brennenden Wachskerzen umgeben. Dann folgten der Herzog von Touraine, des Königs Bruder; Johann Graf von Nevers, der Sohn des Herzogs von Burgund; Peter, der Sohn des Königs von Navarra; sämmtliche Prinzen vom Geblüt, und Heinrich von Bar, des Königs Vetter: alle mit niedergesenkten Augen und jeder mit einem bloßen Degen in der Hand, den er an der Spitze faßte, anzudeuten, daß sie Gott die erfochtenen Siege zum Opfer brächten, daß sie eingeständen, sie durch seine Gnade und durch den Muth des Verstorbenen gewonnen zu haben. In dem dritten Zuge erschienen die vier Ersten unter den Großen des Hofes, in völliger Rüstung, von acht Waffenträgern, den Jüngsten des königlichen Hofadels, begleitet, deren jeder einen Helm in der Hand trug; darauf vier andere, wie jene, in schwarzer Kleidung, ein aufgerolltes Panier tragend, mit dem Wappen du Guesclin's bezeichnet, dem schwarzen Adler in silbernem Felde. Alle gingen in gehaltenem Schritte, mit großem Ernste und Zeichen der Betrübniß; und jeder, nach seiner Reihe, kniete vor dem Altar, vor dem alle Stücke dieses Ehrenopfers niedergelegt wurden, und trat in gleicher Ordnung zurück, nachdem er dem dienstverrichtenden Prälaten die Hände geküßt hatte. Der Bischof bestieg nach der Vollendung des Opfers die Kanzel, um die Leichenrede zu halten. Er sprach über die Worte:

nominatus est usque ad extrema terrae, und zeigte durch die Herzählung seiner großen kriegerischen Arbeiten, seiner hohen Waffenthaten, seiner Siegeszeichen und seiner Triumphe, daß er die wahre Blume der Ritterschaft war, und daß nur der wahrhaft ein Braver ist, der sich, wie er, durch Muth und Rechtlichkeit auszeichnet.

Und mit diesen Begräbnißfeierlichkeiten der Blume der Ritterschaft, mit welchem Namen, wie gesagt, Bertrand du Guesclin belegt ward, schließen wir wohl am besten diese Vorlesungen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler zum zweiten Bande.

S. 6 Z. 9 v. u. l. Sammelungen f. Semmelungen
— 18 Z. 6 v. u. l. Elemun f. Elenum
— 29 Z. 2 v. o. l. pfleg f. pflog
— 38 Z. 10 v. u. l. Gundacker f. Grundacker
— 47 Z. 2 v. o. l. Lengenbach f. Langenbach
— 52 Z. 16 v. o. l. Patelamunt f. Palelamunt
— 54 die Stelle aus Hans von Schweinichen vom 12. Febr. 1574 ist ganz zu streichen, indem ihre Einrückung nur aus einem Versehen geschehen ist, da Pfeiffer, oder wie die andere Handschrift sagt: Prüffer, der Name des Sekretär's ist.
— 60 Z. 8 v. o. einer ist zu streichen
— 67 Z. 14 v. o. l. verweigern f. vorweigern
— 70 Z. 5 v. u. l. merkwürdig f. merkwürbig
— 72 Z. 6 v. u. l. Chanzler f. Chonzler
— 79 Z. 12 v. u. l. Bechelaren f. Bechebaren
— 89 Z. 13 v. o. l. meiner f. einer
— 109 Z. 4. v. u. l. euch f. auch
— 111 Z. 14 v. u. l. manessische f. manesischen
— 113 Z. 5 v. o. l. mir f. uns
— 115 Z. 8 v. u. l. theurer f. theuer
— 121 Z. 5 v. o. l. Glokeniz f. Glokenig
— 143 Z. 8 v. u. l. Raimund f. Reumund
— 149 Z. 1 v. u. l. war f. was
— 152 Z. 3 u. 5 v. o. l. Lieb f. Leib
— 157 Z. 9 v. o. l. dieselben f. dieseben
— 159 Z. 13 v. o. l. die f. dle
— 176 Z. 5 v. u. l. keinen f. keinem
— 177 Z. 8 v. o. fehlt hinter Jungfrau ein Komma
— 178 Z. 16 v. o. l. ihn f. ihm
— — Z. 19 v. o. l. Baumont f. Laumont
— 227 Z. 5 v. o. l. den f. die
— — Z. 8 u. 9 v. o. l. So ritt, wie durch blutige Straße, dreimal
— 241 Z. 7 v. o. l. können f. könne
— 294 Z. 11 v. o. l. einbalsamen f. einbalsamiren

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büsching, Johann Gustav Gottlieb,

Ritterzeit und Ritterwesen Vorlesungen

Bd.: 2

Leipzig (1823)

Herald. 15 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10455060-9